

Frank Hofmann

RAG-DEV



Rag-Dev

Rag-Dev

Frank Hofmann

2026

Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2024/2026 Frank Hofmann
Verlag Frank Hofmann, Marktplatz 5,
65428 Rüsselsheim/Main

ISBN 978-3-929066-42-5

Are melted into air
As I foretold you (you all spirits, and
Our revels now are ended. These our actors
be cheerful, ladies and sirs.

William Shakespeare
... perhaps

I never quote things straight except by accident.

H.P. Lovecraft

O Captain!

Klack

Klack

Klack.

Die schwarze Kugel aus Plastik holperte die Treppenstufen herunter, rollte über den weißen Thassos-Marmorboden, bis sie an den unter einem Tuch aus dunkelgrauem Samt verborgenen Block stieß, auf dem der schwarzglänzend lackierte Sarg aus Eichenholz aufgebahrt war, in dem ich lag.

So hätte es nicht enden sollen.

My Captain!

Krähen saßen schwarz vor grauem Himmel auf den sum-menden Stromleitungen wie die einzigen Gäste einer trau-rigen Premiere. Wenige lange Mäntel in Anthrazit standen im Nieselregen vor dem frisch ausgehobenen Grab, auf dem sich schon eine feine Schneeschicht zeigte; eine Frau in bodenlangem Hermelin mit einem Kragen aus Silber-fuchsfell. Ein Mann Gottes sprach, wobei niemand zu-hörte. Zwei unrasierte Männer in Arbeitskleidung, Fried-hofsgehilfen, warteten in einiger Entfernung; einer von ihnen blies den Rauch seiner Zigarette durch die Nase, der andere verlagerte den Kautabak von der rechten in die linke Backe.

»Das ist eine berühmte Schauspielerin. Yuri Ara... Ari... irgendwas.«

Der andere Mann spie schwarzen Tabaksaft in den Schnee.

»Und?«

»Yuri Airashī, das ist es.«

Ich stand abseits im Schatten, während ich mit wider-streitenden Empfindungen meiner Beerdigung beiwohnte und –

The months are vacuums

Wenn ich jetzt noch genau zweieinhalb Minuten wartete, wären zweieinhalb Minuten vergangen. Mir war langweilig.

Dunkelheit hätte bereits trotz des frühen Abends alle Helligkeit verschlingen sollen, aber der Himmel trotzte ihr mit einem perlmuttfarbenen schwachen Glimmen. Später gäbe es Schnee.

Ich ging in die Küche. Im Kühlschrank sollten noch einige Flaschen Stout sein. Flasche oder Glas? Glas, um die Dunkelheit zu betonen. Noch eine Scheibe Schwarzbrot mit Camembert. Und fertig war das Abendessen. Mir war langweilig.

Auf dem Rückweg zum Sofa jonglierte ich Glas und Teller in meiner rechten Hand und griff mit der linken wahllos nach einem Buch im Regal. Das war wieder ein Drei-Arme-Job, aber ich hatte keine Lust, zweimal zu gehen. Klappte auch so.

Das Buch war die »Nachtwachen von Bonaventura«; das war zwar falsch, klang aber besser als »Nachtwachen von Klingemann«. Paßte zudem, und obwohl ich es kannte, hatte ich keine Lust, nach einem anderen zu suchen. Ich nahm einen großen Schluck vom Stout, biß in mein Brot und schlug das Buch auf:

Die Nachtstunde schlug; ich ...

Von irgendwoher eine Glocke. Die Augen folgten den Zeilen, aber sein Gehirn nahm die Bedeutung nicht wahr, weil ich von dem Geläut abgelenkt war.

Es war eine von jenen unheimlichen Nächten, wo Licht und Finsterniß schnell und seltsam mit einander abwechselten. Am Himmel flogen die Wolken, vom Winde getrieben, wie wunderliche Riesenbilder vorüber, und der Mond erschien und verschwand im raschen Wechsel. Unten in den Straßen herrschte Todtenstille, nur hoch oben in der Luft hauste der Sturm, wie ein unsichtbarer Geist.

Wieder schweiften seine Gedanken ab.

Ich wußte wohl, wer da so hoch in den Lüften regierte; es war ein verunglückter Poet, der nur in der Nacht wachte, weil ...

Es hatte keinen Sinn; ich war zu unruhig, um mich auf die ohnedies eingeschränkte Kontinuität der Erzählung einzulassen, und schaltete den Fernseher an: »Die Spur des Falken«.

Es war schon fast das Ende: Nachdem Spade, Cairo, Gutman, O'Shaughnessy und Cook die halbe Nacht auf die Ankunft des Falken warteten, lesend, rauchend, vor sich hindösend, in diesem Zimmer, das aus der Zeit herausgebrochen wurde und sich erst wieder in den linearen Zeitstrom eingliederte, als der Morgen anbrach, Spade aufstand und das Licht der Lampe ausschaltete; nachdem es klingelte und die Sekretärin das erwartete Bündel brachte; die illustre Gesellschaft feststellte, daß die Statue eine bleierne Fälschung war; Cairo den ›fat man‹ angiftete, bevor er hysterisch schluchzend zusammenbrach; die Polizei hinter den nicht ganz so Integren hergeschickt wurde, und Spade dafür seine Integrität beweisen durfte, indem er der betrügerischen und verlogenen Miss O'Shaughnessy einen Tritt gab; Bogart schließlich einer der *King's Men* wurde und den Film mit einer in der Vorlage nicht existierenden Paraphrase von Prosperos

We are such stuff

As dreams are made on; and our little life

Is rounded with a sleep.

weitgehend beendete, war ich unschlüssig, ob ich mir noch eine Flasche des Stoffes, aus dem Träume gemacht werden, holen oder doch gleich prüfen sollte, inwieweit der Schlaf schon fertige Träume bereithielt. Manches sprach für die zweite Möglichkeit.

Ich verfehlte die Aus-Taste der Fernbedienung und lan-

dete – Zeichen und Wunder im TV-Land – in einem Film, in dem weder Malteser noch Falken vorkamen, der aber trotzdem »Der schwarze Falke« hieß, was darauf hindeutete, daß der Titel vergebende Verleih wenigstens so heillos bescheuert war wie die Synchronisationsstudios nicht nur in den siebziger und achtziger Jahren. Hätte man die Titel ausgetauscht, hätte es genauso gut, wenn nicht besser gepaßt. Immer diese schwarzen Schafe.

Ich holte mir ein weiteres Bier.

Als ich zurückkam, lief bereits der nächste Film. Hitchcock. Und wieder schwarz-weiß. Ein schwarz-weißer Tag, was mich an einen der ersten Filme erinnerte, den ich ohne Eltern im Kino sah und bei dem ich dachte, im falschen Film zu sein. Denn im Gegensatz zu den Aushangphotos war der Film – schwarz-weiß. Während in meinem Kopf ein junger Bogart mit schwarzer Augenklappe einen schwarzen Falken verfolgte, und ich gelassen feststellte, daß auch bei Hitchcock schon wieder Vögel Unheil ankündigten und ein kleiner Junge mit einer Filmdose in die Luft gesprengt wurde, schlief ich ein.

Und fand sich in einem Theater, offensichtlich allein; der Vorhang ging auf, und es kam ihm vor, als blinzelte er.

(Zwei Männer in einem Zimmer. Der eine liegt ausgestreckt auf dem Bett. Der andere sitzt auf einem Stuhl an einem Tisch. Auf dem Tisch stehen eine fast volle Flasche und ein fast leeres Glas.

Ein zweiter Stuhl steht dem ersten gegenüber.)

Dennis: (leise) Keine Füße. Keine Beine. Kein Bauch. Keine ...

Dharma: Was machst du?

Dennis: (leise) ... Finger. Keine Hände. Keine Brust.

Dharma: Was machst du?

Dennis: Ich entspanne. (leise) Keine Arme.
Keine ...

Dharma: (interessiert) Wie?

Dennis: Wie was?

Dharma: Wie entspannst du?

Dennis: Ich...

Dharma: Warte. (Dharma steht auf und geht ans Bett.)
Und. So.

Dennis: Ich entspanne jeden Muskel. Ich fange an den Füßen an und gehe immer höher. Ich ...

Dharma: Warum entspannst du?

Dennis: (gereizt) Ich will meditieren. Ich brauche Ruhe.

Dharma: Schön.

Dennis: Was?

Dharma: Warum fängst du unten an?

Dennis: Wie ›unten‹?

Dharma: An den Füßen.

Dennis: Weil ... (Pause) Weil ich aus jeder Faser die schlechte Energie ziehe und sie dann durch die Augen hinauslasse.

Dharma: Ah.
(Dharma schaut Dennis von oben bis unten an und wieder zurück.)
Ich sehe nichts.

Dennis: Was?

Dharma: Die böse Energie. Die aus den Augen. Die schlechte.

Dennis: Du bist einfältig.
(Dharma dreht sich abrupt um und geht zum Tisch zurück.)
Dharma. (Dharma setzt sich hin.) Es

war mein Fehler. Es ist keine wirkliche Energie. Du kannst sie nicht sehen. Sie ist auch nicht eigentlich schlecht oder böse. Sie ist ... (sucht das Wort) ... imaginär.

Dharma: (schaut auf den Tisch) Ich bin einfältig. Und du hast keine Füße, keine Beine, keinen Bauch, keine Finger, keine Hände, keine Arme. Keinen Körper. Und ich bin einfältig.

Dennis: Ich brauche aber einen Körper.

Dharma: Warum?

Dennis: Damit ich entspannen kann.

Dharma: (leise) Du hast keinen Körper.

Dennis: (Dennis beginnt wieder zu entspannen. Dharma trinkt.)

Keine Füße. Keine Beine.

(Dharma stellt das Glas laut auf den Tisch.)

Keine Finger. Kein Bauch.

(Dharma hebt die Flasche und schlägt sie auf den Tisch.)

Dennis richtet sich auf.)

Was soll das? Ich brauche Ruhe.

Dharma: Nein.

Dennis: Doch.

Dharma: Ich will reden.

Dennis: Rede. Allein. Ich will Ruhe.

Dharma: Ich bin einfältig.

Dennis: Hör' auf mit der Einfalt. Ich habe gesagt, es war mein Fehler.

Dharma: Entschuldige dich.

Dennis: (gereizt) Entschuldigung.

Dharma: So nicht. Richtig.

Dennis: (übertrieben freundlich) Entschuldigung. Entschuldige vielmals, mein Bester.

Dharma: Das war auch nicht besser.

Dennis: Laß' mich in Ruhe. (legt sich wieder hin; Dharma trinkt und betrachtet das leere Glas)

Dharma: Wieviel Uhr ist es?

Dennis: Weiß ich nicht. Vielleicht acht, vielleicht neun.

Dharma: Schade.

Dennis: Was?

Dharma: Schade, daß du nicht weißt, wieviel Uhr es ist.
(Dennis seufzt.)
Um neun wollte jemand kommen.
(Dennis reagiert nicht.)
Weißt du wer?

Dennis: (laut) Nein!

Dharma: Ich auch nicht.
Schade. (Schweigen. Dharma gießt sich aus der Flasche ein.)
Wenn es nur imaginäre Energie ist – warum willst du dich dann von ihr befreien?
(Dharma stellt die Flasche ab.)

Dennis: Was?

Dharma: Die imaginäre Energie. Warum willst du sie loswerden?

Dennis: Weil ... (zögert) Weil... (Pause)

Dharma: Du weißt es nicht.

Dennis: Doch, Ich muß bloß überlegen. Es ist nicht leicht zu erklären.

Dharma: Was >es<?

Dennis: Die imaginäre Energie.
Dharma: Ah. (trinkt)
Dennis: Die imaginäre Energie dient dazu, sie dient dazu ... (zögert wieder) sie dient ... sie dient dazu, mich leichter entspannen zu können, indem ich mir vorstelle, daß ...
(wird unterbrochen)
Dharma: Alex.
Dennis: daß ich ... Was?
Dharma: Alex.
Dennis: Was ›Alex‹?
Dharma: Alex wollte kommen. Um neun.
Dennis: Ach, Alex wollte ...
Dharma: Um zehn vielleicht. Oder um neun?
Dennis: Was will Alex?
Dharma: Wieviel Uhr ist es?
Dennis: Ich weiß es nicht. Das habe ich schon gesagt.
Dharma: Schade.
Dennis: (ironisch-belehrend) Wenn Alex kommt, weißt du ja, wieviel Uhr es ist.
Dharma: Ah ja?
Dennis: (laut) Ja!
Dharma: Wieviel?
Dennis: Um neun, sagtest du doch, wollte Alex kommen. Also ist es dann neun.
Dharma: Oder zehn. (zu sich) Oder neun? Eher zehn, oder? Ich weiß nicht. (lauter)
Warum kommt Alex?
Dennis: Das habe ich dich gefragt.
Dharma: Wann?

Irgendwo im Hintergrund nuschelte Bogey: »The stuff that nightmares are made of.«

Dennis: Eben.
Dharma: Eben.
Dennis: Wenn es dir nichts ausmacht, würde ich jetzt gerne wieder entspannen.
Keine Füße. Keine Beine. (wird immer leiser, bis nichts mehr zu hören ist.)
Dharma: Du hast keinen Körper.
(keine Reaktion)
(zu sich) Ein imaginärer Körper imaginiert zu entspannen, indem er imaginäre Energie freilässt.
(längere Pause)
Entspannst du noch?
(keine Reaktion)
Er entspannt noch.
(Dharma steht auf, tritt an das Bett und blickt Dennis ins Gesicht. Dennis schlägt die Augen auf.)
Hast du dich entspannt?
Dennis: Ich habe nicht entspannt. (wird lauter)
Hier kann man nicht entspannen. Hier kann man nie entspannen.
Dharma: Du kannst nicht entspannen.
Dennis: Ja.
Dharma: Ja?
Dennis: Nein.
Dharma: Du hast keinen Körper.
Dennis: Noch nicht.
Dharma: Wieso?
Dennis: Was?
Dharma: Noch nicht.
Dennis: Was?
Dharma: Warum noch nicht?
Dennis: Es ist noch nicht soweit.

Dharma: Wann ist es soweit?
Dennis: Das mußt du Alex fragen.
Dharma: Warum Alex?
Dennis: Weil sie es weiß.
Dharma: Was weiß sie?
Dennis: Wann es soweit ist.
Dharma: Ah.
(überlegt)
Wann weiß sie, wann es soweit ist?
Dennis: Wenn es soweit ist.
Dharma: Dann werde ich warten, bis sie
kommt.
Dennis: Gut.
(leise)
Keine Füße. Keine Beine. Keine Finger.
(immer leiser werdend)
Kein Bauch. Keine Hände. Keine
Arme.
Dharma: Schläfst du?
Dennis: (gereizt) Ich habe entspannt.
Dharma: Ah.
(betrachtet Dennis von dem Kopf bis
zu den Füßen)
Bist du sicher?
Dennis: In was sicher?
Dharma: Daß du nicht doch geschlafen hast.
Dennis: Ja.
Dharma: Ganz sicher?
Dennis: (sehr laut und gereizt) Ja!
Dharma: (verwundert) Wie kannst du so sicher
sein. Ich wäre mir da nicht so sicher.
Dennis: Ich weiß, wann ich schlafe und wann
nicht.

Dharma: Wie kannst du so sicher sein? Schlaf ist eine imaginäre Sache.

Dennis: Weshalb imaginär?

Dharma: Weil wir noch nicht wach sind.

Dennis: Ich bin wach. Ich weiß, wann ich schlafe.

Dharma: Also hast du geschlafen?

Dennis: (sehr laut) Nein!

Dharma: Eben.

Dennis: (laut) Keine Füße. Keine Beine. Keine Finger. Kein Bauch. Keine Hände. Keine Arme.

Während er vom REM-Schlaf in eine weniger von Phantasmen beeinflusste Schlafphase überging, schob sich noch ein Abschnitt aus den »Nachtwachen« dazwischen:

Die Menschen sind wenn sie handeln höchst alltäglich und man mag ihnen höchstens wenn sie träumen einiges Interesse abgewinnen.

Aber was, wenn die Menschen im Traum noch schlimmer waren als alltäglich, grummelte etwas ungefragt, und wäre es nicht die vielleicht höchste Strafe, wenn der Traum das einzige Paradies, aus welchem wir nicht getrieben werden können, ist.

Das Telefon klingelte.

*O the bleeding drops of black,
Where from the ceiling my body hangs*

Es hatte geschneit.

»Spreche ich mit Herrn Herbst? Dorain Herbst? Hier ist Kommissar Wächter von der Kriminalpolizei.«

»Was ist los? Ist etwas passiert?«

»Könnten Sie möglichst bald kommen?«

»Wohin? Kann ich noch frühstücken?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich fürchte, die Situation duldet keinen Aufschub.«

Sein Tonfall klang nicht so, als akzeptierte er eine Ablehnung oder auch nur eine weitere Diskussion.

»Kommen Sie in die Bachstraße 244, Appartement 8.«

Noch während ich ein Geräusch machte, das einer Zustimmung ähnelte, beendete der Kommissar das Telefonat.

Nun, ein bißchen Abwechslung konnte nicht schaden, Wie lang konnte man zwei Stück Weißbrot mit Heidelbeer-gelee und zwei Tassen schwarzen Kaffees zum Frühstück genießen, ohne daß man schon beim Gedanken daran genervt war.

Ich zog meinen grauen Wollmantel mit Fischgrätmuster über die Springerstiefel an, die sich bei jeder Form von Schnee bewährt hatten, und überlegte, ob ich besser ein Taxi nähme oder zu Fuß ginge.

„Verflucht!“

Erst jetzt fiel mir ein, wessen Adresse mir der Polizist genannt hatte. Es war die von Frederic.

»Scheiße.«

Frederic und Polizei und dringend und – was hatte der Kommissar gesagt – ja, ›Situation‹ – das war eine Kombination, die mir nicht gefiel, gar nicht.

Damit hatte sich die Frage nach dem Taxi erledigt. Der Zeitaufwand war in etwa gleich, und wenn es früher oder später kam: in jedem Fall war ich zu angespannt, um ruhig in einem abgeschlossenen Raum zu sitzen.

Die Kälte half mir dabei, mich nicht zu sehr darauf zu konzentrieren, was mich gleich erwartete. Stattdessen fiel mir wieder der Traum ein. Warum hatte ich die Aufführung auf einer Theaterbühne als Text geträumt? Und worum war es eigentlich gegangen?

Während ich in die Bachstraße eilte, sah ich aus den Augenwinkeln auf einer Wand ein Graffito. Ein Witzbold hatte »captain trips is coming« gesprüht, wobei das »s« verschmiert und kaum zu erahnen war. Mein Gehirn war so dankbar, abgelenkt zu sein, daß es nicht bemerkte, wie vereinzelte Schneeflocken dichter fielen.

Ein Mann stand im windgeschützten Schatten des Hauseingangs. Das schwarze Cape, das er trug, und die schwarze Maske ließen ihn aussehen wie –

Er winkte mir schwach zu, als er mich sah. Ich fischte meine Maske aus der Manteltasche und setzte sie ins Gesicht.

»Herr Herbst. Vielen Dank, daß Sie so schnell gekommen sind.«

Ich sah ihn an.

»Es gab – nun – einen ›Unfall‹.«

So wie er das Wort ›Unfall‹ aussprach, hatte es mit etwas anderem als einem Unfall zu tun, was hier geschehen war.

»Kommen Sie bitte mit in die Wohnung. Und schmieren Sie sich etwas von dieser Salbe unter Ihre Nase.«

Umständlich applizierte ich etwas von der intensiv nach Menthol riechenden Substanz auf meiner Oberlippe, möglicherweise in der Nähe des Philtrums.

Er steckte das weiße Döschen mit der Salbe zurück in

seine Hosentasche, drückte die Haustür auf und überließ mir nicht den Vortritt. Ich folgte ihm zum Appartement 8 im dritten Stock. Vor der Tür standen zwei uniformierte Polizisten. Der Kommissar blieb so unvermittelt stehen, daß ich fast gegen ihn stieß.

»Es ist kein schöner Anblick. Ich würde Ihnen den gerne ersparen, aber es hat einen bestimmten Grund, warum wir die Wohnung so gelassen haben, wie wir sie vorfanden.«

Er trat zur Seite, und ich ging durch den Flur in Richtung Wohnzimmer, weil daher Stimmen wahrscheinlich weiterer Polizisten kamen. Der Kommissar folgte mir und bat seine Kollegen, als ich das Zimmer erreichte, den Raum zu verlassen. Zwei Personen in weißen Schutzanzügen drückten sich an mir vorbei.

Bevor ich den Raum betreten konnte, legte mir der Kommissar eine Hand auf die Schulter.

»Bleiben Sie zunächst im Türrahmen stehen und sagen Sie es mir, wenn – abgesehen von – Ihnen etwas auffällt.«

Das ›abgesehen von‹ sah ich zuerst. Frederic hing an einem Haken von der Decke. Um seinen bleichen, fast weißen Hals wand sich ein schwarz oxidiertes Bandstacheldraht, der neben seiner Funktion als Strickersatz für das Erhängen mit seinen dünnen Blechklingen die Carotis aufgeschlitzt hatte. Das geronnene Blut hatte auf dem Boden eine mattschwarze Lache gebildet, auf der nur mehr einzelne Stellen feucht glänzten.

Frederic mußte vor einiger Zeit gestorben sein, und das war wahrscheinlich der Grund, weswegen Nachbarn auf die ›Situation‹ aufmerksam geworden waren.

In diesem Augenblick konnte ich nur daran denken, daß ich glücklicherweise bisher nichts gegessen oder getrunken hatte – woran der Kommissar vielleicht auch gedacht hatte, als er mich ohne Frühstück hierher beorderte.

Ich versuchte, meinen toten Freund – bis eben war er

nur ein sehr guter Bekannter gewesen – zu ignorieren und meine Augen auf der Suche nach noch etwas Ungewöhnlichem durch den Raum streifen zu lassen. Außer dem mir von einigen Besuchen bekannten üblichen Maß von ›ungewöhnlich‹ erschien mir nichts auffällig. Ich drehte mich zum Kommissar, der bewegungslos und stumm hinter mir gestanden hatte, und sah ihn, die Augenbrauen notgedrungen theatralisch nach oben gezogen, fragend an.

»Mein Beileid.«

Er machte eine kleine Pause, die lang genug gewesen wäre, sich zu erhängen.

»War er ein Freund von Ihnen? Hat er Drogen genommen?«

Zu betäubt, um wütend zu werden, antwortete ich in einem gleichmütigen Tonfall:

»Frederic war jemand, der befürchtete, zum Junkie zu werden, wenn im selben Raum ein Räucherstäbchen angezündet wurde. Warum haben Sie mich hierherkommen lassen?«

Der Kommissar straffte den Rücken, was das Cape wie sich zusammenfaltende Flügel aussehen ließ.

»Es gibt einen Abschiedsbrief. Auf dem war am unteren Rand Ihre Telefonnummer notiert – aber das ist nicht der Hauptgrund, warum Sie hier sind.

Es sieht aus wie ein Suizid, der Brief deutet darauf hin, die Tür war von innen verschlossen, ebenso die Fenster, und ohne mir ein Urteil erlauben zu wollen, deutet die Ausstattung, die ›Atmosphäre‹ der Wohnung auf die Möglichkeit einer Selbsttötung hin. Außerdem die Handschuhe als Schutz vor den scharfen Schneiden des Drahtes ... «

Er wartete, ob ich etwas dazu sagen wollte. Ich wollte nicht.

»Andererseits ist das die seltsamste Form der Selbsttötung, die ich gesehen habe und von der ich gehört habe.

Ohne Brief und verschlossene Türe würde ich von Fremdverschulden ausgehen.

Unsere Spurensicherung hat bisher nichts entdecken können, was auf die Einwirkung einer weiteren Person schließen läßt. Wir werden natürlich die üblichen Untersuchungen einschließlich einer Obduktion durchführen, aber ...«

Das ›aber‹ hing in der Luft, und mir war klar, daß jetzt endlich der Grund für mein Hiersein ausgesprochen würde.

»Aber wir haben momentan zu wenige Leute. Viele sind krank und in Quarantäne. Wenn es Fremdverschulden war, dann werden wir mit allen verfügbaren Kollegen ermitteln; wenn es aber ein Suizid war, würden wir noch einige abschließende Untersuchungen machen – der Pathologe ist wie üblich nicht krank – und dann die Akte schließen.«

Ich konnte hören, wie peinlich ihm dieses Geständnis war, mochte ihn aber jetzt nicht so einfach davonkommen lassen.

»Und was ist meine Rolle hierbei?“ fragte ich.

Aus seiner Stimme war das Flehen fast verschwunden, aber nur fast.

»Wenn Sie auf Grund Ihrer Bekanntschaft mit dem Toten, Ihrer Erfahrung und sonstigen Kenntnissen sowie den Indizien, die ich Ihnen genannt habe, der Auffassung sind, es läge eine Selbsttötung vor, dann wäre das nicht so, als entschieden Sie über die Art der polizeilichen Ermittlung. Aber ...«

Und wieder dieses ›aber‹.

»es könnte der Waagschale einen Anstoß in eine der beiden Richtungen geben.«

»Es war Selbstmord«, verkündete ich bestimmt und selbstsicher.

Der Kommissar hob die Brauen.
»Sicher.«

Where the human heart beats with terrible throes under its ribs

Was hatte ich mir dabei bloß gedacht? Warum hatte ich das gesagt, wo mir doch klar war, daß Frederic sich nicht selbst getötet hatte. Aber warum war mir das klar? Ein Gefühl. Ein Gefühl, daß mir genau jene unverfrorene Selbstsicherheit gab, mit der ich den Kommissar angelogen hatte.

Was hatte ich mir bloß dabei gedacht? Vielleicht, daß es keine sorgfältige Ermittlung gäbe wegen der vielen kranken Polizisten? Jetzt gäbe es gar keine, wenn ich nicht selbst die Dinge in die Hand nähme – meine Güte, neue Gipfel der Hybris wurden erklommen. Wahrscheinlich hatte ich gar nicht gedacht, bevor ich mich in diese Falle manövriert hatte. Aber warum?

Vielleicht aus Langeweile, vielleicht aus Verdruß über die Ereignislosigkeit eines sich immer wiederholenden Dahinlebens, vielleicht aus Verzweiflung, den Eindruck eines wertvollen Lebens aufrechtzuerhalten, wo es doch keine Verpflichtung und damit auch keine Erfüllung gab, die ihm einen Wert hätte zuweisen können, vielleicht, vielleicht – vielleicht, weil Frederic letztlich ein Freund war.

Ich bekam kaum Luft, der Druck auf meinen Schultern schien sich verlagert zu haben und nun auf meinem Brustkorb zu liegen. Es kam mir vor, als würden die Abstände, zwischen denen sich mein Herzschlag verstolperte, immer kürzer, bis auf jede normale Kontraktion eine Extrasystole folgte oder ihr voranging. Glücklicherweise waren es nur noch ein paar Meter bis zu meiner Wohnung.

Der Notarzt kam unmittelbar nach dem Rettungswagen, den ich vor weniger als zehn Minuten gerufen hatte, bevor ich kurzzeitig bewußtlos wurde. Nach einer Erstdiagnose brachte man mich zur weiteren Untersuchung und Beob-

achtung in ein Krankenhaus, weil das EKG keine eindeutigen Rückschlüsse auf einen möglichen Infarkt zuließ. Ohne Blaulicht, wie ich beiläufig und zugleich erleichtert registrierte.

Dort wurde ich der anscheinend üblichen Prozedur unterzogen: ein peripherer Venenkatheter wurde gelegt, Blut für die Laboruntersuchung abgenommen, eine CGM durchgeführt, zusätzlich Elektroden für ein Langzeit-EKG an mir befestigt, eine Manschette für Langzeit-Blutdruckmessung um den linken Oberarm gelegt, mein Finger in ein Pulsmeßgerät gesteckt; schließlich kam ein Arzt oder Assistenzarzt und führte eine Anamnese durch. Es fiel mir etwas schwer, mich zu konzentrieren als Cyborg im Prototypenstadium, um den herum es piepste, brummte und blinkte, was die Maschinendiagnostik hergab.

Am Ende bekam ich Lorazepam und schlief ein.

Mit einem Rezept für zwei unterschiedliche Mittel zur Blutdrucksenkung zur regelmäßigen Einnahme und ein Beruhigungsmittel zur gelegentlichen Verwendung, einer Überweisung an den Hausarzt, der Ermahnung, gesünder zu leben, ruhiger zu werden und Sport zu treiben – das hatte ich wohl der Anamnese zu verdanken, und schließlich der mich eigentlich interessierenden Erklärung, daß meine Beschwerden weniger auf einen Herzinfarkt als auf außergewöhnliche Streßfaktoren zurückzuführen seien, entließ man mich aus den weißen Gängen, die Gedanken an eine Institution, mit der ich gewöhnlich nichts zu tun haben wollte, hervorriefen.

*How sweet the silent backward tracings!
The wanderings as in dreams*

Das Schloß der Wohnungstür sollte erst an einem der nächsten Tage ausgetauscht werden und der Kommissar hatte mir mit der Erlaubnis, die Wohnung zu betreten, auch einen zusätzlichen Schlüssel gegeben.

Aber bevor ich überhaupt in die Wohnung gelangte, öffnete sich die Tür im Parterre, und ein alter Mann ohne Nase und Mund, dessen verbliebene Lebensfunktionalität darin bestand, da zu sein, wenn der Postbote vergeblich klingelte, stellte ebenso selbstgewiß wie falsch fest: »Sie sind doch von der Polizei. Ich habe Sie neulich gesehen.«

Ich wartete. Der Alte sah mich vorwurfsvoll an; wenigstens interpretierte ich so seine die Stirn hinaufspringenden Augenbrauen. Ich fummelte meine Maske heraus und zog sie auf. Die Augenbrauen rutschten wieder nach unten, dann wieder nach oben. Es war faszinierend; ich hoffte, daß meine Mimiks surrogate nicht ebenso albern aussahen.

Der Alte sah mich vielleicht triumphierend an, seine Stimme klang zumindest so: »Ich habe einen Brief.«

Fast hätte ich angemerkt, daß so etwas ab und an vorkommen solle.

»Für Herrn von Kant.«

Er wartete auf eine Entgegnung; vielleicht wollte er auch eine Belohnung. Nur die Arthritis hielt ihn davon ab, sich auf die Hinterpfoten zu setzen. Ich war gereizt. Wenn das so weiterginge, verpaßte ich Frederics Beerdigung oder jemand stellte fest, daß ich kein Polizist, sondern eine Art Hilfssheriff mit unklaren Befugnissen war.

»Ja.«

»Ich hole den Brief.«

Der Mann verschwand in seiner Wohnung, verschloß und verriegelte die Tür mit wenigstens drei Extrariegeln

und -schlössern. Vielleicht glaubte er, das könne den Herrn mit der Sichel aufhalten. Nach einer Weile kam er zurück und absolvierte die Sicherheitsprozedur in umgekehrter Reihenfolge.

»Es ist ein Brief für Herrn vor Kant.«

Mit einem: »Ich nehme ihn«, griff ich mir den Brief und hatte schon den halben Weg zu Frederics Wohnung zurückgelegt, bis der Alte merkte, daß er den Brief nicht mehr in der Hand hielt. Während ich oben die Tür aufschloß, wurde die untere wieder verschlossen und verriegelt. Der Brief war von einem Labor für chemische Analytik; wahrscheinlich hatte er mit Frederics Arbeit zu tun.

Als ich die Wohnung Frederics betrat, deutete wenig auf das Geschehen vor drei Tagen hin; nur ein sorgfältiger Beobachter hätte die kleinen Hinweise bemerkt: die Reste des Klebstoffs, mit dem das Absperrband an der Türfassung befestigt gewesen war; das feine dunkle Pulver, das sich noch an der Lehne des wieder an den Platz vor dem Schreibtisch geschobenen Stuhls befand; den Haken an der Decke ohne Funktion; den blanken Boden, wo ein Teppich zu fehlen schien; ein schwacher Geruch nach Jasmin als Überbleibsel eines Raumsprays; die Leerstelle, die vor kurzem noch vom Besitzer der Wohnung ausgefüllt war.

Inzwischen hatte sich herausgestellt, daß Frederic keine Verwandten hatte, keine wertvollen Besitztümer, auf die jemand Anspruch hätte erheben können – selbst für den Staat gab es nichts zu holen. Da war nur ein älterer Desktop-Rechner für seine Arbeit und ein noch älteres Notebook für Privates, und natürlich Bücher, Zettel, Notizen, Stapel mit Blättern, Umschläge mit noch mehr Zetteln und Notizen. Der Kommissar hatte mir erlaubt, die Notizen mitnehmen unter der Bedingung, daß ich offizielle Schriftstücke, sofern vorhanden, wieder ablieferte und

eine grobe Bestandsaufnahme erstellte. Das kam mir weniger als Gunst vor denn als Möglichkeit, sich einer Menge Arbeit unentgeltlich zu entledigen.

Unzählige Male hatten sie erklärt, sich geradezu gerechtfertigt, einfach nur gute Bekannte und nicht mehr, am wenigstens ein Paar, zu sein. Und jetzt nach dem Tod sah ich mich mit den Pflichten eines Partners konfrontiert. Andererseits, versuchte ich der Situation etwas Positives abzugewinnen, wühlte jetzt kein Fremder in den Unterlagen Frederics herum, was in jedem Fall zu – wenngleich unbegründeten – Irritationen geführt hätte. Wenigstens schätzte ich das damals so ein, ohne zu wissen, was mich erwartete.

Als ich alle losen Zettel und Umschläge zusammengesucht hatte, stellte ich fest, daß es letztlich gar nicht übermäßig viel war: ich fand zwei große, stabile Tragetaschen und zwei Kartons einer Größe, die man auch gefüllt mit Papier allein tragen konnte, und brachte das Papiervermächtnis – diesmal mit dem Taxi – in meine Wohnung.

Das Zusammentragen war für sich nicht anstrengend, aber das Bewußtsein, die Relikte eines Toten an sich zu nehmen, entsprach zwar nicht ganz der Vorstellung, eine Krypta oder ein Pharaonengrab auszuräumen, hatte mich dennoch in einen Zustand zwischen Erschöpfung, Resignation und Trauer versetzt.

Ich brühte mir meinen weißen Nachmittagstee auf, setzte mich auf das Sofa und wartete, daß auf der gegenüberliegenden hellgrauen Wand Bilder der Erinnerung aufflackerten.

5 – 4 – 3 – 2 – 1.

Ein schmaler Mann, umgeben von verschieden hohen Papierstapeln und verschiedenen Spezialwörterbüchern und Bedienungsanleitungen für industrielle Steuerungsanlagen in Deutsch und Englisch, vereinzelt auch in Fran-

zösisch, Spanisch und Italienisch, klebt einen Briefumschlag zu, beschriftet ihn in seiner typischen sorgfältigen Druckschrift mit meiner Adresse und frankiert ihn mit einer zu teuren Briefmarke, weil er nur Marken mit gleichem Wert und Motiv hat. Dann legt er den Umschlag zur Seite und vergißt ihn, während er sich wieder seiner Übersetzungsarbeit widmet.

Tage oder Wochen später erhalte ich einen Brief, der ein Anschreiben und ein separates Blatt mit dem Ausdruck eines Gedichts enthält. In dem Anschreiben entschuldigt sich ein Frederic von Kant für das unverlangte Einsenden eines Gedichtes und fragt bescheiden an, ob es eventuell für die Literaturzeitschrift, die ich seit zwei Quartalen herausgebe, geeignet sei. Das Gedicht gefällt mir, und ich sage eine Veröffentlichung zu.

Es entwickelte sich eine andauernde Korrespondenz. In seltenen, aber regelmäßigen Abständen, immer vier Wochen, bevor die nächste Ausgabe meiner Zeitschrift in den Druck ging, schickte er mir ein Gedicht, das ich niemals ablehnen mußte. (Zwar richtete sich meine Zeitschrift – eines meiner Projekte, das Geld meines Vaters und Großvaters zu verschwenden – seit dem Beginn an Amateure und Liebhaber nicht nur von Lyrik, sondern auch Prosa und – beschränkt – Drama, was aber nicht bedeutete, daß ich nicht eine Reihe von Einsendungen ablehnen mußte, weil sie meinen Ansprüchen nicht genügten, also – mit Verlaub – scheiße waren; etwa die x-te Variante einer Erzählung von einem Video, einer DVD, einem Anrufs, einer Mail, SMS, *WhatsApp*-Nachricht, nach deren Kenntnisnahme man innerhalb einer Woche oder so sterben sollte. Das war bei »Ringu« gelungen und unheimlich, danach wenig aufregend, amüsant in einer Folge von »Castle«, sonst langweilig bis belanglos, und wer wollte immer nur Varianten des immer Gleichen lesen.)

Einmal kommt kein Gedicht, und ich gehe zu Frederic, weil ich keine Telefonnummer habe. Er empfängt mich verschnupft und mit einem dicken Schal um den Hals gewickelt, beteuert aber, das ausgebliebene Gedicht habe nichts mit seiner Erkältung zu tun.

Er erklärt mir, daß er Manuals für industrielle Steuerungsanlagen und deren Software schreibt, und die auch ins Englische übersetzt. Er verläßt fast nie das Haus, weil es nicht nötig ist. Er habe einen Computer für seine Arbeit, über den er auch mit seinen Kunden kommuniziert. Dazu ein Offline-Notebook, auf dem er die Gedichte schreibt, um Arbeit und Privates strikt getrennt zu halten.

Nun sei aber ein Problem mit dem Notebook aufgetreten, er mußte eine neue Betriebssystemversion installieren, und mit dieser funktionierte ein kleines, selbstgeschriebenes Programm, das das Geräusch des Tastenanschlags einer Schreibmaschine bei der Eingabe auf dem Keyboard simulierte, nicht mehr, weil durch die neue Sicherheitsarchitektur die ›keyboard hooks‹ in der ›message queue‹ aufgrund geänderter ›thread-Verteilung‹ ...

Er erklärte es mir umfänglich. Und ich verstand genauso umfänglich – nichts.

Auf jeden Fall konnte er ohne das Klackern nicht schreiben, keine Lyrik wenigstens. Mit welcher Intention auch immer bemerkte ich beiläufig, daß ich die Texte abschreiben mußte – was ich in seinem Fall gerne tat, weil es keine große Mühe bereitete – und sich dadurch Fehler einschleichen konnten.

Er war entsetzt: ebenso über die Möglichkeit von Tippfehlern wie über seine Nachlässigkeit, an eben diese Möglichkeit nicht gedacht zu haben. Wir einigten uns auf die Lösung, daß er den Text in einem *OpenDocument*-Format per USB-Stick auf seinen mit Linux betriebenen Desktop-Rechner übertrüge und ihn mir dann per Mail schickte;

selbst dann noch, als ich ihn manchmal besuchte, wenn ich Zeit fand an meinen mit nichts bis wenig ausgefüllten Tagen.

Frederic ist ... war kompliziert.

(Und dabei hatte ich nicht einmal erwähnt, daß mir ODF wenig sagte, aber Frederic war zu Recht überzeugt, daß ich damit klarkäme.)

Erinnerungen.

Ich nahm aus dem Regal die dritte Ausgabe meiner Zeitschrift, die erste, in der ein Gedicht von Frederic war, blätterte vor, bis ich es fand:

Die Traumreise beginnt
Wunderzimmer, wolkenumwacht.
Spieldosen, Klang und Nacht.
Teddybären flogen als Schwärme,
hielten aber doch sacht
verträumt Daunendecken als Wärme.

Fellgefälle, Wasserregen,
Traumgebilde, die verwegen
den Schlaf voll Schuld
niemals stören; Segen nur beschwören
verlangt Geduld.

Traubensonnen, Blütenlicht,
wer nicht sieht, sieht sich nicht.
In keinem Traum starb ein Kind, sagt man,
und wenn vielleicht, dann
stand ein Engel in Sicht.

Weit, weit entfernt von Steuerungsanlagen. Aber im Laufe der Zeit änderten sich die Gedichte; sie wurden nicht schlechter, nur anders.

Als ich Frederic darauf ansprach, schien er aufrichtig verwundert, hatte aber keine Erklärung oder wollte keine haben.

Während ich darüber nachdachte, war ich mir nicht mehr

ganz so sicher, daß er sich nicht selbst getötet hatte. Hektisch blätterte ich weitere Ausgaben durch, bis ich das gesuchte Gedicht gefunden hatte:

Die Schaukel

Die rostigen Ketten der Schaukel
wurden so lange nicht bewegt,
daß sie im schwachen Wind kein
Quietschen, nur ein Knarren hervorbrachten.

Der Boden aufgewühlt,
wo unsere Füße über ihn streiften.
Noch nach all den Jahren
wuchs hier kein Gras:
eine Narbe, verursacht von
schaukelnden Kindern.

Immer saßen wir auf
unserer Schaukel.
Wenn Blüten begannen zu blühen,
vorwitzige Bienen genug Nektar fanden,
um uns nicht einmal zu beachten,
als unsere nackten Füße in den Himmel stachen.

Immer saßen wir auf
unserer Schaukel.
Wenn der Sommer so heiß war,
daß Trägheit bat, sich nicht zu bewegen.
Selbst Wespen nur müde
am Rand der Limonadenkaraffe verharreten.

Immer saßen wir auf
unserer Schaukel.
Wenn rotgoldene Blätter
zwischen unsere Füße fielen
und wir uns einen Wettlauf
mit dem Herbst lieferten.

Immer saßen wir vor
dem Fenster und sahen zu,
wenn sich Eiszapfen am Gerüst

unserer Schaukel bildeten.
Eine Krähe suchte auf verschneitem
Feld vergebens nach Futter.

Dann, eines Tages, stand
meine kleine Schwester nicht mehr auf.
Lange saß ich noch allein
auf der Schaukel,
wenn die Schatten fielen.

Hatte Frederic hier seinen Abschied angekündigt, oder war es nur Ausdruck einer vorübergehenden Stimmung?

Ich klappte die Zeitschrift zu. Meine eigene emotionale Verfassung ließ ebenso zu wünschen übrig, meine Ratio auch. Hatte ich ernsthaft einen Kurzschluß zwischen meinem toten Freund und dem lyrischen Ich fabriziert?

Das Lesen von Gedichten brachte mich nicht weiter, auch wenn mir noch unklar war, worin das ›weiter‹ bestehen konnte. Zeit für den Abschied.

*This hour I tell things in confidence,
I might not tell everybody, but I will tell you*

Eigentlich hatte ich vor, diese bittersüße Mischung aus Wohlwollen und Trauer beiseite zu schieben und auf keinen Fall mehr Gedichte von Frederic zu lesen; stattdessen die Papiere nüchtern und geschäftsmäßig durchzugehen, um vielleicht vorhandene offizielle Dokumente bei der Polizei abzuliefern und den Rest mangels einer alternativen Verwendung zu entsorgen. Eventuell fand ich noch etwas, das ich als selbstkomponiertes ›Requiem‹, wenigstens als Ehrerbietung verwenden konnte, um so das Kapitel des Lyrikers Frederic abzuschließen.

Ich fand mehr. Viel mehr, was ich nicht finden wollte.

Zwischen den schriftlichen, erstaunlicherweise meist belanglosen Überresten einer papiernen Existenz befand sich ein schwarzer A4-Umschlag, auf dem Frederic mit weißer Schrift nur zwei Worte geschrieben hatte: ›Dorain‹ und ›persönlich‹ mit einem sorgfältigen Ausrufezeichen, das keiner Wiederholungen bedurfte, um die Bedeutung herauszustellen.

Sollte ich den ziemlich dicken Umschlag öffnen, oder besser – wie mir ein unbestimmtes Gefühl suggerierte – darauf verzichten? Wäre es ein Verrat an einem Freund? Mußte es ein schwarzer Umschlag sein?

Das erste Blatt war ein förmliches Anschreiben, mit dem Frederic mir in seiner präzisen Schrift und Diktion mitteilte, daß er mir vorsichtshalber schon ein Gedicht für die nächste Ausgabe zukommen ließe, falls er später dazu nicht in der Lage wäre. Er entschuldigte sich vielmals, nicht dem üblichen Procedere zu folgen, aber seine Online-Verbindung funktioniere nicht mehr und er sei sich nicht sicher, ob sie es jemals wieder täte.

So mysteriös, so gut.

Das Gedicht konnte ich mir später ansehen: viel mehr

interessierte mich die folgende Seite, die in einer Handschrift geschrieben war, die ich bei Frederic nur gesehen hatte, wenn er sich Notizen bei Übersetzungen gemacht hatte, die nur für ihn bestimmt waren.

Dorain,

ich ging zu weit und kam etwas zu nahe – oder es erwartete mich, um sich mir zu nähern ... ich kann es nicht unterscheiden, aber es ist geschehen.

Ich weiß nicht, ob ich Dir –

Das war neu. Nicht nur die Verwendung der persönlichen Schrift, sondern auch das ›Du‹; trotz unserer längeren Beziehung waren wir immer einander ›Sie‹.

---ob ich Dir erklären oder auch nur begreiflich machen kann, was passiert ist. Selbst begreife ich es nicht und ebensowenig kann ich es erklären.

Man trat an mich heran in Gestalt zweier Männer, die ich nie zuvor gesehen hatte. Sie stellten sich als Mitarbeiter einer Firma vor, für die ich gelegentlich gearbeitet hatte, und sie hätten einen Auftrag für mich. Und durch meine vorherige Arbeit besäße ich die notwendige Sicherheitseinstufung für dieses Projekt. Es ginge um eine Bedienungsanleitung für ein Steuerungssystem. Sie könnten mir aber keine Einzelheiten nennen, weil es niemanden zu geben schien, der wußte, was es steuern sollte. Von den anderen Projektarbeitern werde es „Rag-Dev“ genannt, wenn darüber gesprochen wurde, was aber nur selten geschähe. Sie selbst wußten nicht, was der Begriff bedeute. Es würden verschiedene getrennte Teams an dem Projekt arbeiten. Die Hauptunterteilung wäre die in Hard-

ware und Software, aber innerhalb der Bereiche gäbe es Entwickler, die nur an einzelnen Teilen arbeiten, ohne den Zusammenhang zu kennen. Wo die Idee dazu herkäme, war ihnen nicht bekannt, aber ich sollte so arbeiten wie gewöhnlich. Ich bekäme alle notwendigen Unterlagen, sofern es für nötig gehalten wurde. Auf meinen Einwand hin, daß für eine brauchbare Bedienungsanleitung eine generelle und detaillierte Kenntnis des zu erklärenden Gegenstandes notwendig sei, versicherten sie, sich darum zu kümmern. Aber ich bekam nichts Weiteres und machte mich dennoch an die Arbeit und versuchte herauszufinden, um was es eigentlich ging, und, als ich dann glaubte, endlich das Zusammenspiel enträtselt zu haben, erkannte ich, daß ich den Auftrag niemals hätte annehmen dürfen, wenn ich vorher gewußt hätte, was ich hinter „Rag-Dev“ in Wirklichkeit ...

Hier brach der Brief ab und wurde anscheinend zu einem späteren Zeitpunkt auf einem zweiten Blatt fortgesetzt. Die gegen Ende immer schwieriger zu lesende Mischung aus normaler Schreib- und Schnellschrift wurde wieder zu der sauberen Druckschrift, die ich von Frederic kannte.

Entschuldigen Sie meine wirren Ausführungen, aber sie sind nicht zuletzt Ausdruck meiner momentanen geistigen Verfaßtheit.

Ich habe jetzt eine Kerze angezündet und ein Fenster leicht geöffnet, so daß mich das Flackern der Kerze das sporadische Flackern des Computermonitors nicht bemerken läßt.

Ich werde von Anfang an schildern, was mir widerfahren ist, und dabei Erkenntnisse, die ich im Laufe der Entwicklung gewonnen habe, bei

Bedarf in den Bericht einflechten. Ich hoffe, daß Sie dann verstehen, welche Bedeutung dem Brief verbunden mit dem Faktum, daß Sie ihn lesen, zukommt. Wenn sich nicht etwas ganz Unterwartetes ereignet hat, werde ich, wenn Sie den Brief in den Händen halten, bereits tot sein.

Von den Männern habe ich bereits berichtet, und sie spielen keine weitere Rolle. Ebenso wenig die Firma, für die ich arbeitete, wobei ich annehme, daß es eine Auftragsarbeit für das BMVg war. Wie Sie wissen, waren unter den Projekten, an denen ich arbeitete, auch solche für Dual-Use-Güter, die meistens jedoch für eine rein militärische Verwendung entwickelt wurden.

Die Grundlage des Projektes war nicht ungewöhnlich: das Anfertigen einer Bedienungsanleitung für ein Steuerungssystem. In diesem Fall war das Geheimhaltungsprozedere umfangreicher und filigraner. Die Trennung zwischen Software- und Hardwareentwicklung war durchaus üblich, auch, daß in den Bereichen jeweils verschiedene Entwickler an einzelnen Teilen beziehungsweise Unterabschnitten arbeiten, ist nicht ungewöhnlich. Der entscheidende Unterschied war, daß die Trennung zwischen den jeweiligen Elementen absolut war. Niemand wußte, was die anderen machten und welchem Zweck das Ganze dienen sollte. Was auch daran lag, daß niemand zu wissen schien, was das „Ganze“ sein sollte. Selbst der nominelle Projektleiter hatte keinen Überblick. Durch hartnäckiges Nachfragen erfuhr ich schließlich, daß die Idee und die Pläne von jemandem

kamen, der nur als „der Architekt“ bezeichnet wurde. Wobei ich vermute, daß diese Bezeichnung eher auf die ursprüngliche Bedeutung verwies als auf einen modernen Architekten. Aufgrund dieser Geheimniskrämerei kam es auch zu dem Begriff „Rag-Dev“. Weil nur unumstritten war, daß das Modul etwas mit dem Bereich fortgeschrittener Waffenentwicklung zu tun hatte, kam ein Witzbold, wahrscheinlich aus der Softwareentwicklung auf die Idee, es „Ragnarök-Device“ zu nennen, was dann bei der in diesem Milieu üblichen Schwäche für Akronyme zu „RagDev“ führte. Ich bevorzugte, wenn es überhaupt erwähnt werden mußte, „noch nicht näher spezifiziertes Steuermodul“, was sich aber nicht durchsetzte. Wenigstens gelang es mir, einen Bindestrich zu implementieren.

Aber nur weil etwas einen Namen hat, weiß man noch nicht, was es ist. Der Stand war, daß ich eine Anleitung für Funktionen schreiben sollte, von denen ich weder wußte, was ihr Zweck war, noch wie durch sie dieser unbekannte Zweck erreichen werden konnte. Ich wußte letztlich gar nichts und wünschte, es wäre dabei geblieben.

Meine Versuche, Kontakt mit dem „Architekten“ aufzunehmen, verliefen erfolglos, weswegen auch die durchaus engagierte Unterstützung durch die Firma, mir alle Bestandteile sowohl der Hardware wie auch der Software zur Verfügung zu stellen, wenig erfolgversprechend war. Es kam mir vor, als habe jemand einen Beutel mit Patronenhülsen vor mir ausgeschüttet

und mir ein Rezept für das Mixen eines Martinis ausgehändigt, damit ich daraus eine Wells-Zeitmaschine konstruierte, für die ich dann ein Manual im Stil eines nichtssagenden Aufbaublättchens für ein billiges Regal schwedischer Provenienz schreiben sollte. Es war unmöglich.

Die Farbe der Tinte war unvermittelt heller geworden und schwer zu lesen. Ebenso unerwartet war, daß Frederic einen Scherz gemacht hatte. Frederic machte keine Scherze, er machte Bedienungsanleitungen.

Und ich war kurz davor, den Auftrag abzugeben, aber weil ich momentan nichts anderes zu tun hatte, versuchte ich, das Zusammenspiel der einzelnen Teile zu verstehen, indem ich die Funktionen der isolierten Elemente mehr oder minder systematisch, endlich auch beliebig kombinierte.

Zu diesem Zeitpunkt glaubte ich, daß meine Abneigung gegen unproduktiv verstrichene Zeit das Movens gewesen war, aber was ich machte, war auch nur eine elaboriertere Form der Zeitverschwendung.

Ich will Sie nicht mit den Einzelheiten langweilen, zumal mein zielloses Raten zunächst zu keinem Ergebnis führen sollte; was mich durchaus verärgerte. Also verwarf ich alle bislang gewonnen Erkenntnisse oder das, was ich dafür hielt, und begann von vorne. Ich ging noch systematischer vor und vermied alles, was zwar wie ein naheliegender Schluß aussah, mich aber eventuell auf den Pfad verfrühter und deshalb falscher Gewißheiten führen konnte. Kurz: ich kam dem Verständnis mit zwar kleinen, aber stetigen Schritten näher.

Was mich zuletzt noch fast scheitern ließ, war wieder eine dieser falschen Gewißheiten, die ich doch versucht hatte auszuschließen. Auf dieser Ebene hatte ich sie aber nicht erwartet. Der entscheidende Punkt war die Hardware.

Sie war überflüssig. Wahrscheinlich nicht überflüssig für die Absichten meiner Auftraggeber. Sie war aber nur das vermittelnde Modul zwischen Software und dem, was immer auch gesteuert werden sollte; irgendwelche Kriegsinstrumente, umfangreiche Batterien von Interkontinentalraketen, Satelliten mit Mikrowellen oder Laserwaffen, oder welche tödliche Albernheit auch immer sich das Militär einfallen ließ.

Das entscheidende Element war die Software, und ich glaube nicht, daß irgendjemand verstand, was hier entstanden war. Die Hardware-Entwickler ohnedies nicht, die Firma und die dahinterstehenden Regierungsstellen ebenso wenig und die Software-Entwickler auch nicht. Aber immerhin verdankten wir einem von ihnen die unbeabsichtigte, aber dennoch zutreffende Bezeichnung als

Der Bericht brach ab und wurde auf einem anderen Blatt fortgesetzt.

Bitte entschuldigen Sie, aber mein Füllfederhalter wechselt zyklisch von dem Schwarz meiner üblichen Tinte, mit der er immer befüllt wird, zu dunkelgrau, dann zu hellgrau und schließlich zu weiß. Dann muß ich warten, bis der Zyklus, der glücklicherweise auch ohne Benutzung des Stiftes weiterläuft, nach dem Weiß wieder von vorne beginnt. Und wie ich eben gerade

feststellte, ist schon die dritte Phase kaum lesbar.

Ich mochte nicht wissen, wie lange Frederic an diesem Brief geschrieben hatte. Tage? Wochen? Die Schrift war graduell wieder von der Druck- zur Handschrift gewechselt, um bei jeder Zwangspause, die der Wechsel von hell zu dunkel bedeutete, wieder zu seiner sorgfältigen Schrift zurückzukehren.

Das wahre Problem besteht darin, daß der Federhalter der einzige Stift ist, der wenigstens zu bestimmten Zeiten schreibt. Alle anderen Stifte sind zum Schreiben nicht mehr geeignet. Internet und Telefon funktionieren schon seit dem Beginn der Auseinandersetzung nicht mehr. Ich kann die Wohnung nicht verlassen. Man hat mich erfolgreich von der Außenwelt separiert. Ich weiß nicht, wie lange ich meine Vorräte noch strecken kann. Aber genug davon. Das Gerät, denn es ist weiterhin eine aus Software und Hardware bestehende Einheit, nur aber nicht auf die eine Hardware beschränkt, könnte in Anlehnung an den *deus ex machina* als *deus in machina* bezeichnet werden. Und wie in der mythischen Ragnarök auf den Untergang der Götter ein neuer Anfang folgt, ist der „Weltuntergangsapparat“ nicht nur ein Mittel der Zerstörung, sondern auch eines der Schöpfung. Es ist tatsächlich ein „Dual-Use-Gerät“, nur daß die Trennlinie auf einer weitaus elementareren Ebene verläuft. Ich weiß nicht, inwieweit diese Funktionalität das Ziel der ursprünglichen Entwicklung war, aber die Absicht liegt angesichts seiner Komplexität nahe. Unschlüssig, ob ich meine Erkenntnisse anderen am Pro-

jekt Beteiligten mitteilen sollte, entschied ich mich zu schweigen.

Damit hätte es zu Ende sein können. Ich schrieb ein Manual, wie ich es auch für einen Toaster oder eine Teemaschine geschrieben hätte, nur daß diesmal die Steuerung von Waffensystemen der Gegenstand war. Aber das sollte erst der Beginn sein.

Erneut bekam ich Besuch von Männern. Es gab Gerüchte oder Indizien, daß vor allem Hardware-Teile von „Rag-Dev“ im Darknet zum Verkauf angeboten wurden. Um keine weiteren Personen einzubeziehen und wegen meiner besonderen Stellung als demjenigen, der alle Teile zumindest soweit kannte, um sie zu identifizieren, bat man mich gegen eine Vergütung, die die Höhe der vorherigen noch überstieg, auf die Suche im Darknet zu gehen und auf verdächtige Aktivitäten zu achten. Dieses Mal brauchte ich nicht lange, um meinen Fehler einzusehen.

Bei der Suche im Darknet stieß ich auf Seiten, die Teile der Konstruktion anboten, aber nach genauerer Untersuchung – teilweise auch tatsächlicher Bestellung von Hardware an eine sichere Adresse, die mir meine Auftraggeber zur Verfügung stellten – stellte sich heraus, daß es ausnahmslos alles Fälschungen waren.

Jemand hatte sich an die Gerüchte über „Rag-Dev“ angehängt und versuchte, damit Geld zu erschleichen. Nach der Überprüfung aller wahrscheinlichen und unwahrscheinlichen Stellen, an denen diese Dinge gehandelt wurden, und der Feststellung, daß sie mit den realen Gegenständen keine funktionale Übereinstimmung

hatten, war meine Aufgabe wie bereits schon einmal eigentlich erledigt.

An meinem letzten Tag stieß ich zufällig im Darknet auf eine Art „entry guard“, also im Darknet auf einen Zugang zum Darknet. Das erschien mir merkwürdig. Ich will Dich nicht mit technischen Details langweilen (und Dich davon abhalten, selbst in dieser Hinsicht Dinge auszuprobieren), aber das Ergebnis meiner Untersuchungen war, daß es ein Darknet hinter dem Darknet gab. Ein „Darker Net“ sozusagen. Das hat nichts mit dem „Onion Routing“ zu tun, wobei das Bild von der Zwiebel nicht falsch ist, aber besser wird es mit dem Prinzip der Matroschka beschrieben.

In bestimmten Ecken des Darknets werden Dinge gehandelt, die illegal sind, gerne Drogen, Waffen, Menschen, aber es gibt Dinge, wie ich feststellen mußte, die zu „illegal“ für das Darknet sind.

Dieses „Darker Net“ bestand vielleicht nur – ich verschob die weitere Untersuchung und konnte sie später nicht wiederaufnehmen – aus der virtuellen Version einer Shopping Mall. Einer Straße, wo sich ein Geschäft an das andere reihte und die irgendwo im Nebel verschwand. Zu Beginn stieß ich auf eine „Galerie“, in der Kunstwerke verkauft wurden. Eines hieß bloß „Kinder“. Und statt dem herkömmlichen „Öl auf Leinwand“ oder „Tusche auf Papier“ stand hier „Teerbelag auf Beton“. Natürlich dachte ich an einen makabren Witz, der auf die überzogenen Darstellungen in älteren Cartoons anspielt, wo der Bösewicht regelmäßig im wahrsten Sinne

des Wortes „plattgemacht“ wird, und war zuerst nicht überrascht von dem realen Eindruck der Darstellung, dessen im Computer generierte Realität durch gewollte Imperfektionen mit großer Finesse verstärkt wurde.

Eine übliche Snuff-Attrappe, um schnell mit perversem Geschmack Geld zu verdienen. Mich interessierte, wieviel jemand hoffte, mit der Leichtgläubigkeit anderer zu erlösen, und war erstaunt, daß schon die bloße Reproduktion 666 € kosten sollte, und war verblüfft, mit welcher Unverfrorenheit für das Original 999.999 € plus 2000 € für die Lieferung verlangt wurde. Was sollte bei einem computergenerierten Bild geliefert werden außer eben dem Druck und im Falle des Originals der Datei, wobei der Materialwert des Drucks höher war als der der immateriellen Datei, die das eigentliche „Original“ war. Andererseits gab es auch einen offiziellen Handel mit NFTs.

Ich beschloß, diesen Ort der Bauernfängerei zu verlassen, zumal mein Auftrag erledigt war.

Und hoffentlich gleich zu vergessen, daß der *Ordinarius simpleton* eine Spezies war, die sich ohne Anpassungsschwierigkeiten sofort im Biotop des Digitalen heimisch fühlte. Dagegen sprach der Stapel Papier auf meinem Couchtisch.

Frederics Schrift war in diesem Abschnitt über das Darknet von der üblichen gleichmäßigen Sorgfalt, als hätte ihm geholfen, sein Erlebnis durch die fast geschäftsmäßige Schilderung von sich zu distanzieren, es zu dem Bericht eines anderen oder dem für seinen Auftraggeber zu machen.

Mehr durch Zufall las ich einige Tage später von

einem mehrfach überfahrenen Possum, das im Teerbelag einer Straße in Neuseeland konserviert wurde und mitsamt des Straßenabschnitts jetzt in einem Museum ausgestellt wird. Allerdings war es weit entfernt von dem, was ich gesehen hatte. Also war es doch computergeneriert oder vielleicht auch nur bearbeitet, was aber ein reales Original voraussetzte. Und – was mich am meisten erschütterte – es mußte mehrere Versuche gegeben haben, um einen solchermaßen deutlichen Abdruck zu erhalten. Ich mußte nochmal zurück in den Hasenbau. Entweder hatte ich den Netzbereich an einer anderen Stelle betreten oder die „Läden“ hatten die Reihenfolge geändert. Ich folgte der Straße. Viele Geschäftsfrenten waren weichgezeichnet bis zur Unkenntlichkeit, als seien sie beim Versuch, sich zu materialisieren, zwischen Idee und Realisation steckengeblieben.

An einem der Verkaufsorte blinkte eine simulierte Neonreklame „Club Psychotropika“ neben einem gleichfalls blinkenden stilisierten Schrumpfkopf anstelle der zu erwartenden Kokosnuß. Drogen.

Wenn das Internet für Cannabis, Ecstasy und Benzodiazepine steht, das Darknet für Heroin, Kokain, Meth, Oxycodon, Fentanyl, wobei es hier keine festen Grenzen gibt – auf der Straße bekommt man ohnedies alles, meistens von den gleichen Dealern –, dann ist das „Darker Net“ der Ort mit der festen Grenze, an dem es Dinge gibt, von denen man sich nicht vorstellen konnte, daß es sie geben könnte.

Ich wußte nicht, daß Frederic auf diesem Feld auch nur

oberflächliche Kenntnisse besessen hatte; er schien mir nicht der Typ dafür gewesen zu sein, wo er schon schwarzen Tee ebenso wie Kaffee ablehnte. Mit einer Mischung aus Faszination, Neugierde und skeptischer Mißbilligung las ich weiter.

Und wie in einem richtigen Laden, der einen offenen vorderen Verkaufsraum hat, in dem übliche Produkte feilgeboten werden, während im abgetrennten hinteren Raum eher die unüblicheren Dinge verkauft werden, gab es das auch hier, wo allerdings schon die Substanzen im Vorderraum nicht legal waren.

Im „vorderen“ Bereich gab es Drogen wie LSD, Ketamin, DOM, Mescaline, Psilocybin, Yagé und wahrscheinlich als nostalgische Reminiszenz Adrenochrom in übermäßigen, nahezu irrsinnigen, auf jeden Fall gefährlich gesundheitsschädlichen Dosierungen, während sich vor dem Betreten des Hinterzimmers der nächste „entry guard“ postiert hatte.

Was konnte es geben, angesichts meiner Erfahrung mit der „Kunsthaltung“, das noch stärker gesichert war? Ich konnte nicht herausfinden, wie viele weitere Puppen noch folgten, aber ich hatte eine Ahnung, daß es insgesamt neun sein mußten. Und ich habe vergessen zu erwähnen, wie es mir gelungen ist, die Pforten zu durchqueren. Ich bitte Dich um Entschuldigung; eigentlich müßte ich diese Geschehnisse nochmals neu und strukturierter darstellen, aber ich bin mir im Augenblick nicht sicher, ob ich überhaupt alles Bedeutsame berichten kann.

Die Bruchstücke meiner Erinnerungen, die

durch die Sanduhr rieseln, werden immer kleiner und fallen schneller.

Ich überspringe den technischen Teil, wie ich mir Zugang verschaffte, zumal ich es inzwischen selbst nicht mehr genau nachvollziehen kann. Das Verschwimmen der Erinnerung mag an meiner Situation liegen, oder es sind Nachwirkungen der Verwendung von „Rag-Dev“.

Im dritten Höllenkreis standen verträumt in einer Vitrine Phiolen aus Opalglas, in denen schwarze Schatten träge sich wanden. Für jeden Empfänglichen ein Paradies der höchsten Form von Völlerei, wo sich die Vernunft einem unersättlichen Verlangen gerne unterwarf. Selbst wenn Kerberos nur darauf wartete, mich am Ende des Rausches zu zerfleischen.

Ich konnte nicht weiterlesen. Was war das für ein Mensch, kannte ich ihn? Konnte man einen anderen Menschen überhaupt kennen? Und, natürlich die Frage, die sich immer dringender stellte: war es doch Selbstmord? Und zugleich der perfide Gedanke: selbst im Falle, es sei keiner gewesen, war es dann so nicht besser?

***Do you think I am trusty and faithful?
Do you see no further than this façade, this
smooth and tolerant manner of me?***

Die engbeschriebenen Papiere lagen zerstreut herum, achtlos, wie ich sie verlassen hatte, um vor einer beunruhigenden Wahrheit in noch beunruhigendere Träume zu fliehen, von denen nichts blieb als eine Ahnung.

Kaffee, schwarz, zwei Tassen, Weißbrot, düstere Konfittüre, und eine sinistre Erzählung.

In bestimmten Ecken des Darknets werden Dinge gehandelt, die illegal sind, gerne Drogen, Waffen, Menschen, aber es gibt Dinge, wie ich feststellen mußte, die zu „illegal“ für das Darknet sind.

Falsche Seite.

Und hier gab es sie als Untergruppe der psychotropen Substanzen: vergleichbar den Entaktogenen, die in geringer Dosierung die Wahrnehmung eigener Emotionen intensivieren, und so auch bei Psychotherapien eingesetzt werden. Aber sie waren nur in der Hinsicht vergleichbar, daß sie mit einer emotionalen Wirkung zusammenhingen. Sie verstärkten nichts, sie erschufen erst emotionale Zustände, zuerst im Gehirn des Users, und irgendwann griffen diese Zustände über in die physische Welt.

In gewisser Weise waren sie das Gegenteil des therapeutischen Konzepts von „set and setting“. Wenn Du Dir vorstellst, bei allgemein schlechter Laune, einem negativen „Mindset“, Alkohol zu trinken, kann es und wird es häufig passieren, daß Du ein aggressives Verhalten entwickelst, hinter dem als Auslöser verschiedene Emotio-

nen stehen, deren Blockade von der Wirkung des Alkohols aufgehoben wird. Der Unterschied ist: die Emotionen sind bereits da, nur blockiert; es muß eine bestimmte Grundgestimmtheit vorhanden sein, bei der die Emotion einen Resonanzboden findet. Wenn Du bester Laune und glücklich bist, also in positiver mentaler Verfassung, wird der Alkohol Dich kaum in eine entgegengesetzte Richtung beeinflussen können. Ein Antidepressivum wie ein SSRI wird im besten Fall die Symptome der Depression beseitigen und darauf hoffen lassen, daß damit auch das organisch bestimmbare chemische Ungleichgewicht beseitigt wird. Bei der bipolaren Störung ist es ein Erfolg, wenn die Schwankungen gemildert werden und die Amplitude jedes Pols nicht zu weit vom Mittelwert abweicht; bei Borderline-Störungen sind Medikamente gleich ganz, wenigstens größtenteils nutzlos. Ich muß Dir gestehen, lieber Dorain, daß ich seit meiner Pubertät an einer bipolaren Störung leide, die nebenbei durch Borderline-Seiteneffekte verstärkt wird. Und ich seit vielen Jahren versuche, diese Krankheit unter Kontrolle zu halten, eben auch mit unkonventionellen Mitteln.

Drogen also. Das erklärte vieles. Das zurückgezogene Leben, die Vermeidung von sozialen Kontakten, seine teils irritierenden Verhaltensweisen, die mich eine schwache Ausprägung von Asperger hatten vermuten lassen oder vielleicht eine ›harmlose‹, weil weniger umfassende Sozialphobie, wie sie – wenn ich mich korrekt erinnerte – meine sehr früh, zu früh gestorbene Mutter hatte. An Brustkrebs, nicht an sozialer Phobie.

Plötzlich stiegen mir Tränen in die Augen; Frederic tat mir leid.

Und es war erst der Beginn.

Die Substanzen hatten solch malerische Namen wie „lost love“, „forbidden fruit“, „sensual world“, „children’s cradle“, „old luck“ oder „sleeping beauty“. Mißtrauisch machten mich nicht „hollow ghost“ oder „famine days“. Wovon ich noch nichts wußte, waren die „of“-Drogen.

Man bekam die Substanzen als „Blotter“ frei Haus geschickt in Form einer Wertmarke oder eines Gutscheins in einem Prospekt für Wellness-Urlaube. Bezahlt wurde mit üblichen Kryptowährungen, wobei ich vermute, daß da nicht nur eine Börse oder ein Wallet beteiligt waren. Die Einzeldosis war obszön billig, es war eine leicht verschmerzbaare Ausgabe, und ich war verzweifelt, weil meine bipolare Störung nicht mehr mit kürzeren oder längeren Pausen zwischen den Polen pendelte, sondern – rascher als bei dysphorischen Manien – übergangslos wie eine Haarspange zwischen Depression und Manie umschnappte.

Unentschieden zwischen „old luck“ und „sleeping beauty“ – ich schlief schlecht, Glück hatte ich auch keines – bestellte ich beide.

An dem ersten Abend hatte ich keine besonderen Vorkehrungen, etwa in medizinischer Hinsicht, getroffen. Zum einen hatte ich Angst vor Entdeckung und den sich darauf unweigerlich ergebenden Schamgefühlen, zum anderen war es mir inzwischen egal, was mit meiner Psyche passierte. Schlimmer konnte es nicht werden. Dachte ich.

Ich setzte mich in meinen Sessel und ließ die „sleeping beauty“ auf meiner Zunge zergehen. Sofort wurde ich müde, aber auf eine angenehme Weise. Nicht diese Müdigkeit, die aus Überlastung und übermäßigem Streß entsteht, wo das Gehirn einfach nur mehr abschalten will, sondern jene wohlige Müdigkeit, die nach erledigter Arbeit den Körper entspannt in den Schlaf hinübergleiten läßt.

Als ich aufwachte, fühlte ich mich, als wäre ich aus einem langen tiefen Schlaf aufgetaucht, ohne die Nebenwirkungen von zu langem Verweilen im Bett oder das dumpfe Gefühl nach der Einnahme von Schlafmitteln. Ich fühlte mich das erste Mal in meinem Leben in jeder Hinsicht, physisch wie psychisch, sogar emotional wirklich ausgeruht.

Seit der Einnahme der Substanz waren weniger als neunzig Minuten vergangen.

Die nächsten Tage fühlte ich mich hervorragend, keine Anzeichen einer Depression oder Manie, selbst der normale Schlaf erschien mir erholsamer, wenngleich er nicht mit dem drogeninduzierten mithalten konnte.

Vielleicht hätte ich mich auf „sleeping beauty“ beschränken sollen, aber es war schon da zweifelhaft, ob es mir möglich gewesen wäre. Zumal sich eine Frage stellte: zwar war das Gefühl der Erholung auch ein Gefühl, aber war es nicht eher Empfindung eines physiologischen Zustandes als Emotion? Was konnte bei altem Glück schon schiefgehen?

Wenn ich an meine Naivität zurückdenke, kommt

es mir vor, als seien Jahre vergangen und nicht erst wenige Wochen.

„Old luck“ erzeugte Glücksgefühle in einer Intensität, wie sie mir nicht nur unbekannt, sondern auch nicht vorstellbar gewesen waren. Es war ein Glück, wie es nur Kinder erleben konnten, unbelastet von den Mühen und Sorgen der Erwachsenen, bloße Existenz ohne Verpflichtungen und Grenzen, ohne Krankheit, Verfall und Tod.

Ich wollte schon aus medizinischem Interesse wissen, aus was diese Drogen bestanden, also sandte ich eine Probe an jemanden, den ich von einem früheren Projekt kannte. Viel versprach ich mir davon nicht, aber ich wollte auch nicht auf das Ergebnis warten, das ich ohnedies bis heute nicht erhalten habe, also kam es so, wie es nicht hätte kommen dürfen.

Ich bestellte auch andere Substanzen, die harmlos klingende Bezeichnungen hatten.

Was mich ärgerte: genau das Gleiche wäre mir passiert; ich hätte genauso gehandelt, ohne die Entschuldigung einer psychischen Störung – wenigstens keiner, von der ich wußte – zu haben.

„Lost love“ ließ mich die Gefühle erleben, die ich beim Verlust meiner ersten Liebe hatte, nur stärker, so daß ich tagelang mit dem Schmerz eines gebrochenen Herzens leben und heulen mußte; „children’s cradle“ versetzte mich in die wohlige Wärme der Wiege, wo alle Bedürfnisse gestillt waren und das sanfte Schaukeln der Wiege mich von jeder Angst befreite und nichts übrigließ als die Zuversicht, bis in alle Ewigkeiten geborgen zu sein. Selbst „forbidden fruit“

erzeugte zwar das lange vergessene Gefühl des kindlich schlechten Gewissens, weil etwas Unrechtes getan wurde, verband es aber zugleich mit dem befreienden und beruhigenden Wissen, keine ernsthaften Konsequenzen zu erwarten zu haben, wenn der harmlose Frevel entdeckt werden sollte. Und zugleich die Euphorie, den Folgen des Handelns noch einmal entkommen zu sein.

Irgendwann bei einer weiteren Bestellung, ich hatte mich inzwischen auf „sleeping beauty“, „children’s cradle“ und „lost love“ beschränkt, lag dem Prospekt ein kleiner Zettel bei, der zunächst aussah, als sei er ein Inventarschein oder eine Qualitätsbestätigung des Druckauftrags; Zettel, die man manchmal bei bestellten Dingen findet, auf denen irgendwelche Daten die Produktion betreffend stehen, die für den Empfänger ohne Bedeutung und Belang sind. Und auch ich zerknüllte und warf ihn in den Müll.

Kurz danach brannte die Kuppe meines Zeigefingers leicht, und ich erkannte schwach ein Symbol \hbar , das sich in die Haut geätzt hatte. Wahrscheinlich wäre es in wenigen Tagen verschwunden, aber es irritierte mich doch genug, um den Zettel aus dem Müllbeutel zu nehmen und ihn genauer zu betrachten. Nichts.

Hätte sich das Ich der Bedienungsanleitungen nicht vom erlebenden Ich dissoziiert, wäre ich nach einer umfangreichen Überarbeitung geneigt gewesen, Frederics Geschichte zu veröffentlichen – sofern sie noch irgendwohin führte. So aber war es nur ein zur Gebrauchsanweisung mutierter Erlebnisbericht, was ihm nicht zum Vorteil gereichte.

Ich mußte zum wiederholten Mal gähnen, legte mich erschöpft auf das Sofa und hoffte, daß bald das Ende erreicht wäre. Kurz überlegte ich, daß es am einfachsten wäre, einfach nachzusehen, wie viele Seiten noch folgten, aber beim Nachdenken über das Für und Wider des Nachsehens döste ich ein.

**Thou take him.
Banish the frailties of hope**

Noch viele Seiten und ich mußte mich zwingen, sie aufmerksam zu lesen. Immerhin ging es um meinen Freund. Der hatte nahezu ausgeblutet mit Nato-Draht um den Hals von der Decke gehangen, und ich hatte mich vorwitzig dazu verpflichtet, die Umstände seines Todes näher zu betrachten. Aber ... kein aber, kein zurück.

„lot“ für die Chargennummer, „qty“ für die Menge, ein Datum. Sicherheitshalber hob ich den Zettel auf.

Bei meinem nächsten Besuch suchte ich nach dem Symbol des Hüters der Schwelle. Und ich fand es. Ich war mir sicher, daß es vorher nicht dagewesen war, aber ich konnte mich täuschen. Zwar war es ein Link, aber er war nicht als solcher ausgezeichnet, und wäre mir ohne den Hinweis nie aufgefallen. Ich klickte das Symbol an.

Ein Dialogfeld forderte mich zur Eingabe der Charge auf, dann zur Angabe der Menge, und ich befand mich nicht länger in einem der Kreise, sondern jenseits der Schwelle. Im Reich der „of“.

„Daughter of Pain“, „Our Lady of Dolours“, „Black Milk of Sorrow“, „First-born of Agony“, „Sister of Grief“, „Burden of Harm“, „Mark of Cain“, „Princess of Tears and Sighs“, „Father of Darkness“, „Queen of Madness“, „King of Yellow“ – ich weiß nicht mehr, was es noch alles gab, aber Du kannst die Richtung errahnen.

Was Du nicht siehst, ist die Wirkung.

Vielleicht waren es Langeweile oder Überdruß. Positive Gefühle in dieser Intensität waren nur

schwer zu ertragen ohne einen wenigstens zeitweiligen Ausgleich. Sie machten mich zu einem Eloi, nahmen mir mit meiner Krankheit auch meine Kreativität, mein Selbst, mein Menschsein. Trauer und Sorge schienen mir noch am harmlosesten, zumal ich das von meinen depressiven Phasen kannte.

Oh, wie ich mich täuschte.

Auf der Seite war noch Platz für einige Zeilen. Ich drehte das Blatt um. Es war leer. Warum war das Blatt leer? Alle Blätter waren leer, und während ich unruhig werdend die bereits gelesenen ebenso wie die ungelesenen durchblätterte, bemerkte ich, wie das Papier erst grau, dann grauer und brüchiger wurde, bis es schließlich zu schwarzer Asche zerfiel. Wo meine Finger das Papier angefaßt hatten, erblaßten sie wie beim Raynaud-Syndrom, nur asymmetrisch. Kalt und taub konnte ich die Finger kaum bewegen, und die zunehmende Graufärbung, als wäre das Weißwerden nur notwendig gewesen, um Anlauf zu holen, war mehr als ein Fingerzweig auf das, was geschehen würde, sollte ich nicht aus diesem seltsamen Dämmerzustand aufwachen. Ich schreckte hoch. Meine Finger sahen aus wie immer, und ich las weiter:

Traurigkeit stürzte mich in bodenlose Schwärze, aus der es kein Entkommen geben konnte. Verzweiflung zermalmte meine Knochen, die Möglichkeit von Hoffnung zerbrach, Kummer ließ Tränen vertrocknen, bevor sie Augen erreichten, Leid, Sorge, Trauer. Noch meine schwerste depressive Episode erschien dagegen wie ein sonniger Nachmittag im Herbst mit spielenden Kindern auf einer Wiese.

Mit einem letzten Akt der Verzweiflung gelang es mir, das Löschpapier mit „old luck“ auf die

Zunge zu legen, gefolgt von allem, was ich noch an Positivsubstanzen hatte. Und selbst das hat mich nur gerettet, weil ich mir wegen der Überdosis die verlorene Seele aus dem Leib kotzte. Später wollte ich mich in die entlegenste Ecke meiner Geisteshöhle flüchten und dort kauern, während ein großer schwerer Felsen vor den Eingang gerollt wurde, aber *Sorrow* wartete bereits auf mich. Wie „es“ ab jetzt immer auf mich warten würde.

Ich war müde —

Our fearful trip is done

— ging.

»Kann ich Ihnen etwas zu trinken bringen?«

»Das ist eine Bar, oder?«

»—«

»Wodka. Viel Eis. Mehr Wodka.«

»Harter Vormittag?«

»Eine Beerdigung.«

»Verwandter oder Freund?«

»Ich.«

Die schwankenden Eiswürfel bildeten Schlieren in der klaren Flüssigkeit, während sie schmolzen.

*There are more things in heaven and hell,
Dorain,
That are dreamt of ...*

Nach dem Aufwachen hatte ich Kopfschmerzen und in meinem Mund einen metallischen Geschmack. Die Schmerzen waren so heftig, daß ich meinen Kopf wieder auf das Kissen sinken ließ und eine unbestimmte Zeit einfach nur da lag und wartete.

Im Bad spuckte ich aus, um den Geschmack loszuwerden, aber meine Mundschleimhaut war so ausgetrocknet, daß ich nur schwarze Fäden geronnenen Blutes spie. Ich suchte im Medizinschrank nach einem Schmerzmittel. Da stand eine weiße unbeschriftete Tablettendose mit schwarzen Dragées. Nicht das, was ich suchte, aber es war möglicherweise etwas Brauchbares, auch wenn ich nicht wußte, woher es kam. Ich würgte es mit einem Schluck Wasser hinunter.

An meiner Wohnungstür scharrte etwas. Immer noch leicht desorientiert öffnete ich die Tür. Der Briefträger hatte einen Umschlag innen an den Türrahmen gelehnt. Ich war ihm unendlich dankbar, denn ich glaubte nicht, daß ich es heute hinunter zum Briefkasten schaffen würde. Was auch ohne Bedeutung war; so Wichtiges gab es nicht, das nicht ein paar Tage irgendwo und auch in meinem Briefkasten herumliegen konnte.

Der Umschlag war von Frederic.

Nach dem Frühstück mit zwei Tassen schwarzem Tee, einer Scheibe Schwarzbrot und Quark mit Kalonji, erholte ich mich noch einen Augenblick auf dem Sofa, bevor ich den Umschlag öffnete.

Frederic kündigte an, daß er mir das Gedicht, ein ›Triptychon‹, für die nächste Ausgabe der Zeitschrift zuschicke, weil sein Online-Zugang nicht funktioniere und er

mir etwas mehr Zeit lassen wolle, da ich es abschreiben müsse. Heute nicht.

Ich fand eine wahrscheinlich orthopädisch fragwürdige, aber halbwegs bequeme Position auf dem Sofa, zog eine Decke über mich und döste ein.

Er ging in einem Diorama, an dem außen ein Messingschild mit der Aufschrift »Feb 1944« angebracht war, eine breite Straße entlang, gesäumt von Stadthäusern, die – ehemals eine Zierde – kurz zuvor durch einen Luftangriff zerstört oder wenigstens schwer beschädigt worden waren. Auf der Straße lagen zerfledderte, teilweise verbrannte Zeitungen, angesengte Kleidungsstücke, zerbrochenes Glas, bis zur Unkenntlichkeit geschmolzene Dinge.

Die meisten Fensteröffnungen der Ladenlokale waren bereits mit unbearbeiteten Brettern vernagelt, wenige wirkten wie die Augenhöhlen eines Totenschädels, wo weit innen ein einsames Kerzenlicht flackerte. Nur bei einem war das Schaufenster bis auf einen schmalen Riß noch intakt, eine Zoohandlung exotischer Wesen, das in seiner Auslage einen Engel in einem Käfig mit goldenen Gitterstäben präsentierte. Man hatte ihm die Flügel amputiert.

Als er vorbeiging und versuchte, die Kreatur nicht anzustarren, hob sie ihren Kopf und der Blick aus irislosen, kohlschwarzen Augen traf seinen. Er erschrak, und ein scharfer Schmerz durchzuckte meinen Kopf, als ich an die Kante des Couchtisches stieß.

Der frühere, dumpfe Kopfschmerz beeilte sich, die Baßlinie zur Harmonie in meinem Kopf beizutragen. Oh, verflucht. Noch eine Tablette? Besser nicht.

Ich war versucht, den Couchtisch zu treten, der seine Kante gegen meine Schläfe gerammt hatte, aber ich war mir sicher, daß ich auch dieses Mal den Kürzeren zöge.

Vielleicht ein kühler Waschlappen. Oder einfach sitzen bleiben.

Schließlich ließen die Kopfschmerzen so weit nach, daß ich die wunde Stelle an meiner Zunge bemerkte. Anscheinend hatte ich mir im Schlaf auf die Zunge gebissen – wie ich diese Partys verabscheute; vor allem diejenigen, auf denen ich überhaupt nicht war. Fernsehen.

Genau das, was ich jetzt brauchte. Bilder, die sich bewegen, und ich verständnislos. Musicalszenen, die sich auf einmal abwechseln wie auf Speed. Und später Lachgas. Schwarze Tänzer, die eine wilde Form von Swing aufführen, daß mir vom Zusehen schwindlig wird. Eine Bühne, auf der ein Musical aufgeführt wird; zwischen den Darstellern fährt ein Schwarzbär auf einem Tretroller herum, John Irving?; nein, nicht in einem alten Schwarzweißfilm. Schwarz-Weiß. Der Haupttänzer schleudert seine Tanzpartnerin ins Publikum, wo Boris Karloff als Frankenstein's Monster nach der höflichen Frage »May I be of assistance?« und ihrer Entgegnung »Yes, please.« sie zurück auf die Bühne wirft, wo sie auf dem Rücken des Bären landet. Ich hörte jemanden kichern. Wahrscheinlich mich.

Was hatte ich nur getrunken? Und wieviel? Ich schaltete den Fernseher aus. Wartete ein paar Minuten: keine Bären auf Rollern oder exaltierte Tänzer in meinem Monsterzimmer. Ich schaltete den Fernseher wieder an – nur aus Neugierde. Da stand »THE END« und »A Universal Picture«. Und aus dem folgenden, für diese Zeit verhältnismäßig langen Abspann – oder kam mir das nur so vor, weil schon wieder gesungen wurde; etwas mit »Hell's a ...« – konnte ich schließen, daß das tatsächlich ein Film gewesen war.

Ich sollte mir das bei Gelegenheit unter günstigeren Umständen, was meine Zurechnungs- und Aufnahme-

fähigkeit betraf, ansehen; am besten von Anfang an. Für heute hatte ich genug. Booze is Hell. And Hell's a Bitch.

it was the winter of despair

Das Licht war falsch.

Der Himmel war falsch; grau, aber mit der Schraffur eines Bleistiftes, auf die jemand mit Deckweiß Wolkenklumpen geschmiert hatte. Meine Kopfschmerzen.

Ich wand mich vom Fenster ab, schloß die Augen, wartete, öffnete sie wieder, drehte mich dem Fenster zu: der Himmel war grau. Keine Schraffur, kein Deckweiß, aber die Kopfschmerzen blieben.

Jetzt ist meine hypochondrische Neigung nur etwas stärker ausgeprägt als bei anderen, aber das hier war eine manifeste Wahrnehmungsstörung, die durch eine Fehlfunktion in meinem Gehirn verursacht worden war. Um es auf Alkohol oder Drogen oder Medikamente zu schieben, befand sich zu wenig davon oder nichts in meinem Blutkreislauf. Schade, das hätte eine angenehme Erklärung abgegeben. Und vielleicht war es auch nur ein einmaliges Ereignis, hervorgerufen durch Streß, die andauernde Schlaflosigkeit ... es gab aber keinen Streß und keine Schlaflosigkeit. Weit entfernt davon, wie ein Baby zu schlafen, erfüllten Dauer und Rhythmus doch die Anforderungen eines einigermaßen erholsamen Schlafes, und woher sollte der Streß kommen. Kein Grund, sich Gedanken zu machen; erst mal schauen, ob es sich nach dem Duschen und Frühstücken nicht bereits erledigt hatte ... Die vorwitzige Nasenspitze der Prokrastination lugte um die Ecke. Also doch Arzt.

»Das hier ist das Purgatorium«, mit einer kreisförmigen Handbewegung wies sie auf das Wartezimmer hin, »die Hölle mit dem Teufel in Weiß folgt.«

Sie wirkte jünger als sie wahrscheinlich war; ein Bein schützend an den Oberkörper herangezogen, oder diente es der Abschreckung? Sollte das die Absicht sein, so –

meinte der Chauvinist in mir – waren ihre schmalen Beine in einer dunkelgrauen Strumpfhose unter dem sehr knappen Rock möglicherweise nicht das geeignetste Mittel. Als hätte ich das laut vor mich hingesprochen – warum auch nicht, ich saß immerhin wegen eines Dachschadens bei einem Neurologen –, verzog sich ihr schwarz angemalter Mund zu einer Grimasse der Mißbilligung. Wenn ich jetzt etwas gesagt oder auch nur ein Schulterzucken angedeutet hätte, wäre es noch peinlicher geworden. Aber ich hatte überhaupt nicht vor mich hingebabbelt wie ein über seine dünne Suppe gebeugter, zahnloser Alter. Hatte ich gestarrt? Zu lange?

»Behandlungszimmer sind wie Museen, in denen Bilder von Krankheiten ausgestellt sind, oder Galerien, und wir sind diejenigen, die sich eines davon als Lieblingsbild aussuchen dürfen.«

Sie blickte mich direkt an und grinste sarkastisch.

»Ich bin Moira, und ich habe eine verdammte Angst vor dem, was mich hier erwartet, weswegen ich auch plätschere wie ein Quell unerschöpflicher Weisheit.«

Sie wartete; mir gefiel sie. Es war keine schlechte Idee, Angst mit Schnoddrigkeit zu überspielen. Nicht, daß es besser hülfe, aber im Gegensatz zur weinerlichen Variante ging sie damit niemandem auf die Nerven. Kritisch beim Neurologen.

»So schlimm?« war das Neutralste, was mir einfiel. Nicht zu aufdringlich, nicht zu uninteressiert, mitfühlend, aber nicht anbiedernd.

»Weiß nicht.«

Sie schwieg und betrachtete ihre schwarz lackierten Fingernägel, bis die Sprechstundenhilfe sie aufrief.

Alleingelassen konnte ich mich wieder meinen eigenen Bedenken widmen, bis auch ich gerufen wurde.

Anstelle der Illustrationen illustrier Gebrechen und einer

ausführlichen Anamnese hätte ich mir eine Tafel gewünscht, auf der nach dem Notieren aller möglichen und unmöglichen Diagnosen nach und nach die eine nach der anderen durchgestrichen würde, bis im Rahmen der Differentialdiagnose nur die eine Ursache weiß auf schwarz stehenbliebe. Aber so etwas gab es eben nur im Fernsehen, und mich schickte man auf die Ochsentour von Pontius zu Pilates, wobei mir seltsamerweise die Ställe des Augias in den Sinn kamen. – Auf einer Diagnosetafel hätte der Begriff ›Katachrese‹ als Symptom an erster Stelle stehen müssen.

Tatsächlich ging es mir wie Moira: ich hatte *verdammte* Angst, die während der unterschiedlichen Untersuchungen und dem Warten auf die Ergebnisse sich verstärken würde. In solchen Situationen rächte sich mein ansonsten komfortabler Lebensstil ohne Zwänge und Verpflichtungen, die mich andernfalls hätten ablenken können.

*ἐκ Χάεος δ' Ἐρεβός τε μέλαινά τε Νύξ
ἐγένοντο·*

Neben der üblichen Mischung aus unpersönlicher Reklame, Rechnungen und anderem sinnlos bedruckten Papier befand sich ein an mich gerichteter Umschlag im Briefkasten, der als neutral zu bezeichnen gewesen wäre, hätte er nicht aus mattschwarzem Karton bestanden. Mehr als die Hülle verblüffte mich der Inhalt: eine Broschüre für Griechenlandtouristen. Wenn mein angegriffenes Gehirn nicht in schlimmerem Zustand als gedacht war, konnte ich keinen Grund finden, warum mir, *mir* persönlich, jemand diese Tourismuswerbung schicken sollte. Ich war nie sonderlich am Griechenland der Gegenwart interessiert; am antiken im Rahmen meines Studiums natürlich, aber nicht übermäßig, nur so weit, als es erwartet wurde und nötig war. War meine Adresse in einem obskuren Verteiler gelandet? Nein, ich benutzte den alten Trick mit dem abgekürzten zweiten, nicht vorhandenen Vornamen als analogen Spamfilter. Ein »S.« stand für wahrscheinlichen Spam, ein »P.« kannten nur meine engsten Freunde, das »A.« hatte ich mit einer nicht ganz korrekten Begründung meinem Vater und meinem Bruder untergejubelt – es stand für ›Arsch‹ als Absender – und kein Buchstabe konnte alles sein. Es war ein »P.«.

Auf dem Umschlag befand sich – natürlich – eine Abbildung der Akropolis, allerdings in einer rekonstruierten Fassung. Der Designer hatte das wahrscheinlich gerenderte Bild mit Filtern bearbeitet, so daß es einer Daguerreotypie ähnelte. Inhaltlich wurde anscheinend eine Tour zu antiken Stätten und Städten beschrieben – daß der komplette Text der Broschüre in Griechisch war, half meinem Verständnis nur bedingt. Wenigstens reichten meine spärlichen Kenntnisse des griechischen Alphabets, um

einzelne Städtenamen zu erkennen wie Δελφοί oder Ὀλυμπία; den Rest suchte ich mir im Internet zusammen. Von Athen führte die Route erst nach Norden zu den Meteora Klöstern, dann zum Orakel von Pythia in Delphi – auch hier wieder eine erstaunlich echt wirkende 3D-Rekonstruktion und die durchgängige Bildbearbeitung –, nach Olympia mit der Statue des sitzenden Zeus von Pheidias hin zur Bergfestung Mystras. Dann unter Umgehung der heiligen Insel Delos, als wolle man Apollon ausweichen, über die Ägäis in die Nähe der türkischen Küste zum Mandraki-Hafen auf Rhodos, wo wie selbstverständlich der Koloß abgebildet war. Und den Abschluß bildete entgegen der üblichen Routen nicht wieder Delos und Athen oder bloß Athen, sondern Patmos.

Sicher eine höchst lehrreiche Tour, für denjenigen, der Interesse daran hatte – nur gehörte ich nicht zu den intendierten Adressaten. Etwas ratlos nahm ich noch das Gedicht auf der Rückseite zur Kenntnis, verstand aber überhaupt nichts und gab das mühselige Abtippen in die Maske eines Online-Übersetzungsservice auf, nachdem ich mich zum vierzigsten oder fünfzigsten Mal innerhalb der ersten beiden Zeilen vertippt hatte. So stand es denn da als Mahnmal meiner beschränkten Kenntnisse und unverständliches Monument einer unverständlichen Bestrebung, mich für eine Reise nach Griechenland zu begeistern:

Νύξ δ' ἔτεκεν στρυγερὸν τε Μόρον καὶ Κῆρα μέλαιναν
καὶ Θάνατον, τέκε δ' Ὕπνον, ἔτικτε δὲ φύλον Ὀνειρώων·
– οὐ τιμὴ κοιμηθεῖσα θεὰ τέκε Νύξ ἐρεβεννή, –
δεύτερον αὖ Μῶμον καὶ Ὀιζὺν ἀλγινόεσσας

Ἐσπερίδας θ', ἧς μῆλα πέρην κλυτοῦ Ὀκεανοῖο
χρύσεια καλὰ μέλουσι φέροντά τε δένδρεα καρπὸν.
Καὶ Μοίρας καὶ Κῆρας ἐγείνατο νηλεοποίνους,

[Κλωθῶ τε Λάχεσιν τε καὶ Ἄτροπον, αἶτε βροτοῖσι
γεινομένοισι διδοῦσιν ἔχειν ἀγαθόν τε κακόν τε,]
αἶ τ' ἀνδρῶν τε θεῶν τε παραιβασίας ἐφέπουσιν
οὐδέ ποτε λήγουσι θεαὶ δεινοῖο χόλοιο,
πρίν γ' ἀπὸ τῷ δώωσι κακὴν ὄπιν, ὅς τις ἀμάρτη.
Τίκτε δὲ καὶ Νέμεσιν, πῆμα θνητοῖσι βροτοῖσι,
Νὺξ ὀλοή· μετὰ τὴν δ' Ἀπάτην τέκε καὶ Φιλότητα
Γῆράς τ' οὐλόμενον, καὶ Ἔριν τέκε καρτερόθυμον.
Αὐτὰρ Ἔρις στυγερὴ τέκε μὲν Πόνον ἀλγινόεντα
Λήθην τε Λιμόν τε καὶ Ἄλγεα δακρυόεντα
Ἵσμίνας τε Μάχας τε Φόνους τ' Ἀνδροκτασίας τε
Νεΐκεά τε ψευδέας τε Λόγους Ἀμφιλλογίας τε
Δυσνομίην τ' Ἀάτην τε, συνήθεας ἀλλήλησιν,
Ὅρκον θ', ὅς δὴ πλεῖστον ἐπιχθονίους ἀνθρώπους
πημαίνει, ὅτε κέν τις ἐκὼν ἐπίορκον ὁμόσση.

Als ich Umschlag und Broschüre in meinem Sammelkorb für Papier entsorgen wollte, bemerkte ich ein Rascheln im Umschlag. Umgedreht fielen aus ihm drei kleine Apothekerbriefchen. Das erste war auf der einen Seite mit >Φ<, auf der Verso-Seite mit >N< beschriftet, das zweite mit >ν< sowie >ὐ<, das dritte schließlich mit >ς< und mit >ξ<.

Unschlüssig und irritiert sah ich mir die Briefchen an, aber außer den Buchstaben war da nichts, was erklären konnte, was sie bedeuteten. Ich schob sie eine Weile hin und her: aus den einen drei Buchstaben resultierten die Kombinationen Φνς, Φςν, νΦς, νςΦ, ςΦν, ςνΦ; aus den anderen Νὺξ, Νξὐ, ὐΝξ, ὐξΝ, ξΝὐ, ξὐΝ. Nichts, was für mich einen Sinn ergab, aber ich wollte die Briefchen nicht öffnen, bevor ich nicht wußte, was mich erwartete; vielleicht Anthrax-Sporen oder der Samen von *Yggdrasil*.

Später mußte ich trotz meines angenehmen Status als Privatpatient (notfalls Selbstzahler, der Raffgier meiner

Vorfahren sei es gedankt) doch eine ganze Weile bei dem Arzt warten, und entschied nach meiner Rückkehr, daß ein nutzloser Tag durch frühe Nachtruhe nicht nutzloser werden konnte.

Er befand sich in einer Felsengrotte, wo sich ein ungepflegter Zottel in einer Toga (oder dem griechischen Äquivalent) in Matschgrau über einen altersschwachen Tisch beugte und schrieb. Das Flackern eines fast niedergebrannten Kerzenstummels ließ Schatten an den rohen Wänden scheinbar ein Eigenleben führen. Das Licht reichte kaum zum Schreiben, aber plötzlich hob der Mann seinen Kopf und blickte ihm direkt in die Augen. Verschmolzen mit der Dunkelheit stand er außerhalb des sichtbaren Bereichs und war bestenfalls als mögliche Präsenz zu erahnen. Ohne Einleitung deklamierte der Mann mit rauher Stimme:

Nyx entband Ker, die blutlüsternd Tod verlangende; den Untergang verhängenden Moros;

Thanatos wie Hypnos, Brüder von samtenem Tod und Schlaf, traumumflort von Orneiren-Schwärmen; auch Momos, zersetzender Spötter und schmerzenvolle Oizys, geboren aus einem unbesamten Schoß.

Nymphische Hesperiden, jenseits des Okeanos Wächterinnen goldener Äpfel; die Moiren, deren Klotho jenen Schicksalsfaden spinnt, den Lachesis wägt nach dem Maß vom Tage der Geburt, endlich abgeschnitten von Atropos, wählend die Todesart.

Begleitet von Keren, deren Rache erst befriedigt, wenn gnadenvergessen Frevel von Menschen und Göttern gleichwohl vergolten sind.

Zorn, Rache, Täuschung, Betrug, Freundschaft, schweißbenetzte Liebe in nachtgeborenen Nemesis, Apate, Philotes, auch Geras, dem niemand den Verlust der Jahre bestreiten vermag.

Und Quelle von Leiden des Körpers und der Seele:
schandvolle Eris, zwietrachtzerfressen, vergifteter Born
von Mühsal und Vergessenheit, Gesetzlosigkeit und
Verblendung, Hader, Lüge, Wortstreit, Kampf, mörderi-
schem Schlachtgemetzel, Hunger, Schmerz; Horkos
schließlich, Verderber der Meineidigen,
Erinyen-Geweiheter.

Nach einem langen Moment des Schweigens, während
die Wörter in der unvermittelt stickigen Luft schwebten,
beugte sich der Mann wieder über sein Pergament.

Ohne daß er es bemerkt hatte, war eine Albino-Ratte
an seine Seite getreten. Sie trug über den obligatorischen
absatz- und schnallenlosen Schuhen, weißen Strümpfen
und Kniehosen eine doppelreihig geknöpfte, hüftlange
Jacke, wie sie eigentlich von den *Sans-culottes* getragen
wurde; unter ihr betonte ein Jabot den nackten Hals und
Spitzenmanschetten lugten unter den Ärmeln hervor;
ihre Fingernägel waren lang und ungepflegt. Die bronze-
farbene Carmagnole, deren Ellbogen glänzten wie polier-
tes Metall, war bereits etwas abgetragen, so als habe ihr
Besitzer nur diese eine Jacke und müsse sie unentwegt
tragen. Sowohl zeitlich wie auch örtlich erschien ihm die
Kleidung unpassend, wobei er sich fragte, was er eigent-
lich trug und woher er die Bezeichnungen kannte. Lang-
sam glitt er wieder in den Zustand des Wachseins, bis mir
auffiel, daß der Träumende nie weiß, was er trägt-
abgesehen von dem Klassiker der schambesetzten Nacktheit.

Ein letztes Echo des fast schon vergessenen Traums
hallte in meinem Bewußtsein nach; das von der Ratte an
meiner Seite mit leicht zitternder Stimme vorgetragene:

Wo aber Gefahr ist, wächst

Das Rettende auch.

Aber sieh, sogar das ist nur scheinbar.

it was the spring of hope

Die nächsten Wochen vergingen wie im Schneckenflug. Ich weiß nicht mehr genau, was ich in den ersten beiden Wochen zwischen den Stationen meiner medizinischen *Tour d'Horizon*, die schon bald zu einer *Tour de Force* wurde, machte; genau genommen weiß ich auch nicht mehr, was bei den Stationen gemacht wurde. Die erste, soviel weiß ich noch, war mein Hausarzt, wobei sich als grundlegenderes Problem herausstellte, daß ich nicht wußte, *wer* mein Hausarzt war. Noch war ich nicht im Alter, wo auf der ersten Kurzwahltaste, vor Ehepartner, Kindern und Enkelkindern, die Nummer des Hausarztes gespeichert ist, gefolgt von der für den ärztlichen Notdienst.

Die Diagnose eines unbekanntes Gebrechens erinnert an einen unbelaubten Baobab: von einem dicken Stamm, zweigen Fachäste ab, die sich weiter spezialisieren, und – je weiter sie vom Ausgangspunkt entfernt sind – einen immer weiter anwachsenden Zeitaufwand bei zugleich schwindender Geduld erfordern, um zum Schluß auch vom letzten Ästchen keine Antwort zu erhalten. Bereits bei der zweiten Abzweigung vom Hauptstamm traf ich wieder auf Moira.

Ob es ein HNO- oder Augenarzt war: das Wartezimmer war ziemlich voll, und Moira reagierte nicht auf meine zaghaften Versuche, Blickkontakt aufzunehmen, obgleich ich mir sicher war, daß sie mich erkannt hatte. Als nach ein paar Stunden nur noch sie und ich im Wartezimmer saßen, fragte sie:

»Und, der wievielte?«

»Wievielte was?«

»Arzt.«

Ich grinste.

»Klar. Zusammen oder aufgeteilt nach Allgemeinärzten, Fachärzten, Spezialisten?«

Sie verzog das Gesicht, als wolle sie mir die Zunge herausstrecken, und sah dabei schrecklich jung aus.

Ausgerechnet jetzt benötigte der Patient, der vor uns aufgerufen wurde, überhaupt keine Zeit für Konsultation, Behandlung oder irgendetwas, das sonst wenigstens zwanzig, meist dreißig Minuten dauerte, so daß ich, noch bevor das Gesprächs-Pingpong weitergespielt werden konnte, wieder stumm warten mußte, bis ich an der Reihe war. Nach mir kam eine Frau mit zwei sich nicht zwischen Quengeln und Herumzappeln entscheiden könnenden Kindern ins Wartezimmer, aber ich zog es vor, schweigend die verbleibenden zwanzig Minuten bis zu meinem Abgang mürrisch auf den Boden zu starren. Der Gang zum Wartezimmer war leer, bis auf eine Arzthelferin, die zwischen einzelnen Zimmern hin- und herlief und mir bei dieser Gelegenheit die richtige Tür zum ebenso leeren Behandlungszimmer wies.

Die Ärztin, es war doch eine für Hals, Nase und Ohren, leuchtete mal hier-, mal dorthin, knipste dann mangels einer dritten Hand ihre Stirnlampe an und stocherte mit verschiedenen Gerätschaften in meiner Nase und den Ohren herum. Nachdem sie noch geprüft hatte, wie weit hinten im Hals sie mit einem Holzspatel auf die Zunge drücken konnte, bevor ich entweder mein Mittagessen auf dem Boden verteilte oder ihr erst reflexartig die Finger abbiß und *dann* meinen Mageninhalt herauswürgte, eröffnete sie mir, daß sie bei dieser ersten Untersuchung nichts Ungewöhnliches feststellen habe können und ich einen Termin für eingehendere Untersuchungen vereinbaren solle. Erfolg auf ganzer Linie.

Die Kinder hatten sich auf die Simulation einer Sirene inklusive Sinuswellen und Dopplereffekt geeinigt, und

ich beeilte mich, meine Jacke aus dem Wartezimmer zu holen und den Ort des Schreckens zu fliehen.

Vor der Tür zu dem Gebäude wartete Moira auf mich.
»Trinken wir einen Kaffee?«

Unverfänglichster aller Anfänge der Kontaktaufnahme, milliardenfach gebraucht, milliardenfach bejaht, zum Topos angebahnter, vielleicht fortdauernder Beziehung geronnen ...

»Okay.«

Sie trug noch dunklere Kleidung als üblich, und wir saßen uns gegenüber an einem kleinen Bistrotisch und wußten nicht, was wir sagen sollten.

»Ich ... «, begann ich genau zu dem Zeitpunkt, an dem auch sie das Schweigen brach.

»Haben Sie bei Ihnen schon etwas herausgefunden?«
– »Nein.« – »Hmm.«

Das Gespräch entwickelte sich ausgenommen erfreulich, während wir wieder schwiegen.

»Ich habe Wahrnehmungsstörungen. Halluzinationen. Ich sehe Dinge, die nicht da sind. Oder vielleicht sind sie da, und andere können sie nicht sehen.«

Moira wurde noch bleicher unter ihrer ohnehin blassen Haut und ihre großen und schwarzen Augen wurden größer und schwärzer, bis sie wie polierter Sardonyx aussahen, in dem träge sich bewegende goldene Wolken eingeschlossen waren.

»Ich sehe Dinge, die nicht da sind, die andere Menschen sehen.«

War das nun eine Potenzierung meiner Störung oder nur eine andere Formulierung von meinen Symptomen?

»Woran unterscheidet sich das von meinen Halluzinationen?«

Sie entspannte sich ein wenig; wahrscheinlich mußte sie diese Frage nicht zum ersten Mal beantworten.

»Zunächst einmal: ich habe nie Wahrnehmungsstörungen, wenn ich allein bin. Weswegen ich es vorziehe, allein zu sein. Die Wahrnehmungen kommen nur, wenn ich unter Menschen bin, und auch nicht unter allen, eben nur jenen, die selbst und gerade in diesem Augenblick halluzinieren.«

Ich hob meine Augen zum grauen Himmel und dieses Mal war es nicht ganz unerwünscht, daß ich mir einbildete, was nicht existierte, was nicht existieren konnte. Ich sah, ohne mir etwas anmerken zu lassen, mit einem unverbindlich freundlichen Ausdruck und einem leicht schiefen Lächeln wieder Moira an.

»Ein spindeldürrer Mann ganz in schwarz, eine Vogelscheuche mit einem verbeulten Zylinder beobachtet sie. Er folgt Ihnen und sucht dabei immer Schutz hinter Wolken, als wolle er sich verbergen. Lange gekrümmte Finger strecken sich nach Ihnen aus.«

Hielte ich meine Tasse in der Hand, wäre das der Zeitpunkt gewesen, wo sie herunterfiel.

»Und jetzt ist er weg.«

Ich war – ich weiß nicht, was ich war – und stellte die Frage, die in diesem Moment ebenso angebracht wie sinnlos war.

»Woher wissen Sie das?«

Moira zuckte mit den Schultern und machte dann mit dem Zeigefinger eine kreisförmige Geste vor ihrer Stirn. Ich zog es vor, sprachlos zu sein.

Die Kellnerin kam an unseren Tisch und fragte, ob wir noch etwas bestellen wollten. Wahrscheinlich war sie beleidigt, weil wir sie nicht einmal ansahen; vielleicht dachte sie angesichts der für jeden fühlbaren Spannung zwischen Moira und mir, daß Daddy und Töchterlein einen heftigen Streit gehabt hatten und wir uns jetzt trotzig oder verärgert anschwiegen.

»Dafür gehe ich zu den Ärzten.«

So überflüssig diese Erklärung, so hilfreich war sie, die Eiswolke zwischen uns wegzublasen.

»Haben Sie ... «

Sie unterbrach mich schon wieder; sie war gut im Unterbrechen.

»Nein, Sie sind der erste, den ich direkt darauf anspreche. Andere könnten glauben, ich sei verrückt.«

Aus dem letzten Satz tropften Bitterkeit und Sarkasmus auf das blütenweiße Deckchen, das den Tisch mehr zierte als schützte.

Und, das Vertrauen zwischen uns erweiternd: »Ich heiße eigentlich Nina, aber Moira gefällt mir besser.«

»Wie soll ich dich, Entschuldigung: Sie nennen?«

Sie zuckte wieder mit den Schultern.

»Was dir besser gefällt ... ich denke, das mit dem ›du‹ ist okay.«

»Mir gefällt Moira besser; ich werde Sie – dich ›Nina‹ nennen.«

Nina grinste.

»Und du hast auch einen Namen, oder soll ich dich ›alter Mann, der von Vogelscheuchen verfolgt wird‹ nennen?«

»Dorain.«

Sie lachte.

»Wirklich? Hat sich der Standesbeamte bei der Eintragung verschrieben?«

»Verblüffend. Du bist die erste, der das auffällt und mich das fragt.«

Eins zu eins.

Unsere Tassen waren seit geraumer Zeit leer, und weil wir das letzte Mal so freundlich und aufmerksam gegenüber der Bedienung waren, brachte sie uns die Rechnung.

Nina griff nach ihr und legte sie dann vorsichtig zurück.

»Ich wußte nicht, daß es hier so teuer ist. Ich habe nicht

genug Geld dabei. Kannst du es mir vorlegen? Ich gebe es dir bestimmt wieder.«

»Sicher. Kein Problem.«

Es wird nie ein Problem sein.

Auf dem Heimweg war ich so guter Laune, daß ich dem dunkelhäutigen Bettler, der wie immer an der Stelle neben dem Eingang zur Bank saß, fünf Euro in den Hut warf.

»Gott vergelt's.«

Er machte Anstalten aufzustehen, aber er fischte nur nach seinem Hut. Dann blickte er mich an und sagte mit überraschend klarer Stimme:

»Hüte dich vor dem OF.«

Aus einem unerklärlichen Grund hatte ich das Gefühl, daß die Bezugnahme im ersten Satz ironisch gemeint war, aber bis ich zu Hause war, hatte ich es bereits vergessen.

it was the best of times

Es spielte keine Rolle, daß wir bei unserem ersten ›Date‹ versäumt hatten, Telefonnummern oder sonstige Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme auszutauschen. Wir trafen uns regelmäßig: aus Zufall, wenn sich Termine überschneiden, und nicht aus Zufall, wenn sich die Termine nicht überschneiden und einer auf den anderen wartete. Meist gingen wir in ein Café, wenn es später war in ein Restaurant. Nina hatte mir das geschuldete Geld von unserem ersten Treffen nicht zurückgegeben, und dann war es auch nicht mehr nötig.

Irgendwann viel später fragte ich sie einmal, ob es ihr unangenehm sei, daß immer ich bezahlte.

»Nein«, und nach einer kurzen Pause, »ein wenig schon. Aber ich rede mir ein, daß du reich bist und ich arm. Das funktioniert einigermaßen.«

»Für mich auch.«

Wenn wir uns ein paar Tage nicht gesehen hatten, schlugen wir danach wie beim Kartenspiel unsere Trümpfe auf den Tisch:

»Ich hatte eine Dopplersonographie.« – zack – »Ich hatte eine Computertomographie.« – zack – »Ich hatte eine Magnetresonanztomographie.« – zack – »Ich hatte eine Kernspintomographie.« – zack.

»Nix ›zack‹, eine MRT ist eine Kernspintomographie. Du hast verloren.«

Wie lachten beide. Wir lachten viel.

Ihre Kleidungsfarbe ebenso wie ihr Makeup verwandelten sich von dem anfänglichen schwarz-weiß oder anthrazit zunächst zu einem helleren Grau, dann zu einem dunklen Blau oder Grün, das sich immer mehr aufhellte. Selbst der graue Himmel, glaube ich, leuchtete schwach in Nuancen von Blau.

Sie erzählte mir, nachdem sie von meiner Literaturzeitschrift gehört hatte, daß sie in ihrer Jugend auch Gedichte geschrieben habe. Ich zog sie damit auf, daß alle jungen Mädchen Gedichte schrieben, wenigstens die, die ich kannte. Oder zumindest so etwas Ähnliches, was sich im Laufe der Zeit ebenso unerklärlicher- wie glücklicherweise entmaterialisierte. Sie konnte sich nicht entscheiden, ob sie beleidigt war oder bloß so zu tun sollte. Meine kümmerliche Versicherung, daß es sich bei ihr bestimmt anders verhielte, verhinderte zumindest das Schlimmste. Allerdings war es danach unmöglich, etwas von ihren Jugendsünden zu lesen zu bekommen, weil sie mein Flehen dadurch abwies, daß sie meine Spöttelei gegen mich verwandte: sie hätten sich unglücklicherweise entmaterialisiert. Zack.

Natürlich gelang es mir mit gewisser Beharrlichkeit (und Bestechung, vergelt's der Ahn) wenigstens eines zu bekommen. Als sie es mir auf einem Zettel gab, hatte sie den gleichen Ausdruck wie »Das Mädchen mit dem Perlenohr-ring«: unsicher das Urteil des Begutachters erwartend und zugleich sicher, mit dem Verdikt zurechtkommen zu können, wie immer es ausfiele.

Ich mußte nicht einmal aus Höflichkeit lügen, denn statt der erwarteten Kleinmädchen-Blümchenlyrik, die nicht auf kleine Mädchen beschränkt ist, war es sehr reduziert, ein wenig an ein *Haiku* oder eher *Senryū* erinnernd:

Trockne Rosen
In der Vase
auf dem Schreibtisch.
Erinnerungen an Dich.
Die Zeit,
als sie blühten,
ist lange vorbei.

**Nur wo du bist, sei alles, immer kindlich,
So bist du alles, bist unüberwindlich**

So ging es weiter, immer weiter, hätte immer weiter gehen sollen; wir hatten schon den Anlaß unserer Freundschaft vergessen und betrachteten die spärlicher werdenden Arzttermine als lästige, aber nicht weiter zu beachtende Unterbrechung. Inzwischen waren wir ergebnislos bei Liquorpunktionen und Gentests angekommen.

Als wir wieder einmal gemeinsam schweigend im Wartezimmer saßen – wir sprachen weiterhin nie, wenn andere Patienten anwesend waren –, flüsterte Nina: »Sie haben ein Ergebnis.«

In diesem Moment kämpften Besorgnis und Erleichterung in mir, aber die Besorgnis wurde Angst und gewann.

»Weißt du mehr?«

»Nein. Es ist selten. Sie wollten mit mir persönlich sprechen.«

Es war, glaube ich, das erste Mal, daß ich ihre Hand nahm. Sie war kalt.

Am nächsten Tag trug sie ein graues Kleid und war ungeschminkt. Nie hatte ich sie so verloren und verletzlich gesehen. *Chorea-Akanthozytose*, Mutation *VPS13A*-Gen auf Chromosom 9, genauer: q21.2, angeboren, unheilbar, letal. Und selbst dabei waren sie sich nicht sicher. *Wobei* sie sich sicher waren: letal.

Die zu erwartenden Symptome stimmten nicht überein mit Ninas Verfassung. Hyperkinesien, ja, vielleicht; psychische Störungen, ja, unbedingt, aber nicht die zu erwartenden; Kachexie? Nina war schmal, schon immer gewesen; Krampfanfälle, Sensibilitätsstörungen, Dyskinesie, Disarthrie, Muskelatrophie – schießegal. Nina war wie immer, wie Moira, als die ich sie kennengelernt hatte.

Wir gingen viel spazieren, schweigend, ignorierend. Ich fragte Nina, wie es ihr ginge.

»Gut.«

Aber es ging ihr schlechter, ihre bleiche Haut war fahl und die glänzenden Augen stumpften immer mehr ab. Einmal sagte sie unvermittelt: »Irgendwann wirst du mich anrufen, und ich werde nicht da sein.«

An einem strahlenden Morgen im Mai rief ich sie an, und sie war nicht da.

it was the worst of times

– so müde. Irritiert und erschöpft. Ich konnte den Brief von Frederic nicht weiterlesen.

Im Fernseher lief gerade der Vorspann eines alten Kriegsfilms. In dramatisch schräggestellter Schrift – was man damals eben für ›dramatisch‹ hielt – füllte der Titel den Bildschirm aus – oder das, was zwischen den schwarzen Balken links und rechts an Bild übrigblieb – »Krieg ohne Namen«.

Die Kamera blendete auf eine karge felsige Gegend mit einem schwach befestigten militärischen Außenposten. Wahrscheinlich britische Soldaten angesichts der feschen Uniformen, aber da waren unter ihnen auch dunkelhäutige Asiaten. Inder. Einer der drei Afghanistankriege offensichtlich.

Vor einem provisorischen Podium hatten sich die Soldaten versammelt. Jubel brandete auf, als der Kommandant die Bühne betrat.

„Wie ich höre, wissen Sie alle, wer ich bin.“

Der Jubel wurde stärker und viele riefen seinen Namen.

„Und Sie kennen meinen Namen.“

Die Rufe seines Namens wurde leiser.

„Ich kenne keinen Ihrer Namen. Und ich werde keinen lernen.“

Der Jubel verebbte, nur mehr aus den hinteren Reihen wurde sein Name von denen gebrüllt, die seinen letzten Satz wegen ihres eigenen Lärms nicht verstanden hatten.

„In einer Woche wird ein Drittel von ihnen tot sein. Deren Namen sind dann Inschriften auf einem Denkmal. Ein weiteres Drittel wird in den folgenden drei Wochen sterben. Dann ist ein Monat vorbei.“

Inzwischen war es still geworden.

„Und dann werde ich vielleicht beginnen, Namen zu lernen.“

Vereinzelt wurde der Name des Kommandanten gerufen, aber die Rufe ließen schnell nach.

Das war genau das, was ich nötiger hatte als einen Blinddarmdurchbruch.

Da konnte ich auch den Brief des toten F. weiterlesen, zumal meine Aufgabe sich durch Nichtstun nicht in Wohlfühlen auflöste. Der Kommissar hatte bezüglich irgendwelcher Ergebnisse bereits nachgefragt, obwohl erst knapp zwei Wochen vergangen waren. Ich schaltete ab, suchte in dem Papierstapel die erste Seite des ungelesenen Teils und begann zu lesen.

eines gebrochenen Herzens leben und heulen mußte; „children’s cradle“ versetzte mich in die wohlige Wärme der Wiege, wo alle Bedürfnisse gestillt waren und das sanfte Schaukeln der Wiege mich von jeder Angst befreite und ...

Nein, das kannte ich bereits; ich nahm das nächste Blatt, überflog die ersten Zeilen.

Was ich beabsichtigte, hatte bisher aus Angst vor den Konsequenzen niemand gewagt. Ein Angriff auf das Darknet, wobei ich nur einen Teil angreifen wollte. Ich wollte das „Darker Net“ angreifen, aber nicht mit etwas Stümperhaftem wie einer DoS oder DDoS-Attacke. Ich mußte, Sie verzeihen mir die Metaphorik, weniger mit Kanonen auf Spatzen als mit Interkontinentalraketen auf Bunker schießen.

Manchmal, wenn man mit Kanonen auf Spatzen schießt, wird man im Anschluß von Tauben vollgeschissen.

Mein Zielbereich war mit großer Wahrscheinlichkeit ein engbegrenzter Bereich im Internet,

egal wie verteilt die physischen Träger waren. Die Tarnung war nur deshalb so gut, weil der Einflußbereich der Tarnkappe nicht überdehnt worden war. Und Vernichtung war auch nicht mein Ziel. Die Köpfe, die ich abschlagen könnte, würden nicht aufhören nachzuwachsen, aber sie wüchsen langsamer. Denn war erst einmal das Prinzip und die Existenz eines „Darker Net“ allgemein bekannt – und ich hatte vor, es bekannt zu machen – würde jeder Versuch eines Neuaufbaus schnell bemerkt werden.

Ich hatte mein eigenes Stuxnet, an das kaum weniger Ressourcen verwendet worden waren und das zudem fünfzehn Jahre jünger war. Was allein schon fünfzehn Monate in der IT bewirken können, wird uns eine erfreuliche oder unerfreuliche, in jedem Fall unerwartete Zukunft bescheren.

Ich könnte versuchen, Ihnen zu erklären, was ich im Einzelnen machte, aber ich muß gestehen, daß ich es selbst nicht verstehe. Immer noch nicht. Es waren keinen normalen Algorithmen im Sinne einer definierten endlichen Folge von untereinander abhängigen oder aufeinander aufbauenden Operationen, sondern ... ja, sondern. Natürlich war es Mathematik und auch wieder nicht, *Mathemythik* mangels eines besseren Begriffs. So wie ägyptische Hieroglyphen zugleich mehr und weniger als unsere Buchstabenschrift ausdrücken, die ihrerseits an Präzision mathematischen Symbolen unterlegen ist, aber über die Eigenschaft, nicht nur Denotat, sondern auch Konnotat zu sein, weitaus bedeutungsumfangreicher ist, so ist „Rag-Dev“

gewillt, mathematische Anweisungen entgegenzunehmen, die allerdings in seinen Symbolraum übertragen werden müssen. Und bei dieser Übertragung war ich der Mittler, das fleischgewordene Negativ des *Rosetta Stone*. Damit ist die eigentliche Besonderheit aber noch nicht beschrieben. Die Unschärfe erlaubte es nicht, eine präzise Handlungsanweisung zu programmieren, sondern ließ immer verschiedene Varianten zu, was „Rag-Dev“ die Möglichkeit der – wenn auch eingeschränkten – Selbstorganisation eröffnete.

Meine Rede vom „deus in machina“ war nicht leichtfertig, obgleich ich noch feststellen mußte, daß ich damit nur das eine Gesicht bezeichnet hatte. Wenn es jetzt klingt, als wäre ich in meiner Klausur irrsinnig geworden, kann ich Dir versichern, daß ich nicht unbedacht von „Rag-Dev“ spreche wie von einem lebendigen Wesen. Ich hatte es entfesselt, und über das „Darker Net“ kam der Zorn eines Gottes wie ein informatisches Wunder.

Ich konnte teilweise sehen, wie es sich unaufhaltsam seinem Gegner näherte, sich an Protokolle hängte, die dafür nicht geschrieben waren, *Zero Days* ausnutzte, durch geschlossene Ports schritt, als wären sie offene Scheunentore. Er bohrte sich immer tiefer in die Eingeweide des Feindes und zerstörte alles, was ihm in den Weg kam. In wenigen Minuten war alles vorbei. Die Websites, auf denen ich vorher die übelsten Dinge gefunden hatte, nicht mehr erreichbar. Nicht über die „normalen“ Wege,

nicht über meine „Schleichpfade“. Sie waren weg, gelöscht, ausgelöscht. Dachte ich.

Ich fuhr meinen Rechner herunter, schalte die Peripherie wie gewöhnlich über die Schalterleiste aus und ging zu Bett.

Ich hatte das Gefühl, daß ich gerade nicht das »Ende gut, alles gut« gelesen hatte, sondern eher »Wenn sie nicht gestorben sind, verfolgen sie mich immer noch«. Aber es war spannend und wirkte eher wie die Geschichte aus einem Science Fiction-Pulpmagazin als ein Bericht von einer seltsamen Begebenheit. Dem Bericht eines Toten, was ich betreten in Gedanken ergänzte. Wie abgedreht Frederic auch gewesen sein mochte, er war tot, und in irgendeiner Weise hing das mit dem zusammen, was er getan hatte.

In der Nacht weckte mich etwas. Ich lag im Bett und bemerkte ein kaum hörbares Summen, wie es die Steckdosenleiste im angeschalteten Zustand von sich gibt, auch schien der Lüfter meines Rechners leise zu surren. Ich ging gerade zu meinem Schreibtisch, als sich der Monitor einschaltete. Mein 4K-Monitor zeigte ein Bild wie man es vor über einem halben Jahrhundert gekannt hatte: eine mangels Antialiasing kantige, flackernde, grüne Pixelschrift. Schlaftrunken hielt ich es für einen Scherz, ohne darüber nachzudenken, wer den Rechner eingeschaltet hatte. Aber ich war schlagartig wach, als ich las, was da auf dem Bildschirm flimmerte:

Daemon in machina excitavit

Was ich scherzhaft für mich „deus in machina“ genannt, kam in verdreht wirkender, tatsächlich aber seiner eigentlichen Form zu mir zurück. Keiner wußte von dieser Formulierung,

und erst recht niemand wußte von meinem Angriff an diesem Abend. Wahrscheinlich hätte es mich in das Gefängnis gebracht, wenn jemand gewußt hätte, zu was ich Rag-Dev mißbräuchlich benutzte. Bestimmt wäre das Gefängnis die bessere Alternative gewesen.

Zunächst schaltete ich wieder alle Geräte ab und zog den Stecker der Leiste aus der Wandsteckdose. Danach legte ich mich wieder hin, konnte aber, obwohl in dieser Nacht nichts Ungewöhnliches passierte, nicht wieder richtig einschlafen. Im Halbschlaf dämmerte ich dahin und sah zwei Männer auf einer Theaterbühne, die einen absurden Dialog darboten. Merkwürdige Sache. Immer so etwas wie „Vorhin hast du gesagt, du wüßtest nicht, ob Alex um neun kommt oder um zehn.“ – „Wer?“ – „Du.“ – „Ich?“ – „Ja.“ – „Ah. – Wer soll um zehn kommen?“ – „Alex.“ – „Alex kommt um neun.“ – „Vorhin wüßtest du es nicht so genau.“ – „Doch.“ – „Nein.“ – „Wer kommt wohl um zehn?“ – „Niemand.“ – „Ich dachte Alex.“ – „Alex kommt um neun.“ – „Stimmt. – Aber wer kommt um zehn?“ – „Niemand. Keiner. Niemand.“ – „Wer?“ – „Laß mich in Ruhe.“ – „Alex kommt bestimmt bald.“ Und immer so weiter. Dann wurde es gleißend hell auf der Bühne und beide Stimmen sagten unisono: „Alex ist gekommen.“

Ich hatte meine Strafe erhalten; ich war im Purgatorium, wo die Sünder durch absurdes Theater geläutert werden sollten.

Bevor sie dann in der Hölle des Regietheaters landen, dachte ich schmunzelnd. Alles nur Theater, Frederic, alles nur Theater, hätte ich ihm gesagt. Bei manchen wies ein

gelangweiltes Unterbewußtsein im Traum auf seinen Zustand hin, während andere langweilige Stücke auf Kosten anderer schrieben, um nicht selbst dem Ennui anheimzufallen. Bei mir bedurfte es nicht einmal des einen oder des anderen, um immer lethargischer zu werden, unaufmerksamer, schwerfälliger, teilnahmsloser, müder.

Etwas stimmte nicht; es war, als kröchen die Buchstaben durch die Pupille, umgingen die Linse, durchschwämmen den Glaskörper, hangelten sich an Sehnerv und Sehstrang entlang zum Epithalamus, wichen dem visuellen System aus und mogelten sich stattdessen in den olfaktorischen Teil des Gehirns. Die Buchstaben rochen nach kadmiumgrünem Seetang.

Ich blinzelte. War es dunkel geworden oder war es bereits dunkel gewesen? Meine Lippen waren trocken und als ich über sie leckte, schmeckten sie salzig. Schweiß, vielleicht Tränen. Noch ein paar Zeilen bis zum Ende der Seite.

Später bin ich wahrscheinlich richtig eingeschlafen, und träumte.

Ich ging ich eine zerbombte Straße entlang, auf der halb verbrannte und zerrissene Papiere, Zeitungen sich in einem scharfen Wind zu verschiedenen Haufen zusammengeballt hatten. Die Straße führte zu einer Zoohandlung, in der im Schaufenster ein großer goldener Käfig stand. Darin saß gebückt eine schwarze Kreatur, die sich aufrichtete, während ich näherkam. Als ich nur wenige Meter entfernt war, entfaltete sie lederne Flügel und eine schwarze Zunge umspielte ihre feuchten Lippen, die einen Satz formten, der sich in mein Bewußtsein schlängelte wie Glasnudelwürmer: *evigilavit et caro factus est.*

Ich ließ das Blatt fallen, als habe es angefangen zu glühen. Absurde Dialoge auf einer Bühne? Meinetwegen. Aber ein Engel oder Dämon in einer zerbombten Gegend. Niemals. Hatten die Schilderungen meines leicht derangierten Freundes mein Unterbewußtsein so sehr beeinflußt, daß ich ähnliche Träume nur anhand der gelesenen, nicht erlebten Geschehnisse hatte?

Ich versuchte mich zu erinnern, *wann* ich die Träume hatte. Das mit der Theaterbühne war noch nicht lange her, es konnte während der Lektüre des Briefes gewesen sein. Oder vorher? Aber das mit dem Engel war viel früher. Kurz bevor meine Halluzinationen anfangen, vor Nina. Nina. Es tat trotz allem, was ich inzwischen wußte, immer noch weh —

**Und wenn der Mensch in seiner Qual
verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.**

– und ich wußte nicht, wohin mit meinem Schmerz, woran ich denken, was ich fühlen sollte. Sie war nicht mehr da.

Aus einem unerfindlichen Grund drehte sich in meinem Kopf wie in einer Gebetsmühle das Motto der »Marienbader Elegie«, obgleich ich kein großer Anhänger Goethens war. Es gab keinen Gott, der mir die Sprache geben könnte, meinen Verlust auszudrücken. Es gibt überhaupt keinen Gott. Und ich war kein Tasso.

Ich habe gebetet, zu GOTT, JHWH, Allah, Odin, Zeus, Jupiter, zu Heiligen und Märtyrern, zu Ra, Varuna, Shiva, Marduk, selbst zu Quetzalcoatl, Bondye, Kitchi Manitu, und jedes Mal wurde mir mitgeteilt: »kein Anschluß unter dieser Nummer«. Selbst als ich persönlich bei der Vermittlung vorsprach, kam keine Verbindung zustande. Wie auch, es war alles dieselbe Nummer.

Normalerweise hätte ich mich in eine eigens erfundene Arbeit gestürzt oder in Abgründe gefüllt mit Alkohol und Drogen, aber ich stürzte ins Nichts. Der Hohn bei der ganzen Angelegenheit war, daß ich keine Halluzinationen mehr hatte. Sie waren mit Nina verschwunden, als wären sie nur dagewesen, damit ich sie träfe. Ein Hohn. Und Goethe ließ Tasso von Gott sprechen.

Wie lange hatte unsere Flucht ins bukolische Arkadien gedauert? Einige zu kurze Monate, zu wenig für die möglichen Jahre. Aber es waren doch Monate, und ich mußte etwas verpaßt haben. Nur was? War mein Leben so leer, daß es niemandem, nicht einmal mir, auffiel, wenn ich für längere Zeit verschwand? Und wie konnte Leere noch leerer sein?

Ich existierte nicht, unsichtbar, unbemerkt, unbeachtet

wie das Grinsen einer unsichtbaren Katze, der verflogene Hauch an einer Fensterscheibe, der verwehte Qualm einer verloschenen Kerze. Oder war ich der Omega-Mann? Der letzte der Menschen, die anderen alle verschwunden, verloren, vergangen. Welche Ironie, da es im Ergebnis keinen Unterschied machte.

Um meine selbstquälerische Verfassung zu verstärken, hatte ich in einer Gedichtsammlung von Gryphius gelesen; da paßte jede Zeile zu meiner Stimmung wie die tote schwarze Katze zu dem rußigen Kamin, in dem sie steckengeblieben war.

Mir ist ich weis nicht wie
ich seufftze für vndt für.

Ich weine tag vndt nacht
ich sitz in tausend schmerzen;

Aber selbst im tiefsten Moor aus Buchstaben konnte man nicht unendlich versinken, sondern mußte irgendwann auf der anderen Seite der Erde wieder herauspurzeln.

Ists möglich
wie man sagt
daß die gehäufften Schmerzen

In die ich mich vertiefft
noch iemand gehn zu
Hertzen

Nein. Sorry, lieber Andreas, irgendwann geht einem dieses Suhlen im Trübsinn, das Versacken in Innerlichkeit selbst auf die Nerven.

Also zurück zu dem, was man gemeinhin als das Leben bezeichnete. Alle fünf Phasen der Trauer durchlebt und durchlitten, wenn auch nicht ganz in der richtigen Reihenfolge, ich war geheilt; also: allez, allez. Avanti, avanti. Pep speech ...

Ich bemerkte nicht, daß mir Tränen die Wangen hinab-liefen, bis ich das Salz auf den Lippen schmeckte.

Etwas hatte ich doch vergessen, nein, nicht ›vergessen‹, sondern wegen Belanglosigkeit ignoriert. Mein Mail-Eingang mich allerdings nicht. Und offensichtlich war meine Abwesenheit *nicht* unbemerkt geblieben. Zuerst vorsichtig, dann drängender, schließlich besorgt, hatten die Zuträger meiner Zeitschrift nach meinem Verbleib gefragt. Zeit, für eine Rundmail. Und die Lektüre all der eingesandten Texte war eine willkommene Ablenkung. Außerdem waren da noch, wie mir mit einem Anflug von peinlicher Berührtheit einfiel, die Gedichte von Frederic, die er mir in einem anderen Leben geschickt hatte. Außerdem sollte ich mich vielleicht einmal bei ihm melden, weil er niemals selbst auf die Idee käme.

Und wie es mit Dingen aus einem anderen Leben gewöhnlich ist, fand ich den Brief nicht. Der Umschlag mit den drei Briefchen aber lag unberührt, etwas aufgebläht, da; und wo der lag, sollte sich der Umschlag mit Frederics Brief in der Nähe befinden. Kamen sie nicht beide am selben Tag, oder zumindest nur mit wenigen Tagen Abstand? Der Umschlag war nicht da. Das Gefühl eines schweren, nicht wiedergutzumachenden Verlustes breitete sich in mir aus; ein unsinniges Gefühl: es war nur ein Umschlag mit einer Notiz und Gedichten, aber es fühlte sich an, als hätte ich eine der Tafeln mit den Zehn Geboten verloren.

Ich hatte keine Lust mehr. Alles, was schiefgehen konnte, ging schief. Mit war auch egal, ob das *Murphy's law* oder eine beliebige Lebensweisheit war. Das Ergebnis war in jedem Fall, daß es kein Ergebnis gab, oder wenigstens keines, das nur entfernt mit dem übereinstimmte, was ich erwartet oder vielleicht nur erhofft hatte.

Am liebsten hätte ich mich dem Winterschlaf hingeben, auch wenn erst Juni war. Weckt mich, wenn die ersten Krokusse die Schneedecke durchbrechen; weckt mich, wenn goldene Sonnenstrahlen die grauen Wolken vertreiben; weckt mich, wenn nackte Kinderfüße über gemähte

Wiesen laufen; weckt mich, wenn die Sterne vom Himmel fallen. Aber bis dahin laßt mich schlafen.

Our life is twofold: Sleep hath its own world,

Er hörte, wie die weiße Kugel aus Plastik die Treppenstufen herab holperte, über den schwarzen Marquina-Marmorboden rollte, bis sie an den unter einem Tuch aus elfenbeinfarbenem Samt verborgenen Block stieß, auf dem der mattweiß lackierte Sarg aus Lindenholz aufgebahrt war, in dem ich lag.

Ich versuchte, mich aus den Schleiern des Schlafes, die wie Spinnweben an mir klebten, zu winden, aber das Einzige, was ich erreichte, war, daß sich die Spinnenschleier immer enger um mich wickelten, bis endlich ein gleißend weißes Licht die Spinnfäden verschmorte. Als sich meine Augen an das grelle Licht angepaßt hatten, sah er einen dunkelhäutigen Mann in einem dunkelgrauen Anzug mit einer hellgrauen Weste und einem schwarzen Hemd, der neben einer Taschenlampe einen Stock mit einem silbernen Knauf mit sich führte.

»Mehr kann ich Ihnen im Moment nicht geben«, sagte der Mann, der ihn an den Bettler vor der Bank erinnerte, als er die Taschenlampe ausknipste und an Dorain weiterreichte. Sofort verschlang die Dunkelheit alles. Er schaltete die Taschenlampe so schnell als möglich wieder ein, aber der Mann war mit der Dunkelheit verschmolzen und nur wie ein fernes Echo hörte er dessen Stimme:

»Hüten Sie sich vor den Ofs; sie haben begonnen, sich zu materialisieren.«

Er leuchtete mit der Taschenlampe in alle Richtungen, aber immer, wenn er eine Wand beleuchtete, schien sie zurückweichen, um wieder vorzurücken, wenn das Licht sie nicht mehr traf. Entfernt hörte er eine Stimme immer die gleichen Wörter wiederholen »keine Hände, keine Füße«. Er ging in die Richtung, aus der er die Stimme zu kommen glaubte. »Keine Hände, keine Füße«. Die Stimme wurde lauter, er näherte sich ihr mit jedem Schritt. »Keine

Hände, keine Füße«. Der Schein seiner Taschenlampe fiel auf eine weißgewandete menschliche Figur mit einer Dornenkrone auf dem Kopf, die auf einen schwarzen Stein oder Altar gebettet war. Ihr fehlten die Hände und die Füße.

Er ließ die Taschenlampe fallen, ein fahler Schein breitete sich von der Decke des Gewölbes aus. Er starrte das nun heller leuchtende Bild an der Decke an: fratzenhafte, kaum menschliche Wesen stellten das Fresko »Die Erschaffung Adams« als Travestie dar. Adam streckte verzweifelt seine Hand der Leere entgegen, wo Gottes Hand hätte sein müssen. »Keine Hände, keine Füße«. Die Putten hatten die Gesichter von Schweinen, und Eva ...

Ich befreite mich aus der Umklammerung meines Bettuches, das sich schlangengleich um Hals, Arme und Beine gewunden hatte. Mein Rücken schmerzte schlimmer als mein Kopf, und es gab keine Position, die ich noch ohne Qualen einnehmen konnte. Weder blühten Krokusse noch waren Sterne vom Himmel gefallen, aber ich hatte es so lange es mir möglich war, im Bett ausgehalten, und mußte leider feststellen, daß ich entweder generell für Hibernation nicht geeignet oder es die falsche Zeit für Winterschlaf war.

Ich wischte mir imaginäre Spinnweben aus dem Gesicht und den bereits verblassenden geträumten Unsinn aus dem Kopf. Als ich aufstand, stieß mein rechter Fuß gegen einen harten, metallenen Gegenstand, der unter das Bett rollte. Darum konnte ich mich später kümmern. Oder auch nicht.

And a wide realm of wild reality

Die nächsten Tage ging es mir schlecht, aber anders schlecht als zuvor, und auch das gab sich im Laufe der Woche bis auf die Kopfschmerzen, die sich wie Einsiedlerkrebse in meinen Gehirnwindungen eingenistet hatten. Immerhin ich war in der Lage, mir die Einsendungen in meinem Posteingang anzusehen: »Serafina oder: Warum der Fastnachtssonntag der traurigste Tag ist«, »Lacrimae Scorpionis«, »Johannisbarsch«, »Der süße Klang der Totenglocken«, »Der Rettungswagen vor dem Dönerladen« – Leute, *was stimmt mit euch nicht!*

Für so viel Obskurantismus war ich noch nicht gefestigt genug, ich suchte lieber erneut nach dem Obskuren, von dem Qualität erwartet werden konnte. Irgendwo mußte das Gedicht von Frederic doch sein. Nichts, nirgends, irgendwann mußte ich den Korb mit dem Papier geleert haben. Ohne große Erwartungen hob ich den Korb an und linste vorsichtig in den Spalt hinter dem Schrank, damit mich der Staub von Jahren nicht ansprang. Da war ein Blatt Papier.

Nach mehreren Versuchen mit einem zurechtgebogenen Drahtkleiderbügel hielt ich das staubige Papier in meinen Händen. Es war das Gedicht Frederics oder wenigstens ein Teil, denn es sollte eigentlich in Triptychon sein, wenn ich mich recht erinnerte.

Die verirrte Wüste [1]

Vor immergrünen Palmen
ein türkisblauer Swimming-Pool
eine pastellgelbe Luftmatratze,
auf stillem Wasser kaum bewegt.

Ein karmesinroter Himmel,
trockener Wüstenrauch,

einzelne ockerne Wolken,
hastig dahingetupft.

Eine Figur als Silhouette
aus verwischter, verwunschener Kohle,
grazil schimmernde Kapseln
blaßweiß aus dem orange-durchscheinenden Becher
ziellos rollend.

Weit über den Boden.
Weit über dem Boden – farblos.

Es war kurz, aber während des Lesens flimmerten die Buchstaben vor meinen Augen und schienen sich zu verschieben, so daß ich die Bedeutung der einzelnen Wörter kaum wahrnehmen konnte. Ich mußte noch einmal anfangen:

Die verwirrte Wüste [1]

Vor rauchgrauen Palmen
ein silbergrauer Swimming-Pool
eine elfenbeinfarbene Luftmatratze,
auf stillem Wasser kaum bewegt.

Ein platingrauer Himmel,
trockener Wüstenrauch,
einzelne milchweiße Wolken,
hastig dahingetupft.

Eine Figur als Silhouette
aus verwischter, verwunschener Kohle,
grazil schimmernde Kapseln
schneeweiß aus dem durchscheinenden Becher
ziellos rollend.

Weit über den Boden.
Weit über dem Boden – aschgrau.

Das war besser, diesmal konnten sich meine Augen fokussieren. Eine interessante Noir-Impression einer Villa mit Pool vielleicht in Los Angeles oder Florida, mit einer

Person, die gerade mit Hilfe von Tabletten Suizid verübt hatte. Oder wurde sie von einer distanzierten Person nur beobachtet? Wäre vielleicht besser mit richtigen statt mit unbunten Farben gewesen, hätte die Stimmung aus den Vierzigern in die poppigen Sechziger geholt, wo auch die Pillen besser hinpassen. Eine Mischung von »Sunset Boulevard« und »The Lost Weekend« versus das von Zelluloid geformte Leben Marylin Monroes. Marylin hätte wenigstens hierbei nicht verloren.

Es waren die kleinen Dinge, die dem Schlammgebilde, das mein Leben war, ein Gerüst, oder wenigstens Stützstreben einzogen. Lesen, Sich-Gedanken-machen, Herumhängen, Essen gehen, Fernsehen schauen, Nina vergessen.

Der trostlose Sommer verging; kläglich, beinahe ohne Widerstand ergab sich der Spätsommer dem frühen Herbst; graue Blätter wurden bleich; ich bekam einen Brief.

Und begann unkontrolliert zu zittern, als ich die Handschrift erkannte und zugleich erkennen konnte, daß er nicht mit der Post geschickt worden war. Ich verschränkte meine Hände, preßte, bis die Fingergelenke weiß wurden und die unteren Glieder sich vor Schmerzen versteiften.

Mit immer noch zittrigen, aber für den Augenblick ausreichend koordinierbaren Fingern öffnete ich den cremefarbenen Umschlag, nahm den Brief heraus und entfaltete ihn vorsichtig, als könne er unter meinen Händen zu Totenasche zerfallen.

»Lieber Dorain, es tut mir so unendlich leid ... «, weiter kam ich nicht. Ich stellte mich ans Fenster und starrte in eine Welt außerhalb der Scheiben, die nicht existierte.

Lange stand ich da, aber irgendwann mußte ich den Brief –

*Have you no thought O dreamer that it may be
all maya, illusion?*

— weiterlesen. Inzwischen hatte ich ebensoviel Grund, an der geistigen Gesundheit Frederics zu zweifeln wie an meiner eigenen.

Ich habe kein Papier mehr. Ich verlasse meine Wohnung nicht mehr. Ich werde kein ordentliches Papier mehr brauchen, erst recht, weil ich, das ist mir erst jetzt bewußt geworden, den Brief für mich schreibe und ihn dann vernichten werde.

Der Rest der Seite war leer, und ohne die weiteren Blätter wäre ich sicher gewesen, an das Ende gelangt zu sein. Und die nächsten drei Blätter sahen auch aus, als seien sie bereits zerknüllt und dann doch wieder glattgestrichen worden. Sie waren nur einseitig beschrieben; auf der ursprünglichen Vorderseite waren einmal eine Rechnung und sonst unterschiedliche Notizen wie Exzerpte aus Fachbüchern, die sich Frederic für seine Arbeit gemacht hatte.

Am nächsten Morgen wirkte alles wie immer, außer daß ich einen Bogen um meinen Computer machte. Und dann fiel alles auseinander.

Ich machte mir einen Tee. Der schmeckte nach Spülmittel. Ich machte mir einen neuen Tee, neue Tasse, neue Teepackung, Wasserkocher mit Essigwasser ausgespült: Spülwasser. Ich hatte noch einen Rest von dem Tag zuvor in der Thermoskanne, aber es lief nur stinkender Schlamm in meine Tasse. Plötzlich mußte ich dringend das Bad aufsuchen, aber ich erspare Dir und mir die Einzelheiten.

Mein Brot im Brotkasten war vertrocknet. Ich öffnete den Kühlschrank und alle, ausnahmslos

alle Lebensmittel waren verdorben, weil die Kühlung ausgefallen war. Stromausfall ausschließlich bei Kühl- und Gefrierschrank. Aber selbst dann hätte die Verderbnis nicht so schnell einsetzen dürfen. Ich bekam Nasenbluten. Das Taschentuch, das ich mir griff, um das Blut aufzufangen, zerriß. Um nicht alles mit meinem Blut zu verunreinigen, ging ich ins Bad, das unerträglich heiß war. Zwar lief mein kleiner Heizlüfter auf höchster Stufe, aber in der kurzen Zeit konnte er unmöglich das Bad so aufgeheizt haben. Ich stellte den Regler auf „aus“, mußte aber den Stecker ziehen, damit er aufhörte zu heizen. Die LED-Lampe über meinem Badspiegel zersprang, als ich sie einschaltete. Aus dem Wasserhahn kam der gleiche Schlamm wie der aus der Thermoskanne.

Das war die erste Stunde, nachdem ich aufgestanden war. Es war jenseits dessen, was man noch als Exzeß von Murphy's law hätte bezeichnen dürfen.

Ich setzte mich eine Weile hin, drückte die Nasenflügel zusammen, bis das Nasenbluten aufhörte, und betrachtete dann meine Handflächen, bis meine Contenance einigermaßen wiederhergestellt war. Irgendwann mußte ich ins Bad. Und ich glaube, so irrsinnig und belastend die vorherigen Geschehnisse waren, daß erst jetzt etwas in mir brach.

Im Bad war es eher zu kühl, nicht mehr heiß wie zuvor; die Lampe über dem Spiegel strahlte ihr übliches warmweißes Licht ab, aus dem Wasserhahn kam – Wasser. Klar, kühl, geruchslos. Ich ging in die Küche, und wie ich schon

erwartet hatte: die Kühlaggregate von Kühl- sowie Gefrierschrank summten leise vor sich hin, die Lebensmittel im Kühlschrank waren in einem genießbaren Zustand – und wo sie es nicht waren, lag das an meiner Vergeblichkeit, das Brot war etwas altbacken, aber noch eßbar. Natürlich konnte ich mir ganz normal einen Tee machen.

Das ging erheblich über meine früheren Halluzinationen hinaus, und ich überlegte, ob ich den Brief weiterlesen sollte, wo er doch ohnehin vernichtet werden würde. Halt. Meine Aufmerksamkeit war so absorbiert von Frederics Schilderung, daß ich seine Aussage nicht richtig wahrgenommen hatte. Der Brief, den ich gerade las, sollte nicht mehr existieren, und ich konnte nur spekulieren, was Frederic abgehalten hatte, seine Absicht umzusetzen.

Mit meiner Tasse Kamillentee setze ich mich auf mein Sofa, um nachzudenken, Was ich erlebt hatte, war zu umfassend, um es als vorübergehende Verwirrung abzutun. Ich versuchte wie bei einer Differentialdiagnose vorzugehen: eine mögliche paranoide Schizophrenie war trotz meiner psychischen Belastungen eher unwahrscheinlich, konnte aber nicht ausgeschlossen werden; Nachwirkungen des Drogengebrauchs waren ebenfalls nicht ganz auszuschließen, aber ebenso unwahrscheinlich. Die Holmes'sche Logik konnte mir hier auch nicht helfen. Ich konnte bei keiner Variante sicher sein, daß sie, wiewgleich unwahrscheinlich, auch unmöglich war. Das traf selbst auf die Geschehnisse des Vormittags zu. Ich kam nicht weiter, und beschloß mir einen frischen Tee aufzubrühen.

Er schmeckte nach Spülmittel. Im Bad war es

heiß, die Lebensmittel im Kühlschrank verdorben, das Brot vertrocknet, die Kräuter auf der Fensterbank wurden binnen Sekunden weiß, verwelkten dann schwarz. Und meine Nase begann wieder zu bluten.

Ich kannte da jemanden, der solche Halluzinationen hervorrufen konnte, denn offensichtlich waren es Halluzinationen, und nichts von allem, außer vielleicht dem Nasenbluten, war tatsächlich passiert. Aber ich weigerte mich zu glauben, daß sie darin verwickelt war.

I do not hurt you any more than is necessary for you

Es war eher so, als sehe man jemanden auf eine Wand zu-
rasen, und der Voyeur in mir verhinderte, daß ich den
Blick abwand.

Ich war auf einmal ruhig, denn mir wurde klar,
daß es keine Rolle spielte, ob es Einbildung oder
Wirklichkeit war. Für mich war es die Wirklich-
keit, und meine Erfahrungen mit Psychophar-
maka ließen mich nicht hoffen, daß sich daran
etwas ändern ließe.

Eine Sache blieb noch zu erledigen, weil es doch
eine geringe Wahrscheinlichkeit gab, daß ich
mir nicht alles eingebildet hatte, was passiert
war, seitdem ich die schwarze Milch der Sorgen
und der Leiden getrunken hatte.

Erst dachte ich, die Betreiber des „Darker Net“
hätten aus Fenrir einen Pudel gemacht und aus
der Midgardschlange eine Blindschleiche und
dann mit einem Tracer den Angriff zu mir zu-
rückverfolgt, um mich mit den üblichen Metho-
den zu attackieren. Aber es war schlimmer: sie
haben Rag-Dev und etwas anderes, das ich nicht
erklären kann, gegen mich benutzt. Und damit
waren sie in den Besitz einer fürchterlichen
Waffe gelangt. Allerdings nur vorübergehend,
denn sobald ich den Rechner vom Netz trennte,
konnten sie meine „spezielle“ Anwen-
dungsmöglichkeit nicht mehr benutzen. Vielleicht
waren Reste davon in meinem Stromnetz, aber
sie konnten nicht anderes mehr damit anfan-
gen. Deshalb auch die Wiederholung der Ge-

schehnisse vom Vormittag am Nachmittag, sofern sie denn stattfanden.

Ich werde meinen Code verschlüsseln und den Key nicht bei mir aufbewahren, sondern ihn für alle Fälle in aller Öffentlichkeit verstecken: in dem letzten Gedicht, das ich Dir bis auf weiteres schicken werde.

Und damit endete die Beichte Frederics. Das war ziemlich viel, das mußte ich erst mal verarbeiten, erst einmal verstehen.

Zunächst war es erst einmal wichtig, das Gedicht zu finden. Ich war mir nicht sicher, ob es eine gute Idee war, es zu veröffentlichen, auch wenn es der Wunsch Frederics gewesen war. Und wie sollte dadurch das »Darker Net« bekanntwerden oder gar bekannt werden, wo ich nicht einmal sicher war, daß meine Abonnenten an mehr interessiert waren, als ihr eigene Arbeit gedruckt zu sehen? In dieser winzigen öffentlichen Nische, die ich besetzt hatte. Müßte ich dazu nicht den Brief veröffentlichen? Niemand würde ihn lesen; selbst nicht, wenn man ihn zwänge, was außerhalb meiner Möglichkeiten lag. Und selbst wenn ich sie hätte ... was ich tun konnte, war das Gedicht zu veröffentlichen.

Das Problem war: da gab es kein Gedicht. Was ich eben gelesen hatte, war das letzte Stück Papier aus dem schwarzen Umschlag. Wenigstens hatte ich von den anderen Papieren bisher keine aussortiert und in der Papiertonne entsorgt. Es war alles da, etwas durcheinander, aber alles war da. Außer dem Gedicht.

Das war eine vertrackte Lage. Ich war nicht sicher, ob die Polizei nicht etwas übersehen hatte, aber ich konnte auch nicht einfach in Frederics Wohnung seine Sachen durchwühlen. Letztlich fiel mir nichts Besseres ein, als den Kommissar anzurufen, wobei ich schon zu Anfang schei-

terte. Bevor ich meine bescheidene Bitte, doch vielleicht noch einmal die Wohnung sehen zu könne, vorbringen konnte, hatte der Kommissar mir bereits mitgeteilt, daß die Wohnung weiterhin versiegelt sei und er nur auf meine Einschätzung warte, um sie entweder weiter zu sperren oder freizugeben. In letzterem Falle würden die verbliebenen Gegenstände aus Frederics Besitz entsorgt, dann die Wohnung gereinigt und dem Eigentümer zur weiteren Verwendung zurückgegeben.

Das schränkte meine Möglichkeiten ein wenig ein ... vorsichtig ausgedrückt. Wenn ich Fremdverschulden angab, bliebe die Wohnung verschlossen, und meine einzige Möglichkeit wäre ein Einbruch, was aber keine realistische Option war. Lautete meine Einschätzung Suizid, kämen Leute und brächten die Sachen irgendwohin, wo ich sie bestimmt nie wieder fände. Andererseits: was machte es, wenn ich das Gedicht nicht hatte. Frederic war tot, und ich neigte allmählich sehr der Auffassung, daß er sich selbst getötet hatte. Obwohl ...

»Ich bin mir sicher, daß sich Frederic von Kant selbst getötet hat und kein Fremdverschulden vorliegt.«

»Sie sind sich sicher?«

»Ja«, und das war nur ganz wenig gelogen.

»Sie müssen im Revier vorbeikommen, wir werden ein Protokoll aufnehmen, auch mit den Gründen, warum Sie zu Ihrer Einschätzung gekommen sind.«

»Die Wohnung ...?«

»Was interessiert Sie an der Wohnung?«

Das Mißtrauen des Polizisten sprang mich durch das Telefon an, und es konnte nicht einmal mit berufstypischem Verhalten erklärt werden.

»Ich weiß nicht. Nostalgie vielleicht«, und ich probierte es nochmal, »letzte Gelegenheit, Abschied zu nehmen?«

Die Stimme aus dem Telefon war frostig.

»Dazu hatten Sie bei der Bestattung Gelegenheit. Ich werde die Wohnung unverzüglich freigeben. Der Eigentümer droht bereits mit einer Klage.«

Soviel zu meinem strategischen Geschick.

さなくともねられぬ物をいとどしくつき驚す鐘
の音かな*

In der folgenden Nacht schreckte ich plötzlich auf: vielleicht gab es doch eine Möglichkeit, noch einmal in die Wohnung zu gelangen, ohne dabei das Gesetz zu übertreten.

Und so hätte die nächsten Tage ein aufmerksamer Beobachter einen mittelalten Mann bemerken können, der in der Nähe der Bachstraße 244 herumlungerte, aber wohl nichts Übles im Sinn hatte, weil er sich nicht in den Schatten herumdrückte, sondern einfach nur offen mal hier, mal dort herumstand; so unverdächtig, wie man eben erscheinen konnte, wo jedermann aussah wie ein Postkutschenräuber ohne Hut. Endlich kam das Unternehmen, um die Wohnung auszuräumen.

Lügen sind nicht ungesetzlich, besonders, wenn man sich nicht beim Lügen erwischen läßt. Mein diesmal noch dramatischer vorgetragener Wunsch, Abschied zu nehmen (ersatzweise: die Wahrheit, daß ich ein wichtiges, mir gehörendes Papier suchte, das mein Freund in seinem Besitz hatte – falls das mit dem Pathos nicht funktionierte), konnte den Polizisten nicht überzeugen, den Entrümppler schon, zumal ich dackelblickend versprach, nichts anzufassen und nicht im Weg herumzustehen.

Letztlich lief es besser, als ich erwartet hatte. Jedes Mal, wenn die beiden Männer schwerere Gegenstände gemeinsam hinuntertrugen, bot sich mir die Gelegenheit, nach dem Gedicht zu suchen. Aber dann hatte ich alle Schreibtischschubladen und Fächer ohne Erfolg durchsucht und das Gefühl, daß selbst die Möbelpacker allmählich mißtrauisch wurden. Zum letzten Mal ließ ich den Blick durch den Raum schweifen, und die Ereignisse überschlugen sich. Unter einer Ecke des Teppichs lugte das Stück eines

* Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, konnt' Chinesisch nie deuten.
D. – [Das ist Japanisch. Dummbatz. FH.]

Zettels heraus. In dem Moment, als ich ihn an mich nahm, kamen die Möbelpacker und einer der beiden schnauzte mich an, er habe mit der Polizei telefoniert und ich hätte kein Recht, mich hier aufzuhalten. Bevor es für mich peinlich werden konnte, schaltete sich plötzlich der Computermonitor, an dem bereits alle Kabel entfernt waren, ein und auf schwarzem Grund erschien eine grüne Schrift:

Die Männer starrten verwirrt auf den Bildschirm, so daß ich die Gelegenheit nutzte, mich zu empfehlen.



Helena non est
quod ipsa videtur

Der Anruf des Kommissars nach mehrmaligen Versuchen bei mir zu Hause – ich erlaubte mir den Snobismus, nicht ständig für jeden erreichbar zu sein – war keiner von der freundlichen Art, aber die Drohung, mich wegen Diebstahls zu belangen, falls etwas fehlte (das Zeug sollte entsorgt werden, wen kümmerte es da, ob etwas fehlte), beschwerte mich nicht, denn außer einem Fetzen Papier fehlte nichts.

Der Zettel. Natürlich nicht das Gedicht, nur einige Zeilen, hastig von Frederic hingekritzelt.

Ich schreibe Dir nicht, was noch passierte, aber danach war ich sicher, die Berge des Wahnsinns erklommen zu haben und nie wieder hinabgestiegen zu sein. Jedoch hatte etwas meine Spur aufgenommen und war mir gefolgt.

συνήδη οὐδὲν ἐπισταμένῳ, ὡς ἔπος εἰπεῖν

Eigentlich hätte ich den Brief von Frederic nochmals lesen müssen, aber dazu fühlte ich mich noch nicht in der Lage. Vielleicht sollte ich erst einmal eine Übersicht erstellen, um in dieses Chaos eine gewisse Ordnung zu bringen.

Ich nahm mir ein weißes Blatt Papier und notierte alles, was mir einfiel. Das war allerdings keine sonderlich zielführende Vorgehensweise, denn danach war alles noch chaotischer. Sinnvoll wäre die Setzung eines Bezugspunkts, auf den hin die anderen Ereignisse dann auszurichten wären. Der naheliegendste Punkt war der Tod Frederics. Also begann ich nochmals:

- Frederics Tod
- Ninas Tod, unbestätigt
- Maya
- das Darker Net
- die Entität, die mit dem Darker Net verbunden war
- Rag-Dev
- der Bettler, den es tatsächlich gab, der aber auch in meinen Träumen auftrat und mich warnte vor dem ›Off‹. Welches ›Off‹?

Ich starrte auf das Papier, bis meine Augen begannen zu tränen. Und dann viel mir ein, daß auch am Ende des Briefes von Maya etwas von ›Ofs‹ stand. Ich mußte, so schmerzlich es auch sein würde, diesen Brief nochmal lesen.

Und endlich merkte der Ausbund an Blödheit es: ›of‹, nicht ›Off‹. Es waren die Drogen, die Frederic erwähnt hatte. Sie waren die ›ofs‹, vor denen ich mich hüten sollte. Was wiederum auch nicht viel mehr Sinn ergab. Wie sollte ich jemals in Kontakt mit diesen Substanzen kommen, wenn es selbst Frederic nur mit Hilfe seiner Höllenmaschine gelang.

Aber das war nicht richtig; irgendetwas übersah ich. Es war nicht Frederics Brief, der zuerst darauf hinwies – und da auch nicht als explizite Warnung an mich –, sondern ... der Bettler, dem ich damals ein großzügiges Almosen gegeben hatte. Da lagen der Brief und wohl auch Frederics Erfahrungen mit den Drogen noch in der Zukunft. Und dann der Traum. Was hatte der Bettler gesagt? Es war mehr als die Warnung, aber es fiel mir nicht ein. War das überhaupt ein Traum? Ich war mir nicht so sicher, und hatte eine Ahnung, daß ich ohne das Eingreifen des Bettlers da, was immer das *da* war, nicht wieder herausgekommen wäre. Etwas realisiert sich, das war es, was er im Traum gesagt hatte: das ›of‹ realisiert sich. Aber was war damit schon wieder gemeint? Und wie paßten Nina und Maya da hinein.

Ich mußte den Brief lesen. In meinem damaligen Zustand konnte ich einiges übersehen haben.

Lieber Dorain, es tut mir so unendlich leid, daß ich nicht bei Dir bleiben kann, aber ich kann das nicht entscheiden. Und es ist auch nicht meine Krankheit, die das entscheidet. Leb wohl.

Hatte ich das gelesen? Es kam mir bis auf die ersten Wörter unbekannt vor, aber ich mußte den Brief gelesen haben, wie sollte ich sonst von Nina und der Rolle Mayas wissen. Ich versuchte mich zu erinnern, aber immer, wenn meine Gedanken sich Maya näherten, waren da sofort Schleier, die meine Erinnerung undeutlicher werden ließ, bis die Bilder auch von Nina verschwammen. Allmählich wurde mir das alles zu viel.

Dorain, es war der Wille Ninas, von Dir Abschied zu nehmen, und ich sah mich verpflichtet, ihr diesen Wunsch, wie auch den zu dieser Erläuterung, zu erfüllen. Das Menschenwesen

›Nina Rauch‹ existiert nicht mehr. Nicht mehr so, wie Du es kanntest.

Sie flehte mich zudem an, Dir eine Erklärung für die Gedankenimpressionen zu geben. Es ist unüblich, daß wir Sterblichen Erklärungen über unsere Taten geben, aber ihr Leiden dauerte mich, und so unterrichte ich Dich, daß Du von keiner Krankheit des Geistes befallen bist. Mehr bin ich nicht gewillt mitzuteilen.

Möge der Tag erwachen, an dem Du alle Farben des Gemäldes wahrnehmen wirst. Dann sehen wir uns wieder. Bis dahin hüte Dich vor dem OF. Maya.

Kein Wunder, daß ich das vergessen hatte: es half mir kein Stück weiter und warf mehr neue Fragen auf, als es alte beantwortete.

***That should I after death invisibly return,
Or, long, long hence, in other spheres***

Am nächsten Morgen war ich auch nicht schlauer. Keine Erleuchtung hatte mich im Schlaf heimgesucht, kein Blitz des Zeus den dichten Nebel gelichtet; nicht einmal ein irrwitziger Traum mich heimgesucht.

Bevor ich duschen ging, checkte ich schnell noch meine Mails, und danach wäre ich am liebsten wieder ins Bett gegangen, hätte die Decke über den Kopf gezogen und wäre nie wieder aufgetaucht.

In Frederics Mail stand: »muessen reden. board.«
Houston, wir sind nicht mehr in Kansas.

Unter der Dusche überlegte ich, was die kryptische Mail bedeuten sollte. Welches ›board‹ meinte Frederic? Oder naheliegender, was mir nach dem ersten Schock gar nicht in den Sinn gekommen war: wie konnte die Mail von Frederic sein? Es war tot und begraben, und ich war mir sicher, im Sarg gab es keinen Internetanschluß. Andererseits, es wäre ihm zuzutrauen gewesen ... mein Verstand machte gerade Anstalten, sich aus dem Reich der Rationalität davonzustehlen, oder, anders ausgedrückt: er war kurz davor zu kapitulieren und alle viere von sich zu strecken. Welches ›board‹? Und warum erschien mir der Brief von Nina/Maya so fremd? Houston, es gibt euch nicht mehr.

Und wenn ich mir den Kopf zermarterte, die Haare raufte, mich auf den Kopf stellte: ich kam nicht weiter; es gab nicht einmal einen Ansatzpunkt, den ich hätte weiterverfolgen können. *Cul-de-sac*. Am Arsch. Ich ging mein Adreßbuch durch, das zwischendurch umfangreicher, inzwischen aber auf den Stand vor meiner Arzt-Safari geschrumpft war. Es war nicht alphabetisch sortiert; das konnte jeder, sofern er kein Analphabet war – wobei ich

auch schon bei des Schreibens generell fähigen Leuten gewisse Schwierigkeiten bei der korrekten Reihung der Buchstaben bemerkt hatte –, sondern nach Themen. (Auch bei der Vielzahl von Möglichkeiten die private Bibliothek zu ordnen, war die alphabetische Ordnung die langweiligste und uninspirierendste, vielleicht nur noch übertroffen von den Knallchargen, die ihre Bücher nach Verlagen oder Farben sortierten – die ganze vertrackte Situation, in der ich mich ungewollt befand, stimmte mich nicht besonders mild. Frustrationstoleranz null.)

Das Thema ›Arzt‹: momentan bedeutungslos, was sich aber schnell ändern konnte; ›Geld‹: da standen die Kontaktdaten meines Vaters und meines Bruders, aber so sehr ich sie gerne belästigt hätte, Geld war kein Problem; ›Ämter, Übermut der‹: der Titel sagte alles; ›Freunde‹: düster, jetzt, wo ich jemanden in diese Rubrik einzuordnen hätte, hatte es sich schon erledigt; ich sollte vielleicht eine neue Sparte hinzufügen: ›Freunde, tot‹; ›Literaturzeitschrift‹: nein; ›Bekannte‹: umfangreich, aber auch hier drängte sich niemand auf. *Cul-de-sac*. ›Erklärungen, alle‹: gab es natürlich nicht, aber bei meinem Glück wäre da das Orakel von Delphi aufgeführt gewesen. Gab es denn niemanden, den ich fragen konnte?

Ich bin der vergessene Astronaut auf einem fernen Planeten, eine exilierte Monade, und keinen Schritt weiter. Frederic könnte mir helfen, aber – nun ja, Maya? Unerreichbar und wahrscheinlich nicht gewillt, mir zu helfen. Nina: siehe Frederic. Der Bettler. Der Bettler? Das wirkte auf den ersten Blick absurd, aber er schien mehr zu wissen von der ganzen Angelegenheit als ich und stand mir im Gegensatz zu Maya zumindest neutral gegenüber. Wahrscheinlich war er längst an einem anderen Ort, in verschiedener Hinsicht, aber wenn ich die ganze Sache nicht beenden wollte, hier und jetzt, was mit jedem Augenblick

sich deutlicher als einzig sinnvolle Option darstellte, dann war das meine einzige und letzte und auch endgültige Chance. Wenn das nichts war, setzte ich mich die nächsten zwei bis sechs Wochen auf mein Sofa und schaute Filme; ohne schlechtes Gewissen. Ich hatte alles mir Mögliche getan, was nicht viel war, und eigentlich wäre mit der noch ausstehenden Aussage bei der Polizei dieses Kapitel beendet, und die noch offenen Enden würden irgendwann verdorren und abfallen. Das war die größte Fehleinschätzung meines Lebens.

Also ging ich ohne große Erwartungen zu der Bank, neben deren Eingang der Bettler früher immer gesessen hatte. Und natürlich: die Stelle war – was ich ungerührt und als Bestätigung meiner Erwartung hinnahm – leer. Weil er jetzt auf der anderen Seite mit dem Hut vor ihm auf seiner Kartonpappe saß. Ich beschleunigte meinen Schritt, ich war mir nur zu sicher, daß er gleich wieder verschwände, als ich in eine maskierte Person hineinrannte, die aus der Bank kam.

»Entschuldigung«, sagte sie leise und ging weiter, während mein Herz stehenblieb.

»Nina?«

Sie blieb stehen und wandte sich mir zu.

»Kennen wir uns?«

Ein Fisch auf dem Trockenen, der mit Tränen in den Augen nach Sauerstoff japste. Ich.

»Oder ist das eine schräge Form der Anmache?«

Ich schluckte, stellte wieder auf Lungenatmung um und brachte tatsächlich einen halbwegs sinnvollen Satz heraus:

»Ich bin's, Dorain.«

»Was ist das für ein Name? Hat sich der Standesbeamte bei der Eintragung verschrieben?«

Heute lachte sie bei der Frage nicht.

»Es tut mir leid, Dorain, ich kenne Sie nicht. Ich kenne

auch niemanden mit diesem Namen. Sie müssen mich verwechseln.«

Wenn mir doch nur irgend etwas einfiel.

»Ich muß weiter.«

Und dann war sie weg. Ich hatte sie zum zweiten Mal verloren.

Der Bettler hatte die kurze Episode aufmerksam beobachtet und war aufgestanden, hatte seinen Hut genommen und faltete jetzt die Pappe zusammen.

Nicht der auch noch.

»Entschuldigen Sie.«

Der Mann hielt nicht inne beim Zusammenräumen seiner Habseligkeiten. Dann sah er mich an.

»Ich konnte nicht mehr für sie tun. Ich konnte ihr Leben retten, aber nicht ihre Erinnerung.«

Das Einzige, was mir einfiel, war: »Sind Sie Maya?«

Er grinste.

»Nein. Aber so ähnlich. Anderes Rudel.«

»Was sind Sie dann?«

Der Bettler sah mich nicht unfreundlich an und antwortete über seine Schulter, während er sich bereits abwandte:

»Nur ein Derwisch. Bettler zwischen den Welten. Eine Idee. Ein Lichtstrahl ohne Quelle.«

Er entfernte sich mit schnellen Schritten, und obgleich ich später startete, holte ich ihn fast ein, bevor er um die Ecke bog. In drei Schritten würde ich ihn erreichen, aber der Bürgersteig war leer.

Ich spürte noch das schon bekannte Gefühl von Druck auf meiner Brust und den Sauerstoffmangel, als ...

Mir selbst ein unerklärlich Rätsel, bin ich entzweit mit meinem Ich!

Ich kam bereits im Rettungswagen wieder zu mir, aber trotz meiner Versicherung, mir ginge es gut, bestand der Sanitäter darauf, mich in die Notaufnahme des Krankenhauses zu bringen. Und weil alle Zimmer belegt waren mit Leuten, die tatsächlich krank waren, stand ich in meinem Patientenstuhl im Gang und wartete. Und wartete.

Immer wieder wurden sehr alte Menschen in Krankbetten in den Gang gerollt und stehengelassen, wo ich mir bei vielen sicher war, daß sie im Restleben nicht viel mehr als weiße Decken eines Gangs in der Notfallambulanz oder eines Krankenzimmers sehen würden. Wann würde ich da liegen und die Erwartung einer weißen Unendlichkeit anstarren, bis ich sie nicht mehr sähe und jemand meine Augenlider behutsam schlosse?

Und bliebe es dann auch dabei – so sicher war ich nach den heutigen Geschehnissen nicht mehr. Zwei vermeintlich Tote oder untote Tote, die Mails schrieben und ihre Bankgeschäfte erledigten. Was machte man heute eigentlich noch in einer Bank, wo es doch keine Schalter mehr gab und alles online erledigt wurde? Irgendwer zerrte an meinem linken Arm herum und zapfte mir Blut ab; ein träger Tropfen kullerte in die Tropfkammer. Wann hatte man mir eine Infusion gelegt? Der nächste Tropfen fiel, mir war warm, es war eigentlich ganz gemütlich hier.

Als ich erwachte und meine Augen öffnete, starrte ich gegen eine weiße Decke. Na prima.

»Herr Herbst? Verstehen Sie mich.«

Ich wedelte mit etwas, das wahrscheinlich meine Hand war, schwach in der Luft herum, was dem Arzt offensichtlich genügte.

»Sie werden sich noch eine Weile etwas müde und verwirrt fühlen. Sie hatten einen Schwächeanfall, wahrschein-

lich hervorgerufen durch Dehydrierung. Nichts Bedrohliches, aber Sie hatten eine Episode, die es notwendig machte, Sie vorübergehend zu sedieren. Leiden Sie an Epilepsie oder anderen psychischen Erkrankungen, die Krampfanfälle hervorrufen können? Nehmen Sie bestimmte Medikamente oder Drogen, befinden Sie sich in einer Entzugsphase?»

Offensichtlich war mein Gesichtsausdruck nicht sehr freundlich. Warum trug hier eigentlich niemand eine Maske?

»Es tut mir leid, Sie das fragen zu müssen.«

»Ich nehme Blutdruckmittel«, krächzte ich.

Der junge Arzt sah aus, als wolle er fragen »Sonst nichts?«, aber er entschied sich dagegen.

»Gut, wenn sich keine Verschlechterung Ihres Zustandes ergibt, werden wir Sie zur Beobachtung über Nacht hier behalten und dann morgen weitersehen.«

Wenn ich jetzt protestierte, bekäme ich bestimmt wieder ein Sedativum, also sagte ich nichts und schloß nur die Augen, um so meine Einwilligung oder Resignation zu signalisieren.

In meinem Zimmer lag ein weißhaariger Mann, der der allgemeinen Lieblingsbeschäftigung des Starrens an die Decke nachging. Eine Weile dachte ich, er sei tot, aber dann räusperte er sich. Noch nicht, also.

In der Nacht nahm man die spezifische Atmosphäre, die mit nichts vergleichbar war, noch stärker wahr. Es war nicht, wie man meinen sollte, der Geruch von Einsamkeit, Krankheit, Scheiße und Tod, den man eher in Pflegeheimen fand, sondern eine Mischung aus sich ergänzenden Eindrücken, unter den sich auch olfaktorische fanden. Es waren die weißen Wände, die nach frischer Farbe rochen, auch wenn ihr Zustand zeigte, daß der letzte Anstrich lange her war; die Klammheit gestärkter weißer Laken;

die sinnlos hohen Decken; das Oberlicht, durch das ein fahler Schein in das karge Zimmer fiel, das von überdimensionalen Betten dominiert wurde; der Resopalboden und die anderen Kunststoffoberflächen, deren – durch die oberflächliche Reinigung entstanden – künstlicher Zitronengeruch das allgegenwärtige süßlich nach Alkohol stinkende Ethanol der Desinfektionsmittel nur dürtig verschleiern konnte; der Bettgalgen mit dem Triangelgriff, um den die Leitung mit der Notrufklingel gewickelt war, und der jedes Mal gegen den Kopf schlug, wenn man ihn beim Aufrichten nicht benötigte ... es bedurfte nicht der Phantasie eines Dante oder Doré, um die Hölle darzustellen. Sie steht auch dem Frömmsten offen.

In der Nacht weckten ihn hektische, aber dennoch gedämpfte Schritte im Gang vor seiner Tür. Ein stetes Hin- und Herlaufen, geflüsterte Anweisungen – für Sätze waren sie zu kurz –, die er nicht verstehen konnte, als sich leise die Tür zu dem Zimmer öffnete und etwas, kurz den Lichtschein unterbrechend, hinein huschte und die Tür wieder ebenso leise schloß. Was er im Zwielflicht erkennen konnte, war die Silhouette eines Zwerges mit langen, hellen Haaren. Sein nächtlicher Besucher trat einen Schritt auf ihn zu: er war eine sie, ein vielleicht zwölfjähriges Mädchen in einer Schuluniform, das ihn mit großen, weit-aufgerissenen Augen anblickte und – seine Augen paßten sich dem spärlichen Licht an – den gestreckten Zeigefinger auf ihre Lippen gelegt hatte. Sie sah sich vorsichtig um, ging dann zur Tür und öffnete sie behutsam einen schmalen Spalt, dann etwas weiter, und ebenso wie sie gekommen war, verschwand sie wieder. Der Greis im Bett neben ihm hatte nichts mitbekommen und schlief, friedlich schnarchend, weiter. Nach einer Weile verstummte das Getrippel vor der Tür, und er schlief wieder ein.

Am nächsten Morgen stand mein Entschluß fest, ich

entließe mich auf eigene Verantwortung, egal, ob man mir nahelegte zu bleiben. Aber der Arzt war meiner Meinung. Nachdem er erneut den Blutdruck gemessen hatte, sich danach erkundigte, wie ich mich fühlte, sagte er, daß seiner Einschätzung nach einer Entlassung nichts entgegenstände, zumal auch das Blutbild nichts Relevantes für einen Mann meines Alters ergeben hatte. Zur Sicherheit und um den Abläufen der Bürokratie, die wenigstens so wichtig waren wie die Genesung der Patienten, zu genügen, sollte ich noch die Visite abwarten. Da konnte dann der Stationsarzt dem Troß der um ihn herumwimmelnden angehenden Mediziner an meinem Bett erklären, daß es nichts zu visitieren gab.

Während meiner notgedrungen rudimentären Morgentoilette – ich spülte mir den Mund aus und tupfte mir mit angefeuchteten Fingern hinter die Ohren – beobachtete ich im Spiegel gelangweilt die morgendliche Patientenfütterung meines inzwischen eindeutig nicht toten Zimmergenossen. Bevor er wieder ins Trockendeck kam, wurde ihm eine größere Menge weißer und grauer Medikamente verschiedener Größen und unterschiedlicher Art verabreicht, was für jedes einzelne eine bestimmte Abfolge immer gleicher Tätigkeiten erforderte.

Eingeleitet wurde der einzelne Akt durch die stereotype, etwas quietschige Ansage der philippinischen Krankenschwester: »Noch eine kleine Tablette«, egal ob Tablette, Dragee oder Kapsel, dann ging der Mund des Greises auf wie der eines Seehundes bei der von Kindern besonders geschätzten Fütterung im Zoo, die Tablette verschwand und mit der Aussage »Nur ein kleines Schlückchen Wasser«, gefolgt von mühsamen Schlucken, einem leichten Husten, dem Abtropfen des infolge des offensichtlich zu großen Schlückchens an den Mundwinkeln austretenden Wassers, kam der Auftritt an sein Ende, um sogleich mit

demselben Personal, aber anderen Medikamenten wiederholt zu werden. Ich überlegte, was erniedrigender war, die Fütterung oder das begleitende akustische Reinforcement, die aus einem nicht dement wirkenden Mann ein Kleinkind machten. Nicht einmal die provokante Ironie eines Alex DeLarge war ihm gegönnt.

Wenigstens ich wurde durch die Visite erlöst, und nach den üblichen Ratschlägen: weniger Streß, genug Schlaf, ausgewogene Ernährung, regelmäßige Checks beim Hausarzt und vor allem: ausreichend trinken, bedankte ich mich und ging.

Als ich das Krankenhaus durch den Hauptaustgang verließ, glaubte ich, immer noch dieses »Nur ein kleines Schlückchen Wasser« zu hören. Kam es nicht sogar aus allen Fenstern? Ohnehin wirkte die Gebäudefront wie ein riesiger Adventskalender, hinter dessen Türchen jeweils eine Krankenschwester mit einem großen Trichter und einem Eimer Wasser wartete. Nur ein kleines Schlückchen Wasser.

Ich weiß nicht, was sie mir im Krankenhaus injiziert hatten; vielleicht so etwas wie die Drogen, die Frederic genommen hatte. Benebelte trotz der ungestörten Nachtruhe erschien mit der Vergleich passend.

Mit mehr Informationen oder Eindrücken als gestern, aber ebensowenig Ansatzpunkten, fiel es mir nicht schwer, mich zu überzeugen, eine Phase der Rekonvaleszenz auf dem Sofa durchstehen zu müssen. Mit Fernseher, wie sich das für eine zünftige Erholung gehörte.

O who is that ghost? that form in the dark?

Mit einem Schwarz-Weiß-Film, um mich nicht unnötig aufzuwühlen; verschrieben von einem depressiven kleinen Männlein mit Zugang zu einer Programmplanungssoftware statt eines Rezeptblocks, irgendwo inmitten aufgetürmter Film Dosen aus Blech, immer das Zelluloid-Inferno erwartend oder gar herbeisehnend und darum nur Filme bis Mitte der fünfziger Jahre berücksichtigend.

Hätte ich meinen alten schwarzweißen 4:3-Röhrenfenster behalten, stände jetzt ein klobiger schwarzer Monolith mitten in meinem Wohnzimmer, aber die Funktionalität wäre die gleiche. Wollte ich eine Welt in Grautönen, reichte der Blick aus dem Fenster. Andererseits konnte nichts trostloser sein als der Blick in die weite Welt vor (oder hinter?) dem Fenster, in der verlorene Schneeflocken zögernd, fast schon widerwillig zu Boden fielen.

Und nicht nur weniger trostlos, sondern amüsanter war es auch beim wer-weiß-wievielten Mal, wenn 1917 ein Soldat im Schützengraben den Befehl bekommt, die Stellung zu halten, und den Befehl über zwanzig Jahre befolgt, bis seine Stiefel durch Lumpen ersetzt sind und die Stelle, an der er nach abgemessenen elf Schritten kehrtmacht, inzwischen mehrere Zentimeter tief ausgehöhlt ist. Der surrealistischste aller Laurel & Hardy-Filme erscheint heute noch surrealer, wenn der vorletzte Satz, den Hardy spricht, bevor er aus dem Schützengraben klettert: »I'll be back.« nicht nur wortwörtlich, sondern auch von seiner Intonation an einen anderen Scherzbold erinnert. Wobei man sich darüber streiten könnte, wer mehr Kulissen zerstört hat ...

Es war angenehm, gedanklich mit Belanglosigkeiten zu spielen und für einen Augenblick zu verdrängen, was geschehen war; hätte sich nicht ein anderer *Blockhead* ins Bewußtsein gedrängt, der mal jemanden vom Kopf auf

die Füße stellen wollte und dabei doch nur auf die eigene Schnauze fiel; der wie üblich auch wieder daneben lag, als er geschichtszwangläufig die Farce auf die Tragödie folgen ließ, wo doch die Biographie des japanischen Leutnants auf Lubang belegte, das selbst eine fiktionale Farce noch von einer realen Tragödie überboten werden konnte; dessen Ausflüge ins Wolkenkuckucksheim regelmäßig zu von Blut schwarzgefärbten Böden führten, die keine Kulisse waren.

Sie waren alle tot; vielleicht hatte ich alles geträumt, die Mail, Nina, den Bettler, mir eine strahlende Sonne in den stahlgrauen Himmel gemalt, weil mein Unterbewußtsein sich weigerte, die Unerbittlichkeit des Todes zu akzeptieren. Von einem rationalen Standpunkt betrachtet, war es sogar wahrscheinlicher, daß ich mir vieles nur eingebildet hatte, um den erneuten unerwarteten Verlust einer Person, die mir etwas bedeutete, verkraften zu können. So ergab alles einen Sinn, überzeugender in jedem Fall als das, was ich glaubte, erlebt, gelesen und erfahren zu haben. Ich wollte daran glauben, daß es nur eine gewöhnliche, wenngleich traurige Abfolge von Geschehnissen war und das da draußen immer noch eine Welt war, die durch bewährte logische und physikalische Strukturen zusammengehalten wurde.

Der Computer im Nebenzimmer machte *ping*, um die Ankunft einer neuen Mail zu signalisieren. Es war das *Ping*, das Illusionen, Hoffnungen zersplittern läßt wie eine aus einem fernen, falschen Land abgefeuerte Kugel die Glas-scheibe vor dir. Dazu reichte schon die Ankündigung eines einzigen Wortes. *mord*. Scheiße. ›müssen reden. board. *mord*‹ Ich schaltete den Fernseher aus und bemühte Google. Die Suche nach ›tote‹ und ›board‹ war wenig ergiebig, auch bei ›ghost‹ und ›board‹ war ich mir sicher, daß sich die jenseitige Nachricht nicht auf ein Skateboard bezog.

Also gab ich etwas ratlos "muessen reden board mord" ein, und war mal wieder erstaunt darüber, daß es wirklich für jeden obskuren Kram irgendwo jemanden gab, der diesen Kram nicht nur dachte, sondern auch noch niederschrieb und das dann im Internet verfügbar machte. Ein *Ouija*-Board. Das ergab Sinn, wenngleich der Text hinter dem Link – dem ersten in der Liste der Suchergebnisse – nicht ganz das war, was ich suchte. Der allwissende Trödeladen wußte etwas zu dem Begriff, zu dem ich auch aus unerfindlichen Gründen mit der gemischtsprachigen Begriffs-kombination ›geist‹ und ›board‹ geführt worden wäre. Als habe es mir die Suchmaschine es nicht zu leicht, aber leicht genug machen wollen, damit ich jedenfalls fündig würde (schon das erste Ergebnis konnte nur gefunden werden, weil für den Text eine miserable maschinelle Übersetzung verantwortlich war). Allerdings wußte ich nach der Lektüre zwar mehr, aber nicht das, was ich wissen wollte. Quantität schlägt Qualität; vielleicht waren meine Anforderungen zu speziell.

Wären die Umstände andere gewesen, hätte ich ohnehin den Kopf geschüttelt und gegrinst: ein *Ouija*-Board hatte so viel spirituelles Potential wie eine Wünschelrute oder das angebrochene Glas Cornichons in meinem Kühlschrank – wobei ich mir bei letzterem nicht sicher war: es schien zu leben und wenn ich lange genug wartete ...

Ich wußte auch schon, wen ich deswegen ansprechen konnte. Wir hatten gemeinsam studiert und in unserer Studentenzeit mit allerlei Dingen experimentiert, und Geisterbeschwörung sowohl spiritueller wie auch physischer Natur waren auch dabeigewesen. Er hatte, im Gegensatz zu mir, etwas Vernünftiges aus dem geisteswissenschaftlichen Studium gemacht und war Friseur geworden.

Danny, eigentlich Daniel, hatte einen ganz in weiß gehaltenen, kleinen Friseursalon mit zwei Plätzen, an denen

er seinem Handwerk nachging; außerdem zwei Stühle in der Nähe der Eingangstür, wo man – je nach Bedarf – warten oder schnell fliehen konnte. Es gab auch noch Räume hinter dem Publikumsbereich, über deren Nutzung ich keine Einzelheiten wissen wollte.

Er hatte mich kommen sehen und erwartete mich an der Tür. »Komm 'rein«, sagte er leise, und dann lauter, als wir den Laden betraten, in dem ein Kunde mit einem um den Kopf gewickelten Handtuch saß: »Hey Alter, alles klar bei dir, alles fit im Schritt.« Dabei legte er mir seinen Arm um die Schulter.

Es war peinlich und jemand mußte ihm sagen, wie peinlich es war; nicht nur als über Fünfzigjähriger Jugendslang zu benutzen, sondern auch noch einen Jugendslang, der mindestens so alt wie er war.

Ich sagte es ihm.

Er antwortete: »Ich weiß«, und ich konnte sein Grinsen durch die Maske sehen.

Ich setzte mich auf den anderen freien Friseurstuhl und wartete. Als der Kunde gegangen war, fragte ich Danny, ob er noch das *Ouija*-Brett hatte, mit dem wir früher interessante Erfahrungen gemacht hatten. Oder wir hatten interessante Erfahrungen gemacht wegen der Substanzen, die wir gleichzeitig genommen haben. Er wollte wissen, warum, und ich druckste herum. Ich konnte ihm schlecht erzählen, daß mich der Geist eines ermordeten Freundes über meinen Computer kontaktiert hatte, damit ich über ein *Ouija*-Brett mit ihm Kontakt aufnehmen. Und Tote anscheinend keine Mail-Adresse besaßen. Nonchalant übergang er mein Schweigen, wie er selbst es sicher in einer ähnlichen Situation gewollt hätte. Die hinteren Räume ...

»Ich schaue mal, ob ich es finde.«

Es dauerte eine Weile, bis er zurückkam, ohne Maske,

und auch mir schien es vertretbar, mich schutzlos der Gefahr einer Gehirnpest, die mich jeden Augenblick anhäufen konnte, auszusetzen.

»Ist ziemlich eingestaubt.«

Er holte die Planchette aus der Tasche seines Kittels und sah mich mit einem Blick an, der deutlich »Und jetzt?« ausdrückte.

»Ich nehme an, wenn ich dir sagte, daß das eine Privatangelegenheit ist, würdest du mir zustimmen und meinen nächsten Haarschnitt bei dir vermurksen.«

Er grinste diabolisch. Es fehlte nur noch der Zahnstocher zwischen den Zähnen, und ich hätte mich wie in einer Westernszene gefühlt, wo einer von uns im nächsten Augenblick seinen Revolver gezogen hätte.

»Okay. Aber hast du keine Kunden?« war mein letzter Versuch.

Danny ging kurz zur Tür und drehte das ›Geöffnet‹-Schild um.

»Jetzt nicht mehr.«

»Wir brauchen einen Platz. Und, damit es keine Mißverständnisse gibt: es ist unwahrscheinlich, daß irgendetwas passiert, außer daß ich – wir uns zum Affen machen.«

Dannys Gegenwart hatte heute eine mehr als üblich verheerende Wirkung auf meine Ausdrucksweise. Schatten einer lichtereren Vergangenheit.

Das Zimmer, in das wir gingen, hatte nichts von der Räuberhöhle, die ich erwartet hatte: auf Regalen waren säuberlich gefaltet Unmengen weißer Handtücher, alle möglichen Utensilien, die ein Friseur benötigte, Shampoos, Spülungen, Tönungen, sonstiges Material, das wohl einem ähnlichen Zweck diente. Ansonsten Reinigungsmittel und -gerätschaften, Säcke mit gebrauchten Handtüchern, Stapel von weiteren Handtüchern auf dem Boden, die der Verbringung in einen Sack harften. Danny stellte einen

Klapptisch und zwei Stühle nebeneinander in der Mitte des Raumes auf und legte das Brett hin. Es war kein Staub auf dem Brett, sondern eine schwarze Schicht wie Ruß, die sich kaum entfernen ließ.

»Wo hast du das liegen gehabt?«

Danny zuckte mit den Schultern.

»Und jetzt?«

Ich hatte keine Ahnung, Danny legte die Planchette auf das Brett und schubste sie leicht an, wie man es mit einem kleinen toten Tier machte, um zu prüfen, ob es tatsächlich tot war. Der Zeiger war es.

Danny holte zwei Kerzen aus einem Regal und zündete sie an.

»Was ist das jetzt?«

»Ich dachte, so wäre es stimmungsvoller.«

»Wir haben kein Date.«

Ich legte meine Hände auf die Planchette, nichts, dann Danny, nichts. Nicht einmal der Carpenter-Effekt trat auf; wir beide waren nicht nur psychisch, sondern auch psychomotorisch bloße Lehmklumpen.

»Willst du was trinken?«

Wenigstens etwas Spirituelles.

»Ja.«

Als Danny aufstand, bewegte sich die Planchette. Danny setzte sich wieder. ›W‹, der Zeiger bewegte sich auf die linke Seite: ›O‹, in die Mitte der ersten Alphabetzeile ›G‹, er wurde immer schneller, zwei nach links, eins nach links, noch schneller, rechts, links, Mitte, nach unten, bis er abrupt stoppte und träge in die Mitte des Boards kroch.

»Hast du das gesehen? Was hat es geschrieben?«

Ich wußte, auf welche Buchstabenfolge die Planchette gezeigt hatte.

»Weiß nicht. War ziemlich schnell. Irgendetwas mit

›WOGED‹, dann bin ich mir nicht sicher, der letzte Buchstabe war ein ›T‹.

»Hmm, ›WOGED‹. Vielleicht ›Wo geht‹?»

»Du meinst, wir haben es mit einem legasthenischen Geist zu tun?«

»Mir wäre es lieber, wir hätten es mit gar keinem Geist zu tun.«

Ich nickte.

»Eigentlich sind es nur drei Buchstaben oder so, die uns fehlen.«

»Sind dann ja nur jeweils sechszwanzig Möglichkeiten.«

»Dreizehn, waren alle in der oberen Reihe.«

»Vielleicht sollten wir die Regie um eine Zeitlupe bitten.«

Hätte ich doch meine vorlaute Klappe gehalten.

Die Planchette bewegte sich langsam nach rechts und zeigte auf das ›I‹, dann noch langsamer nach links ›C‹, schließlich ›H‹.

»›WOGEDICHT‹. Was heißt das?«

Ich verlor ein wenig die Geduld und sagte schärfer, als ich es beabsichtigt hatte: »›Wo Gedicht‹, ›Wo ist das Gedicht‹.«

Danny zog eine Augenbraue hoch.

»Du mußt mich nicht anmaulen.«

Ich holte tief Luft.

»Du hast recht. Sorry. Aber selbst wenn das gemeint sein sollte, ist es ebenso nutzlos wie irgendwelches Gibberish.«

Und mit wesentlich mehr Implikationen belastet, als ich zuerst gedacht hatte.

Ich hätte dem ›Geist‹ noch eine weitere Frage gestellt, aber ich wollte Danny nicht in etwas hineinziehen, das ich selbst noch nicht verstand.

Ich verabschiedete mich und versicherte ihm, daß ich mich melden würde, sobald bzw. sofern ich sinnvolle Informationen hätte. Daß wir gerade Zeuge eines Geschehnisses gewesen waren, das nicht rational erklärt werden konnte, übergingen wir.

Als ich zurück in meine Wohnung kam, war ich mir auch ohne weitere Bestätigung zu achtzig Prozent sicher, daß die Mail nicht von Frederic gekommen war. Frederic wußte, wo das Gedicht war, wahrscheinlich als einziger, und sollte es ihm in seinem derzeitigen Zustand entfallen sein, wo es war, dann war die Frage erst recht unsinnig, weil er wahrscheinlich auch vergessen hatte, daß es war. Jemand oder etwas wollte das Gedicht. Und mein Tee schmeckte nach Spülmittel.

Frederic hatte sich getäuscht. Fenrir wurde nicht zum Pudel und die Midgard-Schlange nicht zu einer Blindschleiche. Rag-Dev war nicht benutzt worden, um ihn anzugreifen. Was einerseits gut für die Menschheit war, weil Ragnarök nicht die nächsten zehn Minuten starten würde, andererseits weniger für den einzelnen Menschen, in diesem Fall mich, der dem Was-immer-es-auch-war ausgeliefert war. Ohne überhaupt zu wissen, was, war an eine Verteidigungs- oder Fluchtstrategie nicht zu denken. Das Ziehen eines Steckers reichte wahrscheinlich nicht aus.

*egressus igitur Satan a facie Domini
percussit Iob ulcere pessimo*

Wenn ich jetzt noch genau zweieinhalb Minuten wartete, wäre ich zweieinhalb Minuten näher an dem, was mich erwartete. Aber jeden Moment, in dem nichts geschah, kam ich auch näher ... *Auch näher zu was?* Sollte ich mir wünschen, daß etwas schnell geschähe, käme es mir vor, als streckte sich die Zeit. Sollte ich mir wünschen, daß etwas nicht schnell geschähe, käme es mir vor, als stauche sich die Zeit. In jedem Fall wäre es Selbstbetrug, aber ein angenehmer. Und war es nicht so, daß die subjektive Zeit wichtiger für den Einzelnen war als die objektive Zeit, die nur andere feststellen konnten, wobei ›andere‹ auch ein Gerät wie eine Uhr sein konnte. Was geschähe, dehnte man die gefühlte Zeit auf eine unendliche Länge, bis man schließlich stürbe? Würde in dieser gestreckten Zeit sich nichts ereignen, und sie erst, nachdem das diese Zeiterfahrung konstituierende Bewußtsein nicht mehr existierte, zusammenschnurren wie ein überdehntes Gummiband? War subjektive Zeit wie das Geräusch des umfallenden Baumes im Wald, eine Überlagerung verschiedener Zustände, die erst durch ein Eingreifen von außen zur objektiven Zeit würde, auch für den, der sie gar nicht anders als subjektiv erleben konnte. Kommt der schwarze Mann sofort, oder erst, wenn das Kind zwischen den Fingern seiner vor die Augen gehaltenen Hände hindurch linste?

Spielereien, die aber genau ihren Zweck erfüllten: Zeit vergehen zu lassen, in denen nichts geschah.

Ich lag im Bett, und die weiße Decke starrte mich an. Ich drehte mich um und schloß die Augen.

Später weckte mich ein lautes, gutturales Stöhnen, das klang, als käme es von einem Tier. Mein Magen schmerzte, als ob die scharfen Krallen eines Raubtiers versuchten, die Schleimhaut wegzureißten, und als ich mich instinktiv zu-

sammenkrümmte, schlug eine Woge der Übelkeit über mir zusammen, die mich fast ohnmächtig werden ließ. Ich riß die Augen auf und blickte in einen Lichtbogen, der sich in meine Hornhaut brennen wollte. Das Donnern der Hufe einer galoppierenden Pferdeherde zertrampelte mein Trommelfell, mein Mund war von einer widerlichen Süße erfüllt, als ertränke ich in Honig. Am schlimmsten war der Gestank faulender Himbeeren, der die Schleimhäute meiner Nase brennen und jucken ließ, ohne daß Nasensekret Linderung verschaffte. Blind torkelte ich ins Badezimmer, die Hände auf meine Ohren gepreßt und fiel auf die Knie wie ein reuiger Sünder. Ich würgte, würgte, und sah dann durch meine fast geschlossenen Augen, winzige schwarze Kristallkugeln in das weiße Porzellanbecken kullern. Ich legte meine Stirn auf den kühlen Beckenrand und hoffte auf Erlösung.

Ich weiß nicht, wie lange diese Episode dauerte, aber irgendwann gelang es mir mühsam aufzustehen. Ich wankte ins Schlafzimmer und ließ mich auf mein Bett fallen. Es hatte begonnen.

Als ich am späten, sehr späten Vormittag mit knurrendem Magen aufwachte, waren die hypertrophierten Sinnesindrücke der Nacht kaum mehr als die unangenehme Erinnerung an einen Alptraum. Und es benötigte keine hellseherischen Fähigkeiten, um zu erkennen, was mit mir passiert war. Dazu waren die Parallelen zu Frederics Erlebnissen mit den Drogen aus dem *Darker Net* zu offensichtlich. Wichtiger als die Frage nach dem Ob erschien mir das Rätsel, *wie* ich in Kontakt mit den Substanzen gekommen war. Sicher nicht bei Danny; eventuell durch meinen Tee, aber nach Frederics Bericht wirkten die Drogen ohne Verzögerung, und etwas anderes hatte ich nicht zu mir genommen. Etwas ratlos ging ich ins Bad, um zu duschen, als ich einen zunächst nicht unangenehmen Ge-

ruch wahrnahm. Erst dachte ich an eine Nachwirkung, weil er dem süßen Gestank der Himbeeren ähnelte, aber da war eine herbere Note. Rosen. Und mit jedem Schritt wurde der Geruch intensiver, als habe jemand Rosenöl verschüttet.

Ich folgte im buchstäblichen Sinne meiner Nase, die mich zu der Kommode im Flur führte, auf der ein Korb stand, wo ich unwichtiges und auch zur Entsorgung bestimmtes Papier sammelte. (Zwei getrennte Körbe wären einfacher gewesen, aber so hatte ich die Gelegenheit, bei der Entsorgung nochmal zu prüfen, ob nicht aus Versehen etwas wichtiges Unwichtiges zwischen die überflüssigen Papiere geraten war. Eigentlich lag es daran, daß die Kommode für zwei Körbe zu klein war und ich gemeinhin Zeit für überflüssige Umständlichkeiten hatte.)

Inzwischen war aus dem Geruch Gestank geworden, und mir war auch klar, wo ich die Quelle finden würde. Vorsichtig, mit abgewandter Nase und angehaltener Luft sah ich in den schwarzen Umschlag. Eines der verklebten Briefchen war geplatzt, und ein feiner kristalliner Straub hatte sich in dem Umschlag verteilt. Hektisch suchten meine Augen nach einem Behältnis, worin ich den Umschlag einschließen konnte, eine Tüte, eine Dose, ein größerer Umschlag notfalls, irgendwas. Nichts.

Ich holte einmal in die andere Richtung tief Luft und faltete den Umschlag behutsam erst einmal, dann noch einmal zusammen, und umwickelte ihn dann mit irgendwelchem Papier von Werbeprospekten und Gratiszeitungen aus dem Korb. Und wäre darunter das Original des *Kitab Al'Azif* gewesen ... es hätte mich nicht gekümmert.

Obzwar ich ein wenig erleichtert und beruhigter war, weil die unmittelbare Gefahr gebannt schien, stellte sich noch die Frage nach der endgültigen Entsorgung. Normaler Hausmüll kam nicht in Frage ebensowenig wie das Ver-

graben. Zu viele vergrabene Dinge kamen irgendwann zurück. Die Möglichkeit, es wie andere hochtoxische Abfälle in Glas einzuschmelzen, überstieg meine Möglichkeiten; blieb noch das althergebrachte Mittel, mit dem schon immer Unerwünschtes aus der Welt geschafft wurde: Feuer.

Ein Krematorium wäre perfekt, aber ich kannte keinen Bestatter, und auch die zweistufigen Verbrennungsanlagen eines Krankenhauses standen nicht einfach so zum Gebrauch durch die Allgemeinheit herum. Haha. Was wäre, wenn bei der Verbrennung neue Verbindungen entstanden, die noch toxischer oder *seltsamer* waren? Meine Erleichterung wich Anspannung. Um ganz sicher zu gehen, hätte es einer chemischen Analyse bedurft, aber auch wenn ich dafür bestimmt eine Möglichkeit fände, besäße ich keine Probe. Und den Umschlag nochmal auspacken? Niemals. Der Umschlag.

Der andere Umschlag; der, den ich von Frederics Nachbar erhalten hatte; der, der wahrscheinlich die Analyse enthielt, die Frederic nicht mehr bekommen hatte, als er noch lebte; der, den ich nicht geöffnet hatte und von dem ich gerade nicht wußte, wo er sich befand, ob ich ihn überhaupt noch hatte und ihn nicht bereits mit den anderen Unterlagen bei der Polizei abgegeben hatte – der, der mir jetzt nichts nützen würde, denn ich wußte nicht, wie lange Papier mich schützen würde. Also keine chemische Analyse, sondern eine Plastiktüte.

Ich kramte in einer Küchenschublade nach einem Plastikmüllbeutel, und dann stand ich da mit der Tüte in der Hand. War es nicht wahrscheinlicher, daß bei einer Verbrennung von Substanz und Plastik Übleres entstand als nur bei der Verbrennung von Papier und dem Stoff. So oder so, ein Risiko mußte ich eingehen, und – ich versuchte mich zu beruhigen – es war kein VX oder ein Bo-

tulinumtoxin; eigentlich waren außer der Hypersensibilität der Sinne keine gesundheitlichen Probleme aufgetreten, auch wenn ich gestern nacht am liebsten gestorben wäre.

Es stank ziemlich verbrannt, als ich den Papierpacken in meinem Edelstahlspülbecken mit Feuerzeugbenzin übergossen und angezündet hatte. Auch war es eine gute Idee gewesen, die Rauchmelder vorübergehend außer Betrieb zu nehmen. Nachdem nur noch Asche übrig war, übergoß ich sie nochmal mit Benzin und steckte sie wieder an, aber es änderte sich – erwartungsgemäß - nichts mehr. Als abschließende Maßnahme goß ich WC-Reiniger auf die Überreste, wartete ein paar Minuten und ließ dann zum Nachspülen so heißes Wasser wie möglich laufen. Lange, sehr lange.

Danach war ich mir sicher, die Frage, ob ich außer Gefahr sei, bejahen zu können.

Eigentlich hätte ich ausgiebig lüften müssen, aber ich wollte nicht durch den Brandgeruch Aufmerksamkeit erregen; also ließ ich es stinken und vertraute auf die nützliche Einrichtung, beim Schlafen olfaktorische Widrigkeiten nicht wahrnehmen zu müssen.

Er glitt durch ein milchiges Zwielficht, Wolkenfetzen in allen Schattierungen von Grau zogen an ihm vorüber, manchmal durchzuckte ein schwarzer Blitz, dem nie ein Donnergrollen folgte, die Gleichförmigkeit. Oben und unten waren bedeutungslos; schon die Vorstellung, daß es diese Unterscheidung geben könnte, irrelevant. Er glitt, mußte sich immer nur dem Strömen hingeben, und alles war gut. Schattenwesen flossen wie Rauch um ihn herum, weit entfernt konnte er das Miauen einer Silbermöwe spüren. Kleine Wirbel tanzten in der Luft und wurden verweht. Wassertropfen fielen, vereinigten sich, wurden Eiskristalle und wieder Nebel. Der Raum war so unbegrenzt

wie das Innere einer Schneeflocke. Schleierwolken landeten gezogen von silberdurchwirkten Bändern an den Gestaden der Gewitterwolke, wo Cirrusfälle hinabstürzten in Zwischenräume, die Wölkchenfelder gütig geöffnet hatten. Da stand er mit seiner Schwester auf einer schmelzenden Eisplatte am luftigen Übergang von Himmel und Erde und sah unter ihm sich getragen von der Strömung. Und er blickte seine Schwester an und fragte: »Wollen wir gemeinsam fliegen?« Da schüttelte die Schwester den Kopf und zeigte ihre Wunden: »Sol ich meines bruders Hüter sein?« Und alles war gut.

白露もゆめもこの世も幻もたとへてい*

Ich zog meine Nachbarn zurückhaltend, unaufdringlich, leise und tot vor, aber in diesem Fall war ich letzterer Präferenz nicht sicher. Immer wieder stapfte jemand schweren Schrittes auf dem Treppenabsatz auf dem Weg nach oben oder unten an meiner Tür vorbei. Ich wäre wahrscheinlich weitaus irritierter gewesen, wenn ich nicht seit einigen Tagen die mir vor zwei oder drei Monaten überlassenen Beruhigungstabletten schluckte, denn meine Wohnung war das Penthouse.

Jedes Mal allerdings, wenn ich sich nähernde Schritte hörte und durch den Türspion spähte, sah ich nichts. Selbst als ich einmal die Tür einen Spalt öffnete, auch auf die Gefahr hin, wie ein neugieriger Alter zu wirken, der hinter der Tür lauend in seinem verschlissenen Bademantel doch nur auf den Tod wartet, war da niemand. Ich legte es unter der Rubrik ›Merkwürdigkeiten, Stufe 1‹ ab. Was sonst hätte ich tun sollen? Mich auf den Rücken legen, alle viere von mir strecken und meine Kehle entblößen? Drei Wochen wenigstens ging es treppauf, treppab, und dann war es wie immer. Fast.

Als ich einige Tage später das Haus verließ und ausnahmsweise – ich bemühte mich, das zu vermeiden – auf Nachbarn traf, die sich auf dem Treppenabsatz des ersten Stocks unterhielten, bemerkte ich ein mir unbekanntes Gesicht. Eine der beiden, eine bestimmt schon über achtzigjährige Frau, die immer vor sich hin schmunzelte, als habe sie gerade eine pikant-amüsante Nachricht erhalten, hätte ich auch ohne den fliederfarbenen Morgenmantel, mit dem sie eine Symbiose eingegangen war, erkannt. Die andere hingegen war ein willkommener Kontrast zu den

* Das kommt mir nicht aus dem Sinn, Chinesisch ist doch nicht drin. D. – [Unbelehrbar. FH.]

sonstigen Bewohnern des Hauses, die eher denen der geriatrischen Abteilung eines Krankenhauses glichen. Andererseits war sie in dem Alter, wo ›zurückhaltend‹ und ›leise‹ noch nicht unbedingt zu den unerläßlichen Charakterzeichen eines zivilisierten Menschen gezählt wurden. Sie schien mir nett zu sein.

Ich zog es vor, mich rasch mit einem unverbindlichen, aber nicht unfreundlichen Gruß an dem schwätzenden Paar vorbeizudrücken. Treppenhausgespräche und unkontrollierbare Fluchtreflexe.

Und dennoch klingelte es noch an diesem Abend an meiner Tür, und die neue Nachbarin machte das, was man früher ›ihre Aufwartung‹ nannte. Und sie brachte Kuchen mit.

»Hi, ich bin Ihre neue Nachbarin. Gerade vor ein paar Tagen eingezogen.«

Ich starrte auf das Tablett mit dem Kuchen und sagte so lange nichts, daß ihr das Schweigen unangenehm wurde.

»Mögen Sie keinen Kuchen?«

»Nein. Ich meine: doch. Aber ... «

»Aber?«

Sie mußte mich für einen Kretin halten, aber das war besser als die Wahrheit.

»Es ist ungewöhnlich, und ich bin nur etwas überrascht. Eine nette Geste, nur unerwartet.«

Gerade noch einmal gutgegangen. Sie lächelte.

»Ich bin in Amerika geboren und habe da lange gelebt. Da ist das üblich.«

Sie lächelte schon wieder. Sie war wirklich lange in den USA.

»Ich heiße übrigens Ella.«

»Dorain.«

Sie runzelte die Stirn.

»Klingt merkwürdig, Ihr Name. Ist das eine Koseform oder ein Rufname?

»Nein, nur eine seltene englische Variante von ›Dorian‹, die wiederum aus dem altgriechischen und lateinischen kommt. Vielleicht auch von Oscar Wilde.«

Sie lachte. Man war ja heute für jeden jungen Menschen dankbar, dem ›Wilde‹ etwas sagte.

»Außerdem bin ich ein Geschenk des Meeres oder ein Dorer. Das können Sie sich aussuchen.«

Ich plapperte. Und vermutlich grinste ich auch noch. Die Offenheit der Amerikaner war ein Virus, das aber außer dem Anschein einer gewissen Debität keine weiteren Schäden verursachte.

»Da kann ich mithalten, Geschenk des Meeres. ›Ella‹ steht als Kurzform von ›Helena‹ für die Strahlende und die Schöne.«

Wieder rettete mich Lorazepam. Anstatt einer unbedachten Panikreaktion gelang es mir, den Anschein persönlicher Nichtbetroffenheit zu wahren. Nur jetzt nicht hektisch werden.

»Da kann ich natürlich nicht mithalten. Und das nicht nur, was die Bedeutung des Namens betrifft.«

Zu viel?

»Danke.« Sie lächelte.

Amerikaner waren hinsichtlich ernsthafter oder auch nicht ernst gemeinter Komplimente weniger *kompliziert* als der Durchschnittsdeutsche, der entgegen gewisser Auffassungen mit seinem So-Sein so tief im Dasein steckte wie der redensartliche Stock im Arsch.

Glücklicherweise war ihre Freundlichkeit, wenn auch gespielt, nicht mit jener unsäglichen Aufdringlichkeit gepaart, derer man sich nur mittels einer ausgesuchten Grobheit entledigen konnte. Ich schloß die Tür vielleicht etwas zu heftig.

Das war also der nächste Streich meiner Gegner im Schatten. Unzweifelhaft war der Kuchen nicht als Bestechung gedacht, sondern enthielt wieder Substanzen, die mich dazu bringen sollten, ein Geheimnis zu verraten, das ich überhaupt nicht kannte. Was sollte es sonst sein? Niemand schenkte mir Kuchen. Oder etwas anderes. Die Freuden eines Singles, der weder Entzücken heucheln noch sich ein noch unwillkommeneres Gegengeschenk einfallen mußte. Ab in den Mülleimer.

Aber jede Attacke brachte mit sich, daß der Angreifer seiner Verteidigung vorübergehend nicht die volle Aufmerksamkeit schenken konnte, und das eröffnete vielleicht eine Möglichkeit, nach der ich gesucht hatte. Der erste Kontakt zu einem Menschen und nicht zu einer von mehreren Entitäten, deren Eigenarten ich nur insoweit verstand, daß sie mir und dem, was ein rationaler Verstand beitragen konnte, überlegen waren. Ich mußte mein Spiel perfekt spielen; jede Lücke ausnutzen und blitzschnell in sie stoßen; die Luftüberlegenheit ausnutzen, aufklären, ausspähen und zuschlagen, ausgeklügelte Taktiken entwickeln, um den Gegner durch seine eignen Schwächen zu überwinden – ich konnte natürlich auch politisch-diplomatisch vorgehen, was eine höfliche Umschreibung von ›Ich habe weder einen Plan noch eine Idee, aber behaupte einfach das Gegenteil‹ war.

Die nächsten Tage sah ich sie kaum, im Haus überhaupt nicht, auf der Straße meist so weit entfernt, daß außer einem Nicken als Zeichen, daß man sich kannte, kein engerer Kontakt möglich war. Wenn das eine spezielle Strategie war, dann leuchtete sie mir nicht ein. Ich stellte Nachforschungen an, wobei mein erster wohlüberlegter, wenig wagemütiger Schritt ein verstohlener Blick auf das Klingelschild war.

Natürlich fanden sich bei Google die Kombinationen

»Ella Autumn« und »Helena Autumn« sowie mögliche Varianten wie »Isabella Autumn«; sie hieß tatsächlich »Autumn«, eine Koinzidenz, die zu zufällig war, um Zufall zu sein. Alle Links führten zu den hirnpestverseuchten Seiten der *social media*; die von mir gesuchte Frau befand sich nicht darunter. Und das war schon wieder die gleiche Form von Zufall. Welche zwanzig, einundzwanzigjährige Frau mit Internetzugang präsentierte sich nicht, vor allem, wenn sie präsentabel war, auf Instagram, TikTok, YouTube und Twitter oder wurde wenigstens von Eltern im virtuellen Altersheim Facebook erwähnt? Es gab Gerüchte, man habe Frauen auf Sumatra oder auf Saint Marie, vielleicht auch Sainte Marie gefunden, die sich Instagramm und so weiter verweigerten, aber es gab ja auch ähnliche Gerüchte über den Yeti oder Nessie. Der Name war offensichtlich falsch, und der Zugriff auf die Bilddatenbanken von Polizei und Geheimdienststeinrichtungen war mir verwehrt. Vielleicht nicht so vollständig: mein Bruder, der im Umgang mit den finanziellen Mitteln unseres Vaters einen geringfügig von meinem Weg abweichenden gewählt hatte – er verdiente Geld, ich glich das durch Ausgeben aus – und dabei den Vater erheblich überflügelt hatte, was nicht ging, ohne sein Lätzchen zu bekleckern, kannte zweifelsohne jemanden, der jemanden kannte, der eventuell fragen könnte, ob ein anderer Bekannter zufällig mal ein Photo in einer Datenbank überprüfen konnte. Dazu hätte ich ihn aber a) anrufen (unangenehm) und b) um etwas bitten (unerträglich, erniedrigend) müssen.

Vielleicht konnte mir ein Privatdetektiv helfen, sofern die noch etwas anderes machten als Männer oder Frauen, je nachdem, vor der Zahlung von Unterhalt zu bewahren. Ich rief meinen Bruder an.

Der mich als erstes fragte, warum ich keinen Privatdetektiv beauftragte, was ich mit einem maximal unver-

ständlichen Genuschel von ›privat‹, ›prekär‹, ›persönlich‹, ›skandalträchtig‹, ›intim‹ abzubügeln versuchte. Er glaubte mir kein Wort und stellte mir keine weiteren Fragen, sagte mir aber nur, daß er nichts verspräche und sich erst umhören müsse, da er mit solchen Anliegen gewöhnlich nichts zu tun hatte. Wir waren wahre Brüder, ein Herz und eine Seele, die sich gegenseitig anlogen, daß es im Gebälk wenn nicht knirschte, dann aber bereits knarrte. Ich solle ihm eine Photographie schicken, für den Fall, daß ... Perfekt, daß ich daran nicht gedacht hatte.

Ich konnte kaum zu Helena hingehen und sie nach einem Paßphoto fragen. Und zufällig ein Bild mit dem Smartphone aufzunehmen, scheiterte an dem nicht vorhandenen Smartphone. Manchmal war es überaus lästig, sich den neuen Entwicklungen zu entziehen.

Aber, *aber*: ich hatte ein Tablet mit einer Kamera – damit allerdings zufällig und unbemerkt zu photographieren? Es sah schon skurril aus, wenn Leute ihr Smartphone waagrecht vor dem Mund hielten und dabei aussahen wie ein Schamane, der eine Tafel Schokolade bespricht, aber sich das Tablet vor das Gesicht halten, weckte allzu naheliegende Assoziationen an das Brett vorm Kopf.

Ich war genau in der Lage, die ich vermeiden wollte; ich mußte Kontakt aufnehmen, statt abwarten zu können, was sie vorhatte – was bisher nahezu nichts war. Also machte ich das Gegenteil von dem, was ich üblicherweise machte. Anstatt darauf zu achten, daß mir im Haus niemand über den Weg lief, lauerte ich darauf, daß sie ihre Wohnung verließ. Ich war selbst zu einem dieser im Hinterhalt liegenden alten Geister geworden. Wenigstens war mein Bademantel nicht verschlissen.

Ich erwischte sie beim Bäcker, wo sie vor mir an der Theke stand, und ich, als sie mich bemerkte, dreist log.

»Ich wollte mich bei Ihnen noch für den Kuchen bedanken.«

»Hat er Ihnen geschmeckt.«

»Er war – *interessant*.«

»Ich weiß. Er schmeckt nicht jedem. Ist ein amerikanisches Rezept, das ich aber nicht verrate«, sagte sie mit einer gewissen Koketterie. Flirtete sie etwa mit mir?

Ich griff zu dem Mittel, das mir schon aus mancher Verlegenheit geholfen hatte, und sagte nichts.

»Haben Sie gerade etwas vor? Ich wollte schon die ganze Zeit mit Ihnen etwas besprechen, aber ich habe Sie nicht gesehen.«

Sie mißdeutete meine abwartende Reaktion.

»Ich lade Sie zu einem Kaffee ein.«

Ich nickte nur; wir suchten uns einen Platz in etwas Distanz von den anderen Gästen, und sie blickte mich mit einem spöttischen Lächeln an, als ich ihr den Stuhl zurechtrückte.

»Ein Gentleman.«

Mein Grinsen war nicht weniger spöttisch: »Ich werde Ihnen aber nicht die Hand abschlabbern.«

Sie lachte. Etwas zu laut, aber es schien echt zu sein.

»Ist Ihnen aufgefallen, daß etwas mit der Akustik im Treppenhaus nicht stimmt. Es ist schwer zu beschreiben, aber wenn man genau darauf achtet, dann hört sich jemand, der von unten die Treppe heraufkommt, an, als ob er bereits die nächste Treppe hinaufginge. Und umgekehrt meint man, jemanden vor seiner Tür zu hören, der sich tatsächlich einen Stock tiefer befindet.«

Meinen irritierten Ausdruck mußte ich nicht vorspielen. Sie zuckte leicht mit der Schulter, als ob sie sich entschuldigen müßte.

»Ich bin *Audio-Engineer*, Tontechnikerin im weiteren Sinne. Mir fallen solche Dinge auf.«

Und wahrscheinlich älter, als ich gedacht hatte, was sie aber nicht verdächtiger machte. Und die Erklärung der merkwürdigen Schritte, die ich im Treppenhaus gehört hatte, während sie einzog, wiesen darauf hin, daß ich eventuell eine Schlagseite hin zum Paranoiden hatte. Oder es war nur eine List, mich in Sicherheit zu wiegen. Oder ... wohl fühlte ich mich nicht auf den schwankenden Bohlen des Narrenschiffs.

Später bezahlte Helena trotz meines schwachen Protestes unsere Getränke und ging. Ich hatte immer noch keine Photographie.

あらざらむ此世のほかの思出に今一たびの逢ふ
事もがな

Ab und zu trafen wir uns zufällig und unterhielten uns. Bei einem der Gespräche teilte sie mir mit, daß sie leider, *leider*, wegziehen müsse, weil sie in einer anderen Stadt einen besseren Job gefunden hatte. Und machte dann mit ihrem Smartphone ein Selfie von uns beiden zur Erinnerung, das sie mir dann auch per Mail schickte.

C'est la vie.

Ich schickte einen Bildausschnitt mit Ella sofort an meinen Bruder, und sein Autoresponder beeilte sich, mir mitzuteilen, daß mein Bruder die nächsten 10 Tage nicht erreichbar sei. Einmal zu viel *C'est la vie*, aber der Tag war noch nicht zu Ende.

Während der Zeit, in der Ella hier wohnte, war ich von allen merkwürdigen Geschehnissen und seltsamen Träumen verschont geblieben, wofür es nur eine sinnvolle Erklärung geben konnte. Dachte ich.

Die weiße Decke beobachtete mich, ich schloß die Augen, drehte mich zur linken Seite und träumte, daß er sich zurück auf den Rücken drehte. Er sah das Gewölbe des Himmels über ihm. Das Licht war falsch. Jemand hatte eine Kuppel über der Stadt errichtet und an deren höchster Stelle eine Glühbirne aus milchigem Glas aufgehängt, so daß alle Gegenstände leicht verschwommen und von einer schwachen Aura umgeben waren – als habe sich der Astralkörper materialisiert und die akzidentelle Erscheinung überlagert. Er lag auf einer Matratze vor der Haustür, auf der ABS-Tafel eines kleinen Werbeaufstellers stand seine Postanschrift: ›Vor der Tür 10, 10‹. Eine Blase am Fuß vom langen Laufen in den aus Störleder gefertigten Schuhen eines Fischers öffnete sich, und zuerst lief etwas wie wäßriges Silikon über die bleiche Haut, wurde schwarz wie Beluga-Kaviar. Seine Nachbarin kam vorbei, hübsch

und anziehend in all ihrer Gewöhnlichkeit, und er fragte sie, ob sie so etwas wie seinen Fuß schon gesehen habe. Sie zog ein Tranchiermesser aus der Luft und schnitt tief in die Fußsohle, wodurch mehr schwarzes Fischöl floß; verband dann die Wunde mit einem fliederfarbenen Tuch. Sie sprach von den Geräuschen, die das Blut machte, wenn es durch ihre Krampfadern strömte, und sie kicherten. Dann gingen sie gemeinsam in den Park an den Strand, wo sie seine Hand nahm. Sie schlenderten über den muschelgesprenkelten schwarzgrauen Vulkansand, die Wellen umspülten ihre Füße und jedes Mal, wenn sie sich zurückzogen, nahmen sie ein Stück von ihnen mit sich, bis sie irgendwann nicht mehr waren als ein kleiner Haufen Sand, der mit der letzten Welle auch verschwand.

Nach dem dritten Klingeln öffnete Helena und sah mich mit verträumten Augen an.

»Was? Was ist los?«

Ich versuchte, nicht laut zu werden.

»Ich weiß, wer du bist, ich weiß, was du bist!«

Immer noch verschlafen blickte sie mich an.

»Bist du betrunken?«

»Ich weiß, was du willst. Du wirst es niemals von mir bekommen!«

»Was denn? Was meinst du?«

»Das Gedicht, hinter dem ihr alle her seid. Buchstäblich wie der Teufel hinter der Seele.«

»Welches Gedicht? Du spinnst. Was ist mit dir los?«

Sie schloß die Tür, ich war zu aufgewühlt, um meinen Fuß in den Spalt zu stellen, aber sie öffnete die Tür noch einmal halb und sagte, inzwischen wach und wütend:

»Erzähl das doch meiner Namensvetterin im ersten Stock. Die ist genauso bekloppt wie du.«

Und dann schlug sie die Tür zu. Laut.

Ich wollte gerade anfangen gegen die Tür zu hämmern

und loszubrüllen, als über Umwegen im rationalen Teil des Gehirns ankam, was sie gerade gesagt hatte. O-oh. Das war meilenweit von *shit happens* entfernt, eher so, als hätte ein Misttransporter seine Ladung über mir ausgekippt. Ich konnte ihr nicht verübeln, daß sie auf mein Klingeln nicht reagierte. O-oh.

Nachdem ich mich angezogen hatte, kaufte ich einen Strauß Blumen, den ich Ella vor ihre Tür legte. Stunden später lag er immer noch da, ebenso am nächsten Tag. Dann mußte jemand die welkenden Blumen weggeworfen haben.

Bevor ich bereit war, die nächste Tür einzutreten, überdachte ich die Möglichkeiten. Ella war mit hoher Wahrscheinlichkeit, falls es keine Finte ... stop! Ella war sicher nicht die Helena, vor der ich gewarnt worden war. Konnte es also die fliederfarbene Alte aus dem ersten Stock sein? Seit wann wohnte sie hier? Ich hatte keine Ahnung. Sie war nicht da, als ich einzog, und irgendwann war sie da. Wieder einer der Nachteile, wenn man allem und allen aus dem Weg zu gehen versuchte.

Ich suchte krampfhaft einen Grund, um die andere Helena aus ihrer Höhle zu locken und anzusprechen. Vielleicht ... nein. Das ... auch nicht. Ich würde behaupten, daß mit dem Zufluß meiner Heizung etwas nicht stimmte und fragen, ob ich nachsehen könne, ob es an den Ventilen ihrer Heizkörper liege. Das war völliger Blödsinn, aber ich vertraute darauf, daß jeder Blödsinn, wird er nur bestimmt genug vorgetragen, geglaubt wird. Unsere ganze Gesellschaft funktionierte so, und so sollte es auch hier im Haus klappen.

Also stand ich am nächsten Tag vor der Tür im ersten Stock und klingelte. Und wartete. Und klingelte. Und wartete. Gegenüber öffnete sich eine Tür, und ein anderes Mitglied der Hausgerontokratie teilte mir mit, daß die

Dame hier nicht länger wohne. Wohin sie gezogen sei, könne er mir nicht sagen, aber es sei erst wenige Tage her.

Ich versuchte es nochmal bei Ella, bei der es eigentlich unwahrscheinlich war, daß sie wegen einiger weniger Tage woanders hingezogen war. Denn so dämlich mein Auftritt auch gewesen war, erschien er mir doch zu harmlos für eine überstürzte Flucht. Aber ich hatte keinen Erfolg. Ella sah ich hier nie wieder.

Man hatte mich ›geghostet‹. Früher hätte man mir in den Hintern getreten und nie wieder mit mir gesprochen, aber heute durfte ich mich offiziell zum Viertel der von einem Neologismus getroffenen Deutschen zählen. Fühlte sich auch mies an.

Und ich stand wieder am Anfang. Ella weg. Helena weg. Helena-Ella weg. Wie waren die beiden verbunden? Für bloße Koinzidenzen war die Zeit abgelaufen. Es gab eine Verbindung, und ich hatte kein gutes Gefühl bei dem Gedanken daran, daß Ella verschwunden war, denn allmählich dämmerte auch mir, daß es genausowenig ein Zufall war, daß ich eine ganze Zeit von unerklärlichen Phänomenen verschont geblieben war. Nur hatte ich es um hundertachtzig Grad gedreht gesehen.

Ein paar Tage später kam eine Mail meines Bruders, in der er mir mitteilte, daß nach seinen Quellen Ella (für ihn: die Frau) nicht existierte, nie existiert hatte. Und, was zu erwähnen er sich nicht entgehen ließ, seine Quellen seien von einer Qualität, die über jeden Verdacht erhaben seien. Angeber. Andererseits war er nicht jemand, der die Kartei einer Dorfpolizeidienststelle durchblättert und dann großkotzig verkündete, die Person könne nicht gefunden werden. Das ging schon hoch bis Interpol, oder sogar ganz nach oben. Was hatte genau auf dem toten Computer in Frederics Wohnung gestanden? »Helena ist nicht, was sie zu sein scheint.«

Die ganze Zeit hatte ich als Warnung verstanden, was auch nur ein Hinweis sein konnte, ohne daß damit impliziert war, daß von ›Helena‹ eine Gefahr ausging. Vielleicht sogar das Gegenteil.

*The skies they were ashen and sober;
It was night in the lonesome October*

Es war ein langes Innehalten, ein Atemholen, aber dafür traf mich der dunkle Hauch um so heftiger, bevor er mich umhüllte.

Der Winter kam frühzeitig nach einem Jahr ohne Sommer. Mein Wollmantel schützte mich vor der Kälte von außen, aber in meinen Adern bildete sich Rauhreif. Vielleicht gab es noch ein anderes Leben; vielleicht war ich auch bloß beschädigte Ware. Rückgabe allerdings ausgeschlossen.

Mit steifen Fingern holte ich den Zettel heraus, den ich einige Tage nach dem Ende der Helena-Episode in dem Jackett, das ich beim ersten Kaffee mit Ella trug, gefunden hatte und seitdem viele Male gelesen hatte:

Gute Geister begleiten Leute, aber hier werden sie verweht; böse Geister schinden Leute, aber hier beugen sie sich der Dunkelheit.

Ich ging die von matten Lampen beleuchtete Straße entlang, bis nur noch jede zweite einen schwachen Schein abgab. Einzelne Schneeflocken trödelten auf dem Weg zum Boden, aber es wurden mehr und aus dem weißen Flaum der Straße eine Lammfelldecke, gewoben aus auch jetzt noch glitzernden Eiskristallen. Die unbeleuchteten Schaufenster mit Silhouetten von Mannequins ohne Hände und verdrehten Armen hörten schließlich auf. Selbst die Wohnblocks beiderseits der Straße wurden weniger, kleiner, abgelöst erst von Mehr- und dann Einfamilienhäusern, deren Fenster beklebt waren mit silbernen Motiven aus Plastikfolie. Da waren: ein von acht Rentieren gezogener Schlitten mit spiralförmig gebogenen Kufen, dessen Sitz verwaist war; verschiedene kleine Wichtel, die unter der tief ins Gesicht gezogenen Krempe ihrer spitzen Wichtelmütze die Welt nicht sehen durften;

ein unförmiger Lebkuchenmann, dem ein Bein fehlte; immer wieder stilisierte Schneekristalle mit bisweilen abgebrochenen Verästelungen, und Lichterketten, deren Lichter heimelig flatterten, als wären sie Flammen von Kerzen.

Ich ließ das Licht der Fenster, die Silhouetten der um einen Tisch versammelten Menschen, die rauchenden Schornsteine, die dichten Flocken hinter mir, während ich immer weiter ging. Irgendwann waren da nur noch die klare Nacht und die gleichgültigen Sterne und die schneebedeckten Tannenbäume. Tausend kleine Nadeln pieksten blasse Haut; leichte Eispanzer umschlossen die Gelenke. Schuhe knirschten auf der Schneedecke, aber ihre Spuren gingen im spärlichen Licht verloren. Immer weiter ging ich, und bald waren es seine Schuhe, unter denen die Kristallverbindungen brachen, sein Gesicht, seine Gelenke.

Auf einer Anhöhe versteckte sich eine halb unter Schnee verborgene Hütte in dem Schatten der Bäume. Aus dem einzigen Butzenglasfenster fiel ein unsteter schwächlicher Lichtschein auf den verschneiten Boden; ein Hauch von verbranntem Harz aus dem Kamin durchstreifte die Nacht.

»Then I'll huff, and I'll puff, and I'll blow your house in.«

Er klopfte an die Tür, und ein junges Geißlein öffnete die Tür und bat ihn herein. Ein dicker, grauer Wollvorhang direkt hinter der Tür war leicht beiseite gezogen worden, um ihn einzulassen. Die Hütte bestand aus einem einzigen großen Raum; gegenüber der Tür waren ein großer Kamin, in dem ein Feuer brannte, dessen Harzgeruch den Raum füllte, und ein Vorhang, der wahrscheinlich wie beim Eingang den kalten Windzug einer weiteren Tür abschirmte; an der linken Wand hing der ausgestopfte Kopf eines Wolfes als Trophäe, an der rechten die Köpfe von drei Ferkeln in einer Dreiecksformation wie die Symbole oder Figuren auf vielen Wappen. In der Mitte des Raums stand ein Tisch, auf dem neun silberne Becher standen, und um den Tisch herum waren drei niedrige Liegesofas hufeisenförmig aufgestellt. Auf der ersten Liege waren zwei Plätze belegt, auf der mittleren einer und auf der dritten alle drei. Mit Geißlein. Seine Gastgeberin führte ihn zu einem der leeren Plätze an der linken Seite der mittleren Liege. Er hatte einige Bedenken, ob er mit seinen menschlichen und weitaus längeren Gliedmaßen in der Lage war, die offensichtlich übliche Liegeposition einzunehmen. Sich einfach hinzusetzen war wegen des Platzes nicht möglich, aber irgendwie gelang es ihm, eine liegende Position einzunehmen, die zwar unangenehm war, aber nicht die rustikalen Methoden eines Prokrustes erforderte. Fast erschien es ihm, als sei er kleiner geworden oder die Liege größer.

Außer seiner Begleiterin, die sich mit einer anmutigen Bewegung neben ihn legte, hatte niemand seinen unbeholfenen Versuchen Beachtung geschenkt, vielmehr diskutierten die anderen lebhaft.

»Wir haben bereits gespeist«, sagte seine Sitznachbarin zu ihm mit einer melodösen Stimme, die ihre Herkunft

aus dem Maul einer Ziege fast gänzlich verbarg, »kann ich Euch etwas zu trinken anbieten.«

Er bedankte sich und konnte schon aus Höflichkeit nicht ablehnen. Sie reichte ihm einen der silbernen Becher, der mit einer dampfenden Flüssigkeit gefüllt war, die leicht nach Weihrauch roch. Beinahe ließ der den Becher fallen, weil er nicht heiß, sondern eiskalt war.

»Was ist das?«

»Geharzter Schnee.«

»Und die anderen Zie – anderen hier?«

»Vettern und Basen.«

Diesmal glaubt er ein leichtes Meckern in der Stimme zu hören.

»Warten wir noch auf jemanden?«

Er wies mit Kopf auf den leeren Platz rechts schräg vor ihm.

»Dieser Platz ist für den Gastgeber reserviert. Er ist bereits da, aber ob er sich uns zeigt, obliegt allein ihrer Entscheidung.«

Er nippte an seinem Becher. Das Gemisch aus Wasser, Eis und Dampf schmeckte ungewöhnlich, aber nicht unangenehm.

»Worüber unterhalten sich Ihre Verwandten.«

»Politik, Eros, Essen. Das Übliche.«

Er nickte und trank noch einen Schluck. Der lange Weg durch die kalte Luft und durch den Schnee hatte ihn etwas schläfrig gemacht, was durch die Wärme, die der Kamin ausstrahlte, und das weiche Fell mit dem etwas schneller als sein eigenes pulsierendem Herz an seiner linken Seite noch verstärkt wurde. Langsam driftete sein Bewußtsein weg und in weiter Ferne hörte er das Meckern der Zicklein.

»Werte Ereškigal, es war ein Fehler, den Wolf die Ferkel verdauen zu lassen. Hätten wir ihn sogleich aufgeschnit-

ten, hätten wir die Ferkel lebend aus dem Magen ziehen können«, sagte das Geißlein zu seiner direkten Nachbarin.

»Mein Lieber, ich mag nun mal mein Essen, wenn es schon etwas vorverdaut ist. Ich vertrage es besser.«

»Ich stimme Ahriman zu«, meinte das Zicklein am belehnten Ende des dritten Sofas.

»Ich auch. Was hätten wir aus den Ferkeln Leckeres machen können.«

»Wurst.«

»Fleisch.«

»Ihr vergeßt, daß es mir nicht erlaubt ist, Schweinefleisch zu essen.«

Das Geißlein neben ihm sagte: »Das wissen wir, werter Iblis, darum hättet Ihr den Wolf bekommen.«

»Das zähe Fleisch«, meckerte Iblis.

»Mit Rosmarin und Thymian gewürzt hätte es eine vorzügliche Suppe ergeben.«

»Ich habe mal eine sehr gute Wurst aus einem Delphin gemacht.«

Die Gesellschaft stöhnte unisono auf. Mit gedämpfter Stimme sagte das Geißlein, seinen Kopf an ihm reibend, zu ihm:

»Das ist Beelzebul. Nur weil er einmal einen Delphin verspeist hat, fängt er jedes Mal damit an. Dabei ist Delphin irgendwie fischig.«

»Und dann hätte wieder alles nach Fliegen geschmeckt.«

Alle außer Beelzebul meckerten spöttisch.

»Ihr habt gut reden, Satan, gerade wenn es um Fliegen geht«, mähte Beelzebul.

»Mäßigt Euch.« In den Augen des angemähten Zickleins begannen Flammen zu lodern.

»Mäßigt euch beide«, mahnte Ahriman.

»Vielleicht sollten wir das Thema wechseln. Was meint Ihr als stellvertretende Gastgeberin, Lilith?«

»Ich stimme Euch zu, Dhumavati. Über was, meint ihr, sollen wir nun sprechen.«

Von dem leeren Platz erklang eine dunkle Stimme, viestimmig wie die Gesänge der Nacht.

»Poesie!«

Alle stimmten mit einem knappen, ehrerbietigen Nicken zu.

Beelzebul begann: »Ich kannte einen Delphin ... «

Auf dem leeren Platz entstand Dunkelheit, nicht als Schatten oder Rauch, sondern als sei das Licht von dem flackernden Kaminfeuer an dieser Stelle einfach verschluckt worden. Es war eine Art Schwarzes Loch, vielleicht sogar tatsächlich eines, und Dorain wollte nicht wissen, was hinter dem Ereignishorizont wartete. Hoffentlich hatte Einstein recht gehabt, und nichts konnte von innen nach außen gelangen.

Er war sich die ganze Zeit bewußt gewesen, daß er träumte, aber das Wort *Poesie* hatte etwas in ihm aktiviert. Er mußte aufwachen, versuchen, sich aus dem Treibsand zu befreien, aber mit jedem Bemühen aufzuwachen, zog ihn die Müdigkeit tiefer hinab. Lilith hatte seine Unruhe bemerkt und leckte mit ihrer rauhen Zunge über sein Gesicht.

»Bleib, Liebster.«

Fast wäre er dem Zauber dieser ältesten aller Circen verfallen, aber seine beschränkten Möglichkeiten, den luziden Traum zu beeinflussen, ließen ein Bild des Morgensterns im Traumgewebe aufscheinen. *lux vs. nox*.

Mit einem Ruck schob er das Geißlein zur Seite, was dieses mit einem Tritt der Vorderbeine quittierte.

»Ich muß dringend einem menschlichen Bedürfnis folgen.«

Hoffentlich gab es hier etwas wie eine Toilette; hatten Ziegen für eine solche Einrichtung überhaupt eine Verwendung?

»Da hinten, die Tür neben dem Kamin, hinter dem Vorhang.«

Das Ziegenmeckern war jetzt so dominant, daß er kaum verstand, was Lilith ihm sagte. Obwohl er nicht wußte, wie weit er hier damit käme, dachte er, eine weitere Lüge könne seine Situation auch nicht verschlechtern.

»Ich komme wieder.«

Ohne auf eine Entgegnung zu warten, stolperte er zur Hintertür und trat in einen eingezäunten Bereich. Die Latten des Zaunes waren ebenso eingeschneit und kaum sichtbar, wie der Weg zu dem Häuschen mit dem herausgeschnittenen Herz an der Tür. Er brauchte Abstand und Zeit, um zu überlegen, wie er dieser Situation entkommen konnte. Als er die etwas schief in den Angeln hängende Tür öffnete, stand ich in meinem Badezimmer.

Ich ging aus dem Badezimmer, schloß vorsichtig die Tür, und widerstand dem Drang, sie noch einmal zu öffnen.

白露もゆめもこの世も幻

Keine Nacht verging ohne Träume und kein Tag verging ohne Vorkommnisse, die es nur in Träumen gab. Das Telefon klingelte, drei Mal, dann hörte es auf, klingelte drei Mal, hörte wieder auf, und wenn ich das Telefon in meiner Hand hielt und den Anruf erwartete, klingelte es entweder nicht mehr oder ich hörte nur Rauschen. Aus meinem Wasserhahn kam nur manchmal Wasser und wenn ich genau hinhörte, konnte ich ein heiseres Flüstern hören, ohne Wörter zu verstehen. Wollte ich etwas schreiben, waren Kugelschreiber und Tintenstifte eingetrocknet, bis ich sie weglegte und sie ausliefen, die Bleistiftminen brachen, kaum daß sie die Papieroberfläche berührt hatten. Frische Handtücher, die ich an ihre Haken hängte, waren wenige Augenblicke später tropfnaß.

Es waren Zersetzungstaktiken, die auch den pseudo-religiösen Führern einer politischen Diktatur und ihren Schergen gut zu Gesichte gestanden hätten. Bis hin zu der Alten aus dem ersten Stock waren die Parallelen nicht zu übersehen. Frederic hatten sie irreversibel von der Umwelt isoliert und »desorganisiert«; bei mir beschränkte es sich – noch – auf die Zermürbung und reversiblen Angriffe auf meine physische Integrität. Um mir sozial gefährlich zu werden, fehlte das »ich« im »sozial« – da sage jemand, sich der Mitgliedschaft in einer Schafherde zu verweigern, wenn sie zudem von Leittrotteln statt Leithammeln geführt wird, sei in jeder Hinsicht unvorteilhaft –, und um mich in ein Verlies zu stecken, fehlte meinem Gegner sowohl das staatliche Gewaltmonopol wie eine modrige Burg. Wobei ... vielleicht sollte ich mir angesichts der ungewöhnlichen Fähigkeiten besser wünschen, es nur mit verkommener Staatlichkeit zu tun zu haben, denn mit jedem Tag, an dem dieser Zustand unausgesetzter Nadelstiche anhielt, wurde Ellas Warnung aus dem Traum, den ich so

gründlich mißverstanden hätte, realer. Wenn mich die ständigen Unannehmlichkeiten auch nicht völlig brachen, so gelang es ihnen doch, nahezu jedes Mal ein Stück aus meiner Verteidigungsmauer herauszubringen. Und irgendwann gäbe sie nach.

Um den Träumen zu entkommen, vermied ich es zu schlafen; ich fühlte mich wie einer der Jugendlichen in der Elm Street, und selbst wenn es mir gelang, wach zu bleiben, belästigen mich Wachträume, die leichter zu ertragen waren als die nächtlichen, aber mich dennoch immer weiter erschöpften. Irgendwann fand ich ein Mittel: ich trank.

Früher hatte ich, wenn ich trank, einen Grund; heute war mir der Grund gleich, nur das Ziel zählte. Also schüttete ich billigen, eiskalten Wodka in mich hinein. Ich wollte nicht trinken, weil es mir - wie früher - schmeckte; ich wollte nicht trinken, um betrunken zu sein oder um etwas zu vergessen. Ich wollte bis zur völligen Bewußtlosigkeit trinken, um traumlos zu schlafen und dabei mich zu vergessen.

Vielleicht hätte es funktioniert; ich die Kopfschmerzen, Übelkeit, Benommenheit, Erbrechen als kleineres Übel in Kauf genommen, aber nach wenigen Tagen schon zerfiel mein großartiger Plan zu Staub. Es war nicht genau das, was als ›paradoxe Reaktion‹ beim Gebrauch und Mißbrauch von psychotropen Substanzen in der Medizin bekannt war: mein Nervensystem reagierte nicht gegensätzlich, es reagierte gar nicht.

Wahrscheinlich hätte ich mich zu Tode trinken können, ohne etwas wie einen Rausch zu bekommen. Aber ich vermute, daß das nicht auf meiner Seite im Buch des Schicksals stand, auch wenn anscheinend inzwischen jeder nach Gutdünken Dinge hinzufügen oder streichen konnte. Und diese Erkenntnis war vielleicht das Niederdrückendste meiner Situation: selbst bei einem in groben Zügen be-

stimmten Schicksal gab es doch genügend Nischen, in denen man dem Determinismus entkommen konnte oder sich wenigstens für einen Augenblick so fühlen durfte. Jetzt war ich eine Flipperkugel in einem Flipper, der so oft *Tilt* schreien konnte, wie er wollte, wenn jemanden gegen das Gehäuse trat. Es kümmerte niemanden. Und es begann, mich auch nicht mehr zu kümmern.

Sie wußten es.

Ich war neunzehn und saß mit Schulkameraden in einer Musikkneipe, die heute außer uns keine Gäste hatte. Auf dem Podest, das als Bühne diente, standen noch ein Marshall-Verstärker und ein Mikrophonständer; verschiedene Anschlußkabel lagen auf einem unordentlichen Haufen in der Mitte. *Elvis has left the building*. Thomas und Dirk hatten ihre Führerscheinprüfung bestanden und nutzten eine der letzten Gelegenheiten aus, nochmal zu feiern, ohne einen Gedanken an Alkoholkontrollen verschwenden zu müssen. Inmitten allgemeiner Ausgelassenheit war ich ein Fremdkörper, der überhaupt nicht hätte da sein dürfen. Ich dachte an das Haus und den Baum im Garten.

»Hey, was ist mir dir los?«

»—«

»Hey, Erde an Dorain.«

»Sorry, ich hab nicht zugehört. Bin heute nicht gut drauf.«

»Was ist los? Bist du krank?«, fragte Em.

Ich schüttelte den Kopf.

»Nah. Irgendwie nur nicht gutgelaunt.«

Die unendlich bezaubernde Emilie schenkte mir ihre ganze Aufmerksamkeit, aber an diesem Abend konnte selbst das strahlende Gesicht mit den niedlichen Sommersprossen und den struppigen rostbraunen Haaren mich nicht aus dem Loch herausholen, in dem ich mich seit einigen Tagen immer wieder mal befand.

»Es tut mir leid, Em. Ich weiß nicht, was mit mir los ist. Ich gehe besser heim. Mit mir wird das heute nichts mehr.«

Emily legte ihren Kopf zur Seite und tat, als ob sie schmolle. Ich versuchte zu lächeln, aber mehr als ein etwas gequältes Verziehen der Lippen gelang mir nicht.

»Rufst du mich an, wenn's dir besser geht?«

»Ja. Bestimmt.«

Ich stand auf und hob die Hand, um mich zu verabschieden. Thomas sprang auf und wedelte schon leicht sinnlos mit seinem ausgestreckten rechten Arm.

»Hey, mit wem redest du? Du kannst doch nicht schon gehen. Hock dich wieder hin, wir trinken noch was.«

»Laß mal. Ich gehe besser nach Hause.«

Em, meine verlässliche Em, sprang mir bei.

»Es geht ihm nicht gut. Vielleicht bekommt er eine Erkältung.«

Ich kannte niemanden, der so entwaffnend ehrlich lügen konnte.

Die anderen hoben ihre Hand zum Abschied, Thomas folgte mir noch bis zum Ausgang und stand dann immer noch mit dem Arm wedelnd in der Tür und rief: »Bis später.«

Ich war nicht der einzige, bei dem der Heimweg die sinnvollste Option war.

Ich ging, ohne besonders leise zu sein, in mein Zimmer. Mein Vater war wie üblich weg, noch mehr Geld machen. Und mein älterer Bruder schlief schon, damit er ausgeruht war, um noch mehr Geld als mein Vater zu machen. Meine Mutter blieb tot.

In meinem Zimmer hingen an den Wänden und lagen auf dem Boden Papierbögen mit der immer gleichen Zeichnung, mal mit Kohle, mal mit Bleistift oder schwar-

zem Filzstift. Ein viktorianisches Haus und eine Trauerweide, sonst nichts.

Ich legte mich auf mein Bett ...



... und überlegte, wie lange ich daran nicht mehr gedacht hatte. Wie lange war das her? 40 Jahre? Warum jetzt? Was war wohl aus ihnen allen geworden, Thomas, Dirk, Billy, Steffie, Sabine und natürlich Em? Hatte ich jemanden vergessen?

Warum hatte ich eigentlich den Kontakt zu ihnen allen verloren? Ich konnte mich nicht mehr erinnern; irgend etwas war vorgefallen. Weiße Wände, weiße Decken, weiße Bettrahmen. Gitter vor den Fenstern, der Zitronengeruch, der den Alkoholgestank des Desinfektionsmittels, zu überdecken versuchte. Silberne Schnallen, lederne Bänder. Der einsame Schrei einer gequälten Seele in dunkelster Nacht. Hastige Schritte, quietschende Schuhe, ein Licht, heller als die Sonne, eine Maske über meiner Nase, Dunkelheit.

Der See glänzte im Licht des silbrigen Mondes und war glatt wie ein Spiegel. Er stand am Ufer, und der Nachen, der sich auf mich zubewegte, schien mehr über das Wasser

zu schweben als zu schwimmen. Eine Frau mit langen blonden Haaren und einem schlichten weißen Kleid stand bewegungslos in dem Boot. Als es näherkam, streckte sie die Arme nach mir aus.

»Dorain, mein Sohn, ich verzeihe dir.«

Tränen schossen in meine Augen.

Dann wurde die Oberfläche des Sees unruhig, Blasen stiegen auf, das Wasser begann zu brodeln. Dorain spürte die Hitze, die immer stärker wurde. Flammen züngelten wie Irrlichter über dem Wasser und schlossen den Nachen ein. Seine Mutter hob die Arme flehentlich nach oben, und es war kein Laut zu hören, als das Feuer sie umschloß.

Die Erinnerung kam zurück. Sie hatten mich. Und sie wußten es.

Das Reh, erstarrt im Licht der Scheinwerfer; mein Versuch auszuweichen; das Ausbrechen des Wagens; der gelende Schrei meiner Schwester Em, der Baum. Stille.

Dispera
L'ultima volta. Al gener nostro il fato
Non donò che il morire.

Und das Schwere wurde ganz leicht, so leicht, daß der Gedanke an ein Ende der Qualen nicht nur zugelassen wurde, sondern erwünscht war.

Noch hielt der schmale Faden: vielleicht war doch noch ein anderes Leben frei, das ich statt meinem haben konnte? Sollte ich, allein der Gedanke war obszön, versuchen, mein Elend mit *sleeping beauty* zu verlängern? Ich war mir sicher, daß ich in meinem Briefkasten einen schwarzen Umschlag mit einem Apothekerbriefchen fände.

Ich verstand jetzt, was Frederic getan hatte. Bevor er brach, hatte er ihnen seine ganze Verachtung ins Gesicht gespuckt. Und bevor ich bräche, nun ...

Erstaunlich, wie kompliziert es war, einen Haken so stabil an der Decke zu befestigen, daß er nicht nur das Gewicht, sondern auch den möglichen Todeskampf aushielte. Es gelang mir nicht.

Ein Handwerker konnte allerdings mit einer absurden Menge für mich nun belanglosen Geldes dazu gebracht werden, eine Halterung für einen schweren Sandsack an meiner Wohnzimmerdecke zu befestigen. Ich besorgte mir ein geeignetes Seil; ein passender Draht, Frederic zu ehren, war nicht auf Lager.

Als ich über der Toilettenschüssel hing und würgte, kamen nicht einmal mehr Tränen.

Es war genug, es war kein anderes Leben frei. Ich legte mir die Schlinge um den Hals und trat den Stuhl unter mir weg.

Die verwirrte Wüste [2]

Verflossen in diese endlose Weite,
wo sich nur der blasse Sand bewegte,
gäbe es denn einen Wind,
einen Hauch bloß, einen Atem
entkommen endlich dem, der schrie.

Silberne Skorpione, wolkenrot,
krochen mühsam, scheinbar tot,
übers Nirgendwo, dort,
wo ein Fetzen Azur noch
kündete von zerrissenen Himmeln.

Vor dem Schmerz blieb
hinter verschleierten Tränen
jede Zeit liegen wie Blei
und zugleich daunenleicht.

Hoffnungsschwebend flügellos.
War denn ein Klang zu hören?
ein Seufzen für niemandes Ohren,
ein Schweigen, Wimmern bloß.

Zwischen Fingern jenen Sand zerrinnen lassen,
den das Stundenglas fallen ließ.
Auf Knien die Antwort suchend,
verloren in der Reflexion einer Scherbe.

Die Sanduhren geben keinen Takt mehr vor

Die Durchblutung meines Gehirns stoppte nach wenigen Sekunden, und ich wurde bewußtlos. Es wurde dunkel.

Es wurde hell. Zu hell. Ich mußte meine Augen zusammenknäufen, um überhaupt etwas zu sehen. Ein weißes Zimmer mit Stuck an Decken und Wänden. Selbst der Boden war mit weißem Marmor aus Thassos belegt. Das untere Viertel des hohen Raumes ohne Türen war durchgehend mit Wandpaneelen verkleidet; die Blumenornamente in den Paneelen bewegten sich sachte in einem Wind, den es nicht gab. An der linken Längsseite des Raumes hing ein Spiegel aus schwarzem Holz, dessen Rahmen mit Arabesken verziert war. Beidseitig eskortierten ihn zweiarmige Wandleuchten aus schwarzem Messing mit weißen Kerzen, die ebenso wie der Rest des Zimmers aus sich selbst heraus leuchteten, ohne dazu angezündet sein zu müssen. Die andere Längsseite duplizierte so exakt die linke, daß sie selbst wirkte wie ein überdimensionaler Spiegel, der die ganze Wand einnahm. Ein schwarzer Tisch aus derselben Werkstatt wie der Spiegel dominierte den Raum. Die glatte, schwarze, glänzende Tischplatte übte einen Sog aus wie die Oberfläche eines nur vom fahlen Mondschein beschienenen stillen Sees. Faszination des Abyssus. Zwei silberfarbene Eßzimmerstühle, deren Polster mit schwarzem, von Silberfäden durchgezogenem Brokat überzogen waren, standen an den Stirnenden des Tisches. An dem mir gegenüberliegenden Ende des Tisches saß in einem verschlissenen dunkelgrauen Mantel, der allem hier hohnsprach, gedankenversunken der Bettler.

Ein Hauch hinter mir rückte den Stuhl zurecht, so daß ich mich setzen konnte. Mein Gegenüber blickte auf und sah mich an. Lange.

»Wo bin ich hier? Bin ich tot?«

»Nicht unbedingt.«

»Also lebe ich?«

»Nicht unbedingt.«

Wütend stieß ich den Stuhl weg, stand auf und wollte den Bettler am liebsten am Kragen packen und die Wahrheit aus ihm herausschütteln.

»Hören Sie endlich auf, in Rätseln zu sprechen. Sagen Sie mir, was hier los ist, was überhaupt los ist. Ich habe die Schnauze voll von Andeutungen. Und wenn Sie mir nicht sofort eine sinnvolle Antwort geben, dann werde ich ...«

Ich hatte noch kein Drittel des Abstandes zu ihm überwunden, als er eine schwache Geste mit seiner linken Hand machte und mich paralyisierte.

»Gehen Sie nicht zwischen den Spiegeln durch. Setzen Sie sich.«

Etwas sagte mir, daß es sinnvoll wäre, seiner Anweisung zu folgen; wenigstens solange mein derzeitiger Status nicht geklärt war. Diesmal half mir kein dienstbarer Geist beim Hinsetzen.

»Also ...«

Mein Zorn war nicht verschwunden, sondern vorübergehend in einen Wartezustand versetzt, jederzeit bereit, wieder aktiv zu werden. Zugleich war mir schmerzlich, die Wut noch verstärkend, bewußt, daß ich auf der physischen Ebene wenig ausrichten konnte.

»Sie befinden sich in einem Zustand des Sowohl-als-auch.«

»Schön, noch mehr Rätsel.«

»Sie sind sowohl tot als auch lebendig. Es ist eine unentschiedene Überlagerung zweier Zustände.«

»Wie Schrödingers Katze?«

»So ähnlich. Nur sind Sie zugleich Beobachter und Objekt der Beobachtung.«

»Und das heißt?«

»Es obliegt Ihrer Wahl, welchen Zustand Sie fixieren und welchen Sie verwerfen.«

Mit meiner honigsüßesten Stimme fragte ich:

»Was glauben Sie, welchen Zustand ich präferiere? Wenn ich mit einem Strick um den Hals von einem Haken an der Decke hänge?«

Der Bettler schwieg.

»Und, was zur Hölle, geht Sie das an? Mein Leben ist scheiße, es gibt kein anderes. Weiterzuleben wäre nichts als Qual.«

Fast hätte ich geschrien ... ich schrie. Mein Gegenüber war nicht beeindruckt.

»Ich habe kein anderes Leben für Sie. Es gibt kein anderes Leben für Sie. Aber ich habe Ihr Leben ein weiteres Mal.«

Das war's. Ich wollte aufstehen, den barocken Stuhl wegstreten und aus dem Raum stürmen. Der keine Türen hatte.

Also blieb ich sitzen.

»Was bedeutet das?«

Ich wollte noch fragen, ob ich dann den ganzen Mist noch einmal durchleben müßte, vom in die Windeln machen bis zu Freunden, die mit einem Draht um den Hals von der Decke hingen, aber die den Sarkasmus speisende Batterie war ebenso leer wie der Rest von mir.

»Sie leben nicht das gleiche Leben, wenigstens nicht das exakt gleiche und auch nicht das ganze.«

Ich hatte das Gefühl, meine Gedanken seien nicht so privat wie normalerweise.

»Und selbst wenn das möglich wäre, warum sollte ich das wollen?«

»Haben Sie alles abgeschlossen, was abzuschließen Sie sich vorgenommen haben?«

»Ja, ich denke schon.«

Wir beide wußten, daß ich log.

»Frederic hat sich selbst getötet. Genau aus dem gleichen Grund wie ich. Fall gelöst.«

Ich wußte, daß das nicht alles war.

»Das ist nicht alles.«

Er schwieg erneut. Was wollte er von mir hören? Ich war mir ziemlich sicher zu wissen, worauf er hinauswollte, aber in letzter Zeit war ›ziemlich sicher‹ nichts, worauf ich nur einen Hemdenknopf gewettet hätte.

»Sie wissen, was Frederic wollte. Sie ahnen, daß das zu wenig und letztlich nutzlos war. Sie wissen nicht, zu was die Entität, die Sie unter dem Namen ›Ragnarök-Device‹ oder ›Rag-Dev‹ kennen, in der Lage ist.«

»Und was kann dieses Ding?« fragte ich so beiläufig und respektlos wie möglich.

Der Bettler breitete seine Arme aus wie ein Prediger, der seine Schäfchen zu sich ruft. Jeden Augenblick erwartete ich, einen Heiligenschein über seinem Kopf erscheinen zu sehen, aber trotz aller ironieverstärkten Barrieren wußte ich, *sah ich*, wer zuerst seine Arme in dieser Weise ausgebreitet hatte, den Kopf leicht nach unten und zur Seite geneigt, als ob er auf einem Berg stände, Milde und Vergebung ausstrahlend ... das Bild verblaßte; ich saß bloß einem Bettler gegenüber und der Bettler sprach:

»Alles.«

In meinem Kopf wirbelten Namen, Dinge, Ereignisse durcheinander, gerieten in die Messer eines Mixers, wurden durch ein Sieb gestrichen, bis nur noch die Essenz einer Frage übrigblieb.

»Seid Ihr«, ich mußte schlucken, »seid Ihr die Trinität.«

Der Mann schmunzelte zum ersten Mal, seit ich ihn gesehen hatte:

»Nein.«

Ich wußte nicht, ob ich erleichtert sein sollte oder ... was eigentlich? Erschüttert, enttäuscht, verraten, betrogen?

Mir fiel wieder meine reale Situation ein: ich hatte mich erhängt, und alle Vernunft und Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß mein sterbendes Gehirn mir ein etwas konfuse, aber versöhnliches Ende vorgaukelte. Ich mußte nur auf das Licht oder die Dunkelheit warten. Die Berichte von Nahtoderfahrungen waren sich da etwas uneins. Ich schloß die Augen und merkte, wie sich mein Bewußtsein, mein Geist, *meine Seele?*, von meinem Körper trennte. Ich war ein Seidentuch, das ein letztes Mal über den glatten Stein, der meine physische Existenz gewesen war, glitt, um dann zu vergehen wie der Morgentau an jenem Maivormittag.

»Es wird nicht auf diese Weise funktionieren.«

Ich öffnete die Augen.

»Was?«

»Sterben.«

Für ein sterbendes Gehirn war meins bemerkenswert widerspenstig.

»Sie müssen sich entscheiden.«

»Und wenn ich mich nicht entscheiden will oder nicht entscheiden kann?«

»Wir haben hier keine Zeit.«

»Keine Zeit, wozu?«

»Sie haben mich mißverstanden. Wir haben hier keine Zeit.«

So ganz hatte ich es noch nicht verstanden.

»Es ist kompliziert, aber eine Annäherung wäre, daß Zeit hier ohne Bedeutung ist, oder – wie es einer eurer Dichter beschrieb: ›Der Augenblick ist Ewigkeit‹. Und umgekehrt: die Ewigkeit ist ein Augenblick.«

»Gut, ich nehme hypothetisch an, daß das hier die Realität ist ... «

Er wollte etwas entgegenen, aber ich hob abwehrend meine Hand.

»Irgendetwas wie Realität, bleiben wir erst mal dabei. Ich muß mich also entscheiden, ob ich leben oder sterben will. Vorher passiert nichts. Habe ich das soweit richtig verstanden?«

Ich betrachtete sein Schweigen als Bestätigung

»Und wenn ich mich für den Tod entscheide?« Immerhin sind wir ja deswegen hier, ergänzte ich in Gedanken.

»Dann sind Sie tot.«

Ich glaube nicht, daß ich jemals jemanden etwas von dieser Bedeutung so trocken habe aussprechen hören.

»Ganz tot? Vollständig? Ohne irgendwelche Hintertüren?«

»Dann sind Sie tot.«

Und ich konnte mein vorlautes Mundwerk wieder nicht halten.

»Wie wird das sein? Das Tot-Sein?«

Der Mann sah mich mit einem Ausdruck an, den man mit etwas Phantasie als Bedauern hätte interpretieren können.

»Ich weiß nicht, ob es Ihnen gefallen wird.«

Ich kam mir vor wie ein Pokerspieler, der triumphierend nach einem All-in seine vier Asse und einen *Kicker* auf den Tisch blättert, und der letzte verbliebene Gegner mit einem *Straight Flush* kontert. Ich holte tief Luft, aber bevor ich die naheliegende Frage stellen konnte, schüttelte der Bettler leicht den Kopf, und ich wußte, ich hatte so oder so verloren.

»Nehmen wir also an, ich entschiede mich gegen den Tod ... sagen Sie jetzt bitte nicht ›Dann sind Sie nicht tot.‹ ... was dann? Was passiert dann?«

»Sie müssen Ihre Aufgabe erledigen.«

»Welche Aufgabe? Was ist das schon wieder?«

»Jede logische Überlegung führt zur Erkenntnis, daß Sie dieses zweite Leben nicht auf Grund Ihres gewinnenden Charakters erhalten.«

Hatte er etwa einen Scherz gemacht?

»Sie müssen die Entität aktivieren.«

»Nehmen wir an, ich täte das ... «

»Das ist die Bedingung.«

»Gut. Lassen wir das zunächst weg. Wir können später darüber verhandeln.«

»Das ist die Bedingung.«

Seine Stimme war wie immer ruhig und gleichmäßig, aber im Hintergrund lauerte eine Emotion, die ich nicht erleben wollte, wenn sie sich nicht länger im Hintergrund verbarg.

»Wie soll ich Rag-Dev aktivieren?«

»Sie müssen Frederic überzeugen, die Modifikation vorzunehmen, die er schon einmal vorgenommen hat.«

»Aber Frederic ist tot.«

Er sah aus, als wolle er die Augen verdrehen. Aber nur ein bißchen.

»Noch nicht.«

»Gut, das habe ich jetzt verstanden. Ich lande in meiner Vergangenheit und damit auch in der Vergangenheit von Frederic. Und da lebt er noch.«

»—«

»Aber wie soll ich ihn dazu bringen, Rag-Dev zu modifizieren? Das Ganze hängt doch mit dem *Darker Net* und den Drogen zusammen. Sie waren doch der Grund, daß Frederic überhaupt die Modifikationen vorgenommen hat. Und wenn das wieder so laufen soll, dann ist am Ende Frederic wieder tot und es hat sich nichts geändert.«

»Es gibt zwei Möglichkeiten: Sie überzeugen oder überreden Frederic, die Modifikationen vorzunehmen, ohne überhaupt in Kontakt mit Nyx und ihren Anhängern zu

kommen, oder Sie stellen sicher, daß Sie das Gedicht erhalten, mit dem die Entität auch ohne Frederic aktiviert werden kann.«

»Nur damit ich das richtig verstehe: es ist Ihnen egal, ob Frederic lebt oder stirbt, wenn ich irgendwie Rag-Dev zum Laufen bekomme.«

»Ja.«

Ich überlegte eine Weile.

»Was ist Nüx?«

»Der OF, der alte Feind, der am Ende für all das verantwortlich ist, was Ihnen und Ihren Freunden zugestoßen ist.«

Wenn ich gewußt hätte, wie erhellend der Tod sein könnte, hätte ich vielleicht schon früher zum Strick gegriffen. Der alte Feind, vor dem auch Maya gewarnt hatte, was ich als Of mißverstanden hatte. OF. Old Fiend. Wobei *Fiend* noch ein wenig mehr als ein bloßer Feind war. Mal sehen, was ich noch erführe.

»Und wie hängt das alles zusammen? Das Rag-Dev? Nüx? Was für eine Rolle spielen Sie?«

»Ich werde Nyx vernichten.«

Und wieder eine Frage, die ich mir vielleicht besser verkniffen hätte. Aber jetzt war es auch egal.

»Warum?«

»Wenn Nyx die Herrschaft über die Entität erringt, so wird die Welt sein wie zu der Zeit, bevor ›Es werde Licht‹ dekretiert wurde.«

Machte er einen Scherz? Ich hoffte es. Das war alles über meiner Gehaltsklasse, das war über der Gehaltsklasse jedes Menschen. Und ich hatte das unangenehme Gefühl, daß zu der Zeit, als Zeus noch leibhaftig hinter Europa, Leda, Danaë und allem anderen Weibsvolk her war, das sich nicht hinter Hera verstecken konnte, er gleichfalls gesagt

hätte, daß das seine Gehaltsklasse überstiege. Ich hatte wenig Lust, den Bettler zu fragen, wer oder was *er* war.

»Wenn meine Gegner so mächtig sind: was hindert sie daran, es wieder genauso ausgehen zu lassen?«

»Nicht, wenn ich Sie nur in der Zeit zurückschicke.«

Nur. Nicht meine Gehaltsklasse, überhaupt nicht.

»Ich werde das Zeitäquivalent einer Möbius-Schleife benutzen.«

Ja. Schön.

»Sie werden eine Weile, bevor Frederic seinen Fehler macht, in der vergangenen Zeit erscheinen. Weit genug zurück, damit die Gegner nicht auf Sie aufmerksam werden; nah genug, um die Gefahr unerwünschter Entwicklungen zu minimieren.«

Ich wollte nicht wissen, was *unerwünschte Entwicklungen* waren, also fragte ich etwas Blödes:

»Werde ich Nina wiederssehen?«

»Ja.«

Mein Herz setzte aus.

»Aber es wird nicht die Person sein, die Sie kennen. Das kennen Sie bereits.«

»Was ist mit Maya?«

»Auch sie verfolgt eigene Interessen, die sich nicht mit meinen decken. Sie ist vernachlässigbar.«

»Ist sie nicht so etwas wie eine Göttin?« Und mächtig.

»Sie ist inzwischen mehr Konzept und Prinzip als ein Seiendes.«

»Aber sie ist eine Göttin oder eben ein göttliches Prinzip, das mir einige Schwierigkeiten bereitet hat.«

»Sie ist vernachlässigbar.«

Ich hatte das Gefühl, daß ich noch nicht alles wußte, aber es schien mir meinem Wohlbefinden, wenn ich denn schon wieder leben mußte, zuträglicher, keine weiteren Fragen in dieser Richtung zu stellen.

»Kann ich mit Ihnen Kontakt aufnehmen.«

»Nein.«

»Nein?«

»Nicht in der Weise wie dieses Mal. Der Eingriff in die Zeit wird Wellen schlagen, und es ist sinnvoll, wenn ich nicht noch zusätzlich durch meine Anwesenheit die Aufmerksamkeit auf Sie lenke.«

Das klang vernünftig und war eine Problemlösung, die meinem Verständnis von Problemlösung näherkam als die Vernichtung von Wesen, die größer als Götter oder ›bloß‹ Götter waren, durch ein anderes Wesen, das wahrscheinlich auch mächtiger als Götter war mittels eines Dinges, das offenbar noch eine Liga höher spielte. So mußte sich eine Ameise fühlen, wenn eine gelangweilte Rotznase mit einem Stock im Ameisenbau herumstocherte.

»Und wie komme ich in die Vergangenheit?«

Jetzt grinste er tatsächlich; es war schon ein Feixen.

»Es ist wie das Überqueren des Regenbogens. Man fängt am Anfang an und geht hinüber.«

Am liebsten hätte ich ihm ins Gesicht gesagt, daß hier kein Scheiß-Regenbogen ist, aber ich blieb ruhig – obgleich ich mir ziemlich sicher war, daß er wußte, was ich dachte.

»Ich projiziere das Bild einer Straße in Ihr Gehirn, die zugleich Symbol der Möbiusschleife wie auch die Schleife selbst ist. Sie gehen in Ihrem Kopf die Straße entlang und verlassen Sie, wann Sie wollen. Der Zeitpunkt ist von dem Verlassen abhängig, aber der Zeitraum ist nicht größer als ein, zwei Wochen. Sie sollten nur nicht bis zum Ende der Straße gehen.«

»Was passiert sonst?«

»Sie kommen da heraus, wo sie losgegangen sind.«

Klar, wie ein Möbiusband.

»Haben Sie sich entschieden?«

Ich mußte aufrichtig doof geschaut haben.

»Tod oder Leben.«

»Leben. Und soll ich mich jetzt ...«

Es war eine Straße, sonst nichts. Als habe jemand auf ein weißes Blatt Papier eine Straße skizziert und dann das Papier verschwinden lassen.

Ich hätte fragen sollen, wie lange ich der Straße etwa folgen sollte, weil eine Schleife die unangenehme Eigenschaft hat, weder Anfang noch Ende zu haben. Aber zu meiner Verteidigung muß ich anmerken, daß ich noch nie auf einer Möbiusschleife gewandert bin.

Der Bettler sah mich mißbilligend an.

»Nicht die ganze Strecke.«

Ich zuckte entschuldigend mit den Schultern und spürte, daß meine Backen glühten.

Aber bevor ich die Begründung für meinen Fehler vortragen konnte, befand ich mich wieder auf der Straße. Diesmal verließ ich sie nach zehn Schritten.

***But to go to school in a summer morn –
Oh, it drives all joy away!***

Meine Manteltasche vibrierte. Warum hatte ich plötzlich ein Smartphone? Und was wollte es von mir?

Das Display zeigte mir an, daß meine Übung in einer dreiviertel Stunde beginnen sollte. Gut, wenn mir jetzt noch jemand erklärte, wo sie stattfände, von was sie handelte und was ich damit zu tun hatte. Ich war mir sicher, ich fände eine Adresse oder zumindest ein oder mehrere Telefonnummern auf dem Gerät, die mir weiterhelfen würden – wenn ich es bedienen könnte. Auf der Liste der Dinge, die ich nicht so sehr haßte, mich aber in hohem Maß zermürbten, fand sich *Android* im Mittelfeld. Unglaublich die Vorstellung, daß es mal eine Zeit gab, in dem man ein schmales Büchlein mit Adressen und Telefonnummern bei sich trug. Aber das war heute so anachronistisch wie das Mitführen einer Steinaxt. Wie viele Szenen in Literatur und Film wurden obsolet, weil die ursprünglich Spannung erzeugende Situation – daß eine Figur die andere mangels Kommunikationsmöglichkeit nicht erreichen konnte, um sie zu warnen – nicht allein mehr sinnlos, sondern für Jüngere nicht mehr verständlich war. Eine verzweifelte Figur, die mit wachsender Verzweiflung und immer hektischer eine Telefonzelle suchte: im selben Zeitraum einzuordnen wie die Saurier in ›Jurassic Park ff.‹ oder in noch fernerer Zeiten, als man gemeinsam an einem gedeckten Tisch seine Mahlzeiten einnahm und sich dabei unterhielt. Allerdings wollten die Drehbuchautoren um des dramatischen Effekts willen nicht davon lassen, weswegen sich die Akteure ständig in Funklöchern befanden – am besten unter einem Funkmast – und man sich als Zuschauer fragte, wozu sie überhaupt ein Smartphone haben.

Beschwingt ging ich die Straße entlang. Beschwingt?

Warum mußte immer jemand mit meiner Amygdala herumspielen und völlig unpassende Emotionen aktivieren. Eben, in meinem wirklichen „Eben“ hing ich an einem Seil von der Decke, während ich im anderen Eben eine Diskussion mit etwas wie Gott führte, während ich mich jetzt eine ganze Weile vor Eben befand. Und ich hatte wahrlich keinen Grund, gute Laune zu haben. Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich irgendeine Laune haben sollte.

Langsam wie ein bockiges Kind, das seinen Eltern hinterher tritt, holte mich die Erinnerung ein. Es war eigentlich keine Erinnerung von mir, sondern eine, die ich gehabt hätte, wäre ich die ganze Zeit hier gewesen. Ich wollte nicht darüber nachdenken, wo sie herkam, wie das überhaupt logisch möglich war, aber der Tag war bisher kein Ausbund an Logik oder auch nur an etwas entfernt Nachvollziehbarem. Mir reichte erst einmal, daß ich wußte, wo ich hingehen mußte.

Und es war nicht auf dem eigentlichen Campus, wohin ich sonst gegangen wäre, sondern in einem etwas entfernt gelegenen, für die Universität angemieteten Gebäude, sozusagen dem institutionalisierten Katzentisch. Je länger ich mich in dieser Zeitvariante befand, desto dichter wurde das Erinnerungsgeflecht, wobei ich mich auch an Dinge ›erinnerte‹, auf deren Kenntnis ich trotz der offensichtlichen Notwendigkeit hätte verzichten können. Etwa das Thema meiner Übung.

»Die Darstellung durch Frauen begangener Kapitalverbrechen von den Pitavals bis zur modernen *True Crime*-Dokumentation«. Wer dachte sich solche Themen aus, wo bereits der Titel das Ergebnis präjudizierte? Wie lange war es her, daß Universität Anstalten der Bildung waren und keine geschlossenen? Und mußte es so ein Thema sein? Ein falsches Wort, und ich geriete in Teufels Küche; jener anderen Art von Teufeln, die weniger mordlüstern,

dafür viel enervierender grausam waren. Andererseits war das inzwischen bei jedem kulturwissenschaftlichen Thema so. Aber Frauen und auch noch interdisziplinär. Wer dachte sich solche Themen aus? Und dann fiel mir die Antwort ein ... ich hatte mich meiner neuen Vergangenheit noch nicht arrangiert, aber war ich das wirklich gewesen oder war das eine Revanche, weil ich das erste Mal bei der Rückreise versagt hatte? Hätte es nicht so etwas wie »Fortentwicklung oder Stagnation: Scaligers *Poetices libri septem* und Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey*« oder »Der Maximin-Mythos bei Stefan George im Spannungsfeld zwischen Nietzsche und Schuler« sein können. Zu beidem hätte ich genauso wenig zu sagen gewußt, aber die Chance möglichst weniger oder keiner Studenten wäre größer gewesen.

Wenigstens in anderer Hinsicht war das Schicksal (oder ich) mir gnädig gewesen: die Übung begann um 17:00 Uhr, freitags, der erste Termin wäre am Karfreitag gewesen; so war es jetzt die erste Veranstaltungseinheit und es war keine Vorlesung, bei der ich die ganze Zeit hätte etwas vortragen müssen, von dem ich keinerlei Kenntnisse hatte – wiewohl so etwas vorkommen sollte.

Noch knapp zwanzig Minuten, ich war fast an dem Ort des Unterrichts, also blieben mir fünfzehn Minuten, mich im allwissenden Trödeladen zu informieren, was ein ›Pitaval‹ war; in der Hoffnung, die Teilnehmer seien nicht fleißiger gewesen.

Und das Schicksal war mir weiterhin hold: mit nur minimaler Verspätung – die Art der Raumnumerierungen schien mir keinem üblichen numerischen System zu entsprechen – erreichte ich den Unterrichtsraum und hatte glücklicherweise nur neun Studenten, sechs weibliche, drei männliche. Am liebsten hätte ich mich umgedreht und wäre geflohen.

Ich hatte es erwartet, es war mir angekündigt worden, es war ein Schock. So früh, so schnell. Acht Masken blickten mich an und eine Person. Ich schluckte und hatte alles vergessen, was ich zur Eröffnung sagen wollte. Ein anderer Teil meines Gehirns, wahrscheinlich das Back-Office, übernahm und ließ mich auf Autopilot laufen, während der bewußte Teil mantraartig wiederholte: »Nicht anstarren.«

Die letzte Begegnung hatte höchstens eine Minute gedauert, und jetzt war ich gezwungen, anderthalb Stunden in ihrer Gegenwart zu verbringen, ohne mir etwas anmerken zu lassen.

Auf dem Weg hierher hatte ich mir überlegt, was ich vor Jahrzehnten auf der anderen Seite des Pultes über mich ergehen lassen mußte, und eine Möglichkeit, wenn man wenig Zeit oder wenig Lust oder beides hatte, für die Simulation gelungenen Unterrichts war, die Studenten Referate halten zu lassen, um dann im weiteren Verlauf nur den Moderator oder Motivator geben zu müssen, wenn die Diskussion stockte. Am Rande bekam ich mit, daß man sich auf eine Eingrenzung des thematischen Feldes geeinigt hatte und nur Mörderinnen betrachtet werden sollten, am besten die mehrfachen, und dabei Formen wie Kindesmord ausgeschlossen wurden, weil frauenspezifisch. Und so.

Im Gegensatz zu mir war die Gruppe vorbereitet und diskutierte nun über die Auswahl der Täterinnen, was mir Gelegenheit gab, gelegentlich zu nicken und ansonsten den Eindruck zu erwecken, ich wüßte, über was da geredet wird. Die Namen sagten mir größtenteils nichts: Elisabeth Báthory war mir ein Begriff als Sujet verschiedener Vampirfilme und mögliche Inspiration von Stokers »Dracula« und der einzige andere war ein Mann. Was war nur aus alten Bekannten wie Ted Bundy, Ed Gein, Henry Lee

Lucas, Jeffrey Dahmer, Charles Manson, Gilles de Rais oder dem »Zodiac« geworden? Was aus Fritz Haarmann, dem »Son of Sam« und John Wayne Gacy? Möglicherweise hatte ich aber auch ein Problem selektiver Rezeption: wenn es keine fiktionale Behandlung der Person und ihrer Taten gab, existierte sie nicht. Oder es war keine Frage der Rezeption, sondern eine des Geschmacks: so wenig ich die Faszination von realen Unfällen nachvollziehen konnte, so wenig interessierte mich die ganze Industrie von Pseudodokumentationen aus dem Themenbereich »True Crime«. Und ihre Kunden.

Inzwischen hatte sich jeder eine Person ausgesucht, so daß ich nur mehr die Reihenfolge festlegen mußte. Ich entschied mich für die originelle Lösung der zeitlichen Abfolge, wobei mir der närrische Gedanke kam, als Sortierungskriterium den Anfangsbuchstaben des Nachnamens zu verwenden, aber angesichts meiner völligen Ahnungslosigkeit schien mir Zurückhaltung angebracht. Die ersten beiden Studentinnen hatten sich Elisabeth Wiese und Aileen Wuornos ausgesucht, wo sich bei der kurzen Begründung der angehenden Filmwissenschaftlerin für ihre Wahl herausstellte, daß mir doch noch eine weitere Mörderin bekannt war, weil es da für die Hauptrolle einen Oscar gab.

Bei der nächsten Teilnehmerin sah ich eine Möglichkeit, mein überlegenes Dozentenwissen anzubringen, daß nämlich »Jack the Ripper« keine Frau gewesen sei. Man blamiert sich so gut man kann, und ich durfte mich belehren lassen, daß nicht nur neuere Forschungen davon ausgingen, daß Jack the Ripper eine Frau gewesen sei, sondern schon Arthur Conan Doyle diese Auffassung vertrat. Aber das war in dem Augenblick nur noch belangloses Hintergrundrauschen, als mich die Studentin direkt ansah und ansprach. Ich fühlte mich wie Frodo, als sich das Auge

Saurons auf ihn richtete, nur ging es hier nicht um einen Ring, sondern um Sex. Animalischen, orgiastischen, sinnlichen, überwältigenden, puren Sex. Es war, als säße mir die schaumgeborene Göttin der Liebe persönlich gegenüber. Für eine Weile vergaß ich sogar, wem meine Aufmerksamkeit eigentlich gehörte. Ich wollte wissen, ob die anderen Studenten, speziell die männlichen, ebenfalls von dieser Aura erfaßt wurden, aber ich konnte meinen Blick nicht von diesen grünen Augen, in denen goldene Funken glühten, abwenden. Sie unterbrach den Kontakt, sonst säße ich wahrscheinlich immer noch da. Alle anderen im Raum waren unbeeindruckt, und irgendwo in meinem Hinterkopf regte sich eine Erinnerung, daß auch Gürtel ihrem Träger besondere Fähigkeiten verliehen. Schon die zweite, bei der ich vorsichtig mit meinen Blicken sein mußte.

Die nächste Teilnehmerin hatte Christine und Léa Papin gewählt, die zwar Geschwister waren, aber ich war viel zu angeschlagen, um dagegen Protest einzulegen. Warum auch? Allmählich konnte ich mich wieder konzentrieren und fand es amüsant, daß von allen Anwesenden – auch den männlichen – diejenige, die am wenigsten meiner Vorstellung von Báthory entsprach, ein Referat über die ungarische Gräfin halten wollte.

Marie-Madeleine Marguerite d'Aubray, Marquise de Brinwilliers aber war ihr Thema, und meine erste Reaktion war, daß jetzt hoffentlich nicht jedes Mal der vollständige Name erwähnt würde. Ich hatte irgendwann einen Aufsatz gelesen, in dem *NOTLD* als Abkürzung für »Night of the Living Dead« verwendet wurde, was für den Lesefluß sehr hilfreich war und auch noch unpassend lustig klang, aber bei MMMdAMdB hülfe auch die Abkürzung nicht. Warum sich diese Nina ausgerechnet den Ausgangspunkt der *affaire des poisons* ausgesucht hatte, was nach ihrer Erklärung nur *ein* Grund war? Ich machte immer noch und

wieder den Fehler, die ursprüngliche Person mit den Variationen in eins zu setzen. Ich hatte zwar noch meine Erinnerungen, war aber nicht mehr der alte Dorain, und Nina war überhaupt nicht mehr Nina. Oder vielleicht doch? Als ich sie damals kurz gesehen hatte, waren ihre Erinnerungen von Maya beeinflußt worden, und der Bettler hatte offensichtlich auch etwas mit ihrem Gehirn gemacht. Ich weigerte mich, die Hoffnung aufzugeben, wenigstens noch einen Bruchteil ihrer Persönlichkeit wiederzufinden.

Die drei männlichen Teilnehmer hatten mit Mary Ann Cotton, Amelia Elizabeth Dyer sowie Juana Dayanara Baraza Samperio, soweit ich das nach den knappen Schilderungen beurteilen konnte, gleichfalls eine interessante Auswahl getroffen, wobei es schien, als kämen diese Frauen besonders schlecht weg – sofern das bei den gewählten Beispielen von *Verderbtheit* (hier paßte der moralische Rattenschwanz, den das Wort hinter sich herzog) überhaupt eine sinnvolle Aussage war.

In jedem Fall waren die literarischen Bezüge so spärlich, daß ich mit Improvisation nicht weit käme. Da kam einiges an Arbeit auf mich zu, auf die ich gut hätte verzichten können – zumal als ich später bei der Teilnehmerliste die Fächer und Hauptfächer sah: je zweimal Jura, Psychologie und Geschichte, und einmal Soziologie, Politikwissenschaft, Filmwissenschaft. Kein einziger Philologe. Ich sollte dringend herausfinden, für welches Fach ich hier den Dozenten darstellte, hatte aber schon die Vermutung, daß es nichts mit den von mir studierten Fächern zu tun hatte. Man konnte es mit der Tarnung auch übertreiben.

The thoughts and dreams couldn't escape the fall of the »House of Usher«

Meine Wohnung lag zwar in einer anderen Ecke der Stadt, glich aber meiner alten bezüglich Größe und Ausstattung. Eine Penthouse-Wohnung war es allerdings nicht, was ein ungutes Gefühl hervorrief, das sich nach der Prüfung meiner finanziellen Situation wieder verflüchtigte. Wenigstens war ich nicht mittellos und mußte den Job an der Universität nicht machen, weil ich sonst verhungert wäre. Und noch etwas hatte sich nicht geändert: immer wenn ich den Fernseher einschaltete, kam ein Schwarz-weiß-Film, und jetzt kam zu dem Verlust des Penthouses auch noch der Verlust des Tons hinzu. Ich hatte kein Downgrade bestellt. Aber immer noch besser, als nur öffentlich-rechtliche oder freie Privatsender zu empfangen – womöglich mit miserablen True Crime-Dokus.

Als der Film begann, stellte ich etwas überrascht fest, daß es kein Down- sondern ein Crossgrade war. Blau – orange – blau – schwarz-weiß – blau. Man hatte die Stimmen genommen, dafür Farben gewährt. Zwar zunächst durch Viragierung nur monochrom, aber es war ein Anfang.

Und wieder saß ich da mit einem großen Müllsack voller offener Fragen. Die alten waren nicht befriedigend beantwortet; einige hatten sich erledigt, weil sie jetzt noch nicht zu Fragen werden konnten und auch in Zukunft vielleicht nicht werden würden. Richtig beantwortet war keine, dafür gab es neue.

Ein Mann reist erst zu Fuß, dann mit der Kutsche zu einer dunstumwalteteten, kränklichen Villa auf dem Land.

Während des Gesprächs oder eher dem Empfangen von Instruktionen war mir die Unlogik einiger Dinge entgangen, was wahrscheinlich an der Absurdität der Situation lag. *Ein Sir Roderick malt seine schwächelnde Frau Madeline.*

Die wechselnd viragierten Szenen und die für mich nur partiell verständlichen französischen Zwischentitel lenkten mich auf eine nützliche Weise ab. Sie erlaubten mir das Nachdenken, ohne sofort die Konsequenzen mitdenken zu müssen. Momentan schienen zwei Fragen am drängendsten zu sein, auf die ich wahrscheinlich keine befriedigende Antwort fände: was war mit meinem vorherigen Ich, dem Ich dieser Zeit, und warum brauchte der Bettler mich, um Rag-Dev zu aktivieren?

Das zweite Frage war tatsächlich schnell zu beantworten: ich hatte nicht die kleinste Ahnung, warum ein Wesen mit der Macht, die Zeit zu verbiegen und anzuhalten, ausgerechnet mich oder einen anderen normalen Menschen zur Erfüllung seiner Absicht benötigte. Da spielten Götter Schicksal und bekämpften sich, und ich war der Zwerg, der zwischen wolkenkratzerhohen Titanen umherstolperte und nur hoffen konnte, wenn nicht aus Absicht, dann nicht aus Versehen zertreten zu werden. Die Feststellung, daß es keine Antwort auf eine Frage gab, war durchaus auch eine bisweilen befriedigende Antwort

Schwarz-weiß. *Roderick malt wieder, Madeline erleidet einen Schwächeanfall.* Blau. Der Film wurde hektischer, eine Parallelmontage von Szenen, die nur wenige Sekunden dauerten. *Der Gast kommt von einem Spaziergang zurück.* Schwarz-weiß. *Sein Gastgeber führt seine Frau zum Sofa.* Blau. *Der Gast klopft, läutet die Glocke.* Schwarz-weiß. *Roderick geht auf seine Frau zu.* Blau. *Die Glocke läutet.* Schwarz-weiß. *Roderick entfernt sich von Madeline; sie schwankt.* Blau. *Gast läuft um die Villa herum.* Schwarz-weiß. *Roderick mit Palette in der Hand vor dem Bild seiner Frau, das in gleichem Maße lebendiger wirkt, wie Madeline hinfälliger wird.* And she slowly fainted and fainted and fainted. *Der Gast kommt herein, er und Roderick exaltieren vor dem Gemälde, ohne die auf dem Boden liegende Made-*

line zu bemerken, bis sie buchstäblich über sie stolpern. Ich konnte nur mit Mühe ein Lachen unterdrücken. Der Maler hatte schon vor längerer Zeit jegliche Refugien geistiger Gesundheit verlassen. Roderick dreht die Schraube der Überspanntheit ein Stückchen weiter und trägt seine bewußtlose Gattin ziellos durch den Raum, wirft brennende Kerzen um, deren Flammen sein Gast austritt, während Madelines Bildnis blinzelt.

Wenn das alles in etwa drei Minuten geschah, wie lange war ich dann in dem Zwischenreich gewesen? Unabhängig von der Aussage, daß Zeit keine Rolle spielte, war ihr Vergehen doch für mich spürbar. Waren mehr oder weniger als drei Minuten vergangen?

Der Film wurde grotesker. *Die Frau stirbt trotz der Theorien des Magnetismus; eine skurrile Szene mit dem weißen Sarg folgt, Roderick schmachtet das Portrait seiner Verflorenen an, dann machen sich die vier Männer, Roderick, Gast, Doktor, Diener, auf, den Sarg erst mit der Kutsche, dann mit einem Boot über den See, durch den Wald in eine höhlenartige Gruft zu transportieren. Würde man mich auch durch Feld, Wald und Wiesen in meinem Sarg befördern? Wäre mein letzter Weg ein ebensolcher surrealer Spaß in blau?*

Schwarz-weiß. *Roderick will nicht, daß der Sarg seiner Frau zugenagelt wird. War ich tot? Der Gast führt ihn aus der Höhle, der Doktor gibt dem Diener Nägel; der Sarg wird zugenagelt. Roderick hört das Hämmern, will wieder zurück. Der Gast drängt ihn aus der Höhle. Wenn ich tot war, hing dann meine Leiche von einem Seil an der Decke? Blau. Eine Kröte trägt eine andere auf ihrem Rücken, ebenso wie der Gast seinen Freund stützt. Cross Cutting. Wenn meine Leiche verschwunden war, hing dann das Seil noch an der Decke? Hatte der Bettler Tatort-Reiniger oder erledigte er das mit Fingerschnippen? Gab es eine falsche Beerdi-*

gung? Das Crescendo der Bilder in schwarz-weiß. *Der Bedienstete hämmert weiter Nägel in den Sarg; der Hammer bewegt sich wie der Kolben einer Maschine. Ich sehe den Hammerkopf auf mich niederkommen, der Kopf des Arztes nickt im Takt der Schläge. Blau. Die Kröten, der Gast stützt Roderick, der wendet sich um. Schwarz-weiß. Das Hämmern. Blau. Die Kröten, eine Eule. Schwarz-weiß. Das Hämmern. Blau. Die Kröten, näher, die Eule, die beiden Freunde sind endlich aus der Höhle heraus. Schwarz-weiß. Das Hämmern. Blau. Die Kröten, die Eule. Schwarz-weiß. Das Hämmern. Blau. Die Kröten, die Eule. Schwarz-weiß. Ich erwarte, einen entstellten Mann an einem Fenster sitzen zu sehen, der Hebel bewegt, aber das Hämmern endet, nachdem etwa fünfzig Nägel in den Sarg geschlagen wurden. Ein Mann geht. Blau. Die Kröten, die Eule. Schwarz-weiß. Der Doktor folgt dem ersten den Gruftaufgang hoch. Blau. Die Kröten, die Eule. Blau. Der Gast führt Roderick durch den trostlosen Wald, die anderen beiden kommen dazu. Zwischentitel. Wahnsinn in neunzig Sekunden. Sein Wahnsinn, mein Wahnsinn.*

Wenn ich auf einer Straße ohne die Hilfe hypothetischer Tachyonen die Zeitlinie zurückgelaufen war: was war dann mit meinem alten Ich? War das ebenso weg wie mein gegenwärtiges, nun zukünftiges?

Schwarz-weiß. *Ein Sturm wird aufziehen, Vorhänge wehen im Wind, flackernde Kerzen, eine Ritterrüstung, eine Standuhr, der Helm, die Uhr, das Ziffernblatt, der Schwertknauf, eine schwarze Katze, eine Gitarre, ein Minutenzeiger, die Saiten der Gitarre reißen, und immer wieder das Pendel, das Pendel, das Pendel. La nuit s'annonçait orageuse et comme chargée d'électricité.*

War ich dem Zeitparadoxon entkommen? Wie? Parallele Welten? Viele Welten? Mit jedem Ereignis entsteht eine neue Welt, also gibt es unendlich viele. Gibt es Ereignisse,

die zwei getrennte Linien wieder in eine einzige überführen können? Wenn ja, dann müßte jedes Mal Eins von der Unendlichkeit subtrahiert werden. Die Ausführungen des Bettlers wiesen allerdings darauf hin, daß es nicht unendliche Zeitlinien gibt, sonst hätte er nicht davon ausgehen können, daß ausgerechnet ich in ausgerechnet dieser Zeitlinie sein Ziel erreichen könnte. Oder gab es unendlich viele Dorains, denen von unendlich vielen Bettlern das gleiche Angebot gemacht wurde? Gab es vielleicht nur einen Bettler, der alle unendlichen Möglichkeiten in seiner Hand hielt?

Schwarzweiß. *Der Sturm war angekommen. Blitze erleuchteten kurz die dunklen Räume der Villa, Kerzen flackerten stärker, Vorhänge flatterten stärker, der Gast liest eine Geschichte vor, Roderick sitzt in einem Sessel mit hoher Rückenlehne und schlenkert mit dem linken Bein, Blätter wehen durch das Haus, eine Schranktür öffnet sich, Bücher fallen aus dem Schrank, die Ritterrüstung stürzt, Papier, getrieben durch das Haus.*

In der Gruft fällt der Sarg von den Böcken.

Ich hasse Zeitreisen. Ich hasse das Konzept von Zeitreisen. Ich hasse Erzählungen und Filme über Zeitreisen. Ich hasse die Paradoxien der Zeitreisen. Ich hasse die theoretische physikalische Möglichkeit von Zeitreisen. Ich hasse Zeitreisen. Am meisten haßte ich, daß ich eine Zeitreise unternommen hatte. Zu Fuß. Im Kopf.

Schwarzweiß. *Kalt. Blitze. Blau. Das Läuten der Glocke. Dunkelheit. Helligkeit. Das aufgerissene Fenster. Dunst. Die Eule. Die Glocken. Feuer. Sterne. Rauch. »L'entends-tu, maintenant?« Die großen Flügeltüren der Villa öffnen sich. In einem weißen Kleid und weißem Schleier kommt Madeline rechtzeitig zur Chute de la Maison Usher.*

Diese eine zentrale Szene des Films ging mir nicht aus

dem Kopf, obgleich ich nicht genau verstand, inwiefern sie auf mich zu beziehen war. War ich das Bild, das meinem alten Ich die Essenz seiner Existenz entzogen hatte, um nicht als Abbild, sondern als lebendige Zukunft seine Stelle einzunehmen?kehrte es irgendwann wieder, und ich verbränne wie das Bild? War mein Leben von mir nur geborgt? Oder residierte das alte Ich wie ein nicht entwickelter Zwillings gleich einer Mischung aus Amphibie und Plattwurm in meinem Darm, klammerte er sich mit seinen Embryo-Ärmchen an meinem Herzen fest? Eine neue Form von Angina pectoris. Und schon wieder steckte ich in unnützen, weil entweder paradoxen oder unappetitlichen Überlegungen fest. Konzentration. Ich war hier. Ich hatte einen Auftrag. Um die Nebenaspekte wie Frederics Leben zu retten, Nina vielleicht wiederzufinden, mein jetziges Dasein funktional gestalten, wozu auch die Vorbereitung meiner Übung gehörte, überhaupt etwas über mein momentanes Leben herausfinden, würde ich mich nebenbei auch kümmern, zumal sie nicht isoliert betrachtet werden konnten. Und ich wünschte mir – natürlich – Frieden auf Erden. Nachdem ich geschlafen hatte.

In dieser Nacht hatte ich einen Traum. Ich träumte – wobei ich zugleich Beobachter als auch Protagonist war – davon, wie eine unbekannte Frau portraitiert wurde. Außer doppeltem mir, der Frau, der Staffelei und meiner Palette befand sich nichts in dem unermesslichen Raum, dessen Wände und Decke hinter milchigen Dunst verborgen waren. Selbst der Boden war kaum sichtbar.

Die Palette in meinem Arm enthielt nur verschiedene Abstufungen von Blautönen: Hell-, Coelin-, Byzantinisch-, Delft-, Brillant-, Kobalt-, Ultramarin-, Tief-, Saphir- sowie Indigoblau. Für den Beobachter war es helleres und dunkleres Blau, aber der Maler kannte die Farben. Als das Bild

auf der Leinwand entstand, waren die Farben aber nicht blau, sondern von einem komplementären Orangeton. Immer wieder trat ich zurück und betrachtete den Fortschritt. Das Bild näherte sich anscheinend der Fertigstellung, denn die mit jedem Pinselstrich blasser gewordene Frau war inzwischen kaum noch von dem uns umfließenden Dunst zu unterscheiden. Endlich ließ der Maler Pinsel und Palette sinken. Ich trat näher und sah mir über die Schulter, um zu sehen, was ich gemalt hatte. Nina. Nein, die andere Studentin mit der übernatürlichen sexuellen Ausstrahlung; nein, doch Nina. Das Bild fluktuierte, wie die Überblendungen in dem Film; nur daß sich das erste Bild hartnäckig an seine Existenz klammerte, weil es wußte, einmal verblaßt, kehrte es niemals wieder und würde irgendwann schließlich vergessen werden.

Ich hatte einen Traum, *ich*, einen normalen Traum, der einen Sinn hatte, einen Traumsinn zumindest, der in irgendeiner Form erklärbar war. Erleichterung spürte ich, weil der ›Trick‹ des Bettlers, mich aus der Aufmerksamkeitssphäre meiner Angreifer herauszuziehen, funktioniert hatte; Erleichterung, die mich wie rosafarbener Schaumstoff umschloß und endlich traumlos schlafen ließ.

Non vitae sed scholae discimus

Eine Woche war ausreichend Zeit, um mir einen Überblick über die spezielleren (das waren die universitären Verpflichtungen) und die noch spezielleren Umstände (das war Frederic) zu verschaffen. Die allgemeine Lebenssituation ergäbe sich dann automatisch – dachte ich. Als Ausgangspunkt schien mir das kommentierte Vorlesungsverzeichnis vielversprechend zu sein, damit ich sehen konnte, was mein altes Ich sich überlegt hatte, bevor ich es ungefragt übernommen hatte, und deswegen mich nun erwartete. Nicht, daß die Beschreibung der Übung mit der tatsächlichen Realisierung übermäßig kongruent hätte sein müssen, aber eine gewisse Übereinstimmung zwischen Absicht und Ausführung wurde im allgemeinen selbst bei Übungen erwartet, wo jeder ungeachtet der akademischen Position mit seinem persönlichen Steckenpferd ausreiten durfte.

Ich versuchte mir ein kommentiertes Vorlesungsverzeichnis für den Fachbereich Philologie und Philosophie zu besorgen und mußte feststellen, d.h. ich wurde in der Universitätsbuchhandlung darauf hingewiesen, daß es (im Gegensatz zu gedruckten Zeitungen) Vorlesungsverzeichnisse nur mehr online gab. Manchmal stellte sich die Frage nach einem vernünftigen Setzen von Prioritäten - aber Faxgeräte waren ja auch noch in Betrieb.

Also suchte ich online in einem PDF nach meiner Übung. Von vorne nach hinten, wieder zurück und nochmal von vorne bis hinten: ich existierte nicht. Was zu erwarten war. Aber wenn alle Hinterlassenschaften des anderen Ichs gelöscht waren, warum gab es dann noch die Übung mit Studenten, die – das fiel mir erst jetzt auf – mich teilweise kannten? Das ergab keinen Sinn. Ich hasse Zeitreisen.

Im allgemeinen Verzeichnis fand ich den Anderen, der jetzt Ich war. Er war gar nicht Philosophie und Philologie

zugewiesen, sondern dem Fachbereich Empirische Sozialwissenschaften, und da auch noch dem Institut für Publizistik, das sich mit anderen des Fachbereichs auf dem Gipfel der Nutzlosigkeit drängte. Damit waren zumindest die Studienfächer der Übungsteilnehmer und das Thema der Übung nachvollziehbar. Nicht erklärt war dagegen meine Zugehörigkeit zu den Publizisten. Mein altes Ich unterschied sich in der einen oder anderen Sache offensichtlich von mir und hoffentlich blieben mir weitere unliebsame Überraschungen erspart. Im kommentierten Verzeichnis der Publizistik fand ich dann:

Ü: Die Darstellung durch Frauen begangener Kapitalverbrechen von den Pitavals bis zur modernen *True Crime*-Dokumentation

D. Herbst

Im ersten Teil der Übung soll die Position der Darstellungen im Spannungsfeld zwischen fiktionalen und non-fiktionalen Texten untersucht werden. Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit der spezifischen Schilderung eines Falls in Hinsicht auf die Wertung der Frau und speziell ihrer Motive. Dabei sollen beide Fragestellungen in ihrer historischen Entwicklung berücksichtigt werden. Der zweite Teil der Übung wird den Teilnehmern die Gelegenheit geben, ein Referat über einen selbst gewählten Kriminalfall zu halten. Die Diskussion und Verteilung der Themen erfolgen in der ersten Sitzung.

Literatur:

eine umfangreiche Bibliographie findet sich unter:
<http://lorenzfranck.de/dokumente/litrecht.html> –
<https://www.uni-muenster.de/SFB1385/forschung/enzyklopaedierechtundliteratur.html> [im Aufbau]
– Wilhelm Häring/Julius Eduard: Der neue Pitaval, 60 Bde., Leipzig 1842-1890 > Online-Ausschnitt:

<https://www.projekt-gutenberg.org/alexis/pitans09/index.html> – Friedrich Schiller und Paul Ernst (Hrsg.): Geschichten aus dem alten Pitaval, 3 Bde., Leipzig 1910 > Online-Ausschnitt: <https://www.projekt-gutenberg.org/schiller/pitaval/pitaval.html> als erster Überblick für einzelne Personen aus einem illustren Segment: https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_von_Serienmördern#Serienmörderinnen [ohne Trennzeichen]

Fr. 17.00 – 19.00 Uhr

G.-Mahler-Str. 5, SR. 4F

Perfekt. Ich wußte nicht, inwieweit das meinen Studenten helfen würde, aber für mich war es äußerst hilfreich. Allein der Sonderforschungsbereich der Uni Münster brächte mich über fast über den kompletten theoretischen Teil, die Referate dann über den praktischen und den Rest mußte ich improvisieren. Es gab da nur ein geringfügiges Problem: laut der Website gab es die Enzyklopädie erst seit Oktober 2022. Und das war ein knappes Jahr später als bei meinem Versuch, mich von dieser Existenzebene zu verabschieden; der damit endete, daß ich irgendwann Mitte April ankam. Hatte ich schon erwähnt? Ich *hasse* –

Auch wenn ich es dekadenterweise vorzog, im Internet die Wetterdaten für meinen Standort nachzulesen, anstatt aus dem Fenster zu sehen, wollte ich mich dieses Mal doch erst der Zeit versichern, wie sie durch lebensweltliche Artefakte verbürgt wurde. In der Küche befanden sich eine Mikrowelle, ein Backofen, eine Küchenuhr, die alle die Zeit anzeigten, aber nicht das Datum; der Kühlschrank nur die Temperatur. Meine beiden Wecker und der Media-Receiver waren in der Hinsicht ein Fortschritt, als sie Wochentag, Tag und Monat auf einen Blick mitteilten, aber nicht das Jahr. Allein das wäre ein Einwand gegen Zeitreisen: nirgendwo außerhalb von Bildschirmen wurde das Jahr angezeigt, weil wohl zu Recht davon ausgegangen wurde,

daß jeder Mensch, ausgenommen derjenige mit einer schweren Amnesie oder einem anderen Hirnschaden, sich des Jahres bewußt war, in dem er sich gerade befand. Der Computer zeigte 2020 an. Und ein Link, den es erst mehr als zwei Jahre später geben sollte, führte mich – selbstverständlich – zu einem voll funktionsfähigen Bereich. Warum wunderte mich so etwas eigentlich noch? Wahrscheinlich war der menschliche Geist eher gewillt, über-reale, jedem Verständnis unzugängliche, jede Vorstellungskraft sprengende Ereignisse zu akzeptieren als die kleinen, kaum merkbaren Verschiebungen im Alltag.

Allerdings kam mir diese Änderung zupaß; sie war (inklusive der Manipulation des Vorlesungsverzeichnisses) geradezu wie für mich gemacht – natürlich *war* sie für mich gemacht; ich bekam alles nötige Material, von dem ich bislang nichts wußte, und für die Studenten sah es so aus, als hätte ich meine Hausaufgaben gemacht. Zugleich war mir unwohl bei dem Gedanken, daß der Bettler selbst solche Kleinigkeiten bedachte; das kam der Vorstellung von Allwissenheit und Allmacht schon ziemlich nahe. Wirklich mächtige Personen kümmerten sich gewöhnlich um die großen Linien und nicht darum, ob die Serviette wie eine Rose oder eine Lotusblüte gefaltet war.

*In einen hohlen Kopf geht viel Wissen**

Je länger die Übung dauerte, desto unwohler fühlte ich mich. Die ersten Stunden waren wenig überraschend. Bei der Darstellung der Verbrechen spielte damals wie heute die voyeuristische Sensationsgier eine erhebliche Rolle, ob sie sich nun den Anschein einer Nützlichkeit für das Verständnis juristischer Fälle gab oder das prodesse gleich wegließ und sich der Lust des *delectare* widmete. Wobei diese Unterscheidung des Horaz in ein Entweder-Oder und ein Sowohl-als-auch letztlich in jedem Fall unnötig war, wenn es sich um Texte handelte, die fiktionaler als ein Telefonbuch waren. (Aber es sollte angeblich Menschen geben, die auch im Telefonbuch Amüsement suchten und fanden, von Gebrauchsverzeichnissen nicht zu reden, die bisweilen vergnüglicher waren als eine Lach- und Fremdschämsendung im Fernsehen – was man so hörte.) Weil die Beseeltheit bei einer öffentlichen Hinrichtung oder das Sabbern bei einem Unfall früher mittels schriftlicher Form evoziert wurden, waren sie unter zivilisatorischen Gesichtspunkten keineswegs hochwertiger. Das Weiden am Unglück und Leid anderer war unabhängig von der Form der Vermittlung eine evolutionäre Errungenschaft, die uns wenigstens wie die Sprache vom Tier abhob.

Die moralische Bewertung, die in Form gerechter Ent-rüstung der Exkulpation der eigenen Geilheit diente, zeigte sich in jüngeren Publikationen diffiziler im Mäntelchen sozialpsychologischer oder noch plumper: ideologischer Erklärungsversuche, wo aus dem Täter, der freilich immer *auch* Opfer der Umstände war, ein Opfer *ausschließlich* der Umstände wurde. Die individuelle Moral wurde durch eine imaginierte allgemeine Moral substituiert. Diesem Muster folgten auch die Einlassungen der Hähä! [FH.]

Teilnehmer, nur vordergründig getrennt nach Weiblein und Männlein. Während die Studentinnen die Unterdrückung und Rolle der Frauen und die daraus unzweifelhaft entstehenden prekären Lebensbedingungen in den Mittelpunkt stellten und sich nur mühsam zurückhielten, die Umstände (zuallererst die Notwendigkeit zu Überleben) als Rechtfertigung für die Morde anzuführen, legten die Studenten zunächst mehr Wert auf individualpsychologische Faktoren wie die Habgier, waren sich aber mit ihren Kommilitoninnen letztlich weitgehend einig. Daß die angehende Politikwissenschaftlerin ihr Referat über die Papin-Schwester zum Anlaß nahm, sich französischen Intellektuellen wie Sartre, Beauvoir oder Lacan und weiteren linken Handlungsreisenden für Scheuklappen anzuschließen, war so belanglos wie durchschaubar. Oder war es belanglos, weil es so durchschaubar war? Wegen der reduzierten Teilnehmerzahl an einem Brückentag hielt ich mich mit Kommentaren zurück wie der naheliegenden ketzerischen Frage, wie es denn sein könne, daß nicht alle Frauen der untersten Klasse – ebenso wie Männer, die es dort gleichfalls gab – auf die Idee kamen, Kinder im Ofen zu verbrennen oder ihre Ehemänner zu vergiften. Zumal ich nicht wußte, welche Ansichten das frühere Ich hatte, und nicht mehr als unvermeidbar auffallen wollte. Erst recht stellte ich nicht die Frage, über die ich selbst vor einigen Monaten noch gelacht hätte, ob es außer den vielfältigen psychopathologischen Motiven, seien sie Ergebnis von kindlichen Mißbrauchserfahrungen oder handfeste Folge neurologischer Schädigungen oder generell chemischer Ungleichgewichte und damit verbundenen Fehlschaltungen im Gehirn, auch eine metaphysische Komponente gab. Davor dachte ich, es gäbe nur für den Tiefgläubigen (nicht ein nominell gläubiges Schaf in der Herde der institutionalisierten Kirche im westlichen Kul-

turkreis) das einfach Böse, verkörpert durch Satan oder eines der anderen Geißlein. Das Böse, das bei jeder Gelegenheit vom Vorbeter als schon etwas eingestaubter Sündenbock aus Mitra, Turban, Kippa oder Zylinder hervorgezogen werden konnte.

Für den sich aufgeklärt Dünkenden fand sich immer eine wohlfeile Erklärung zwischen den Buchdeckeln der stw-Reihe, die so einleuchtend war: der Täter machte Böses, weil es die Gesellschaft gab; der Täter machte Böses, weil ihm Böses widerfahren war; der Täter machte auch nie Böses aus eigenem Antrieb, denn der freie Wille war abgeschafft und wäre bei der Schuldzuweisung an etwas außerhalb des Individuums Liegendes nur lästig gewesen. Schon gar nicht durfte es eine externe Ursache geben, die nicht durch Soziologie oder Psychologie beschrieben und damit eingehegt werden konnte.

Mein Problem war, daß draußen vor der Tür die Metaphysik in einem irisierenden Umhang stand und energisch klopfte, angeklopft hatte, schon längst in meinem Raum angefüllt mit nun brüchigen Gewißeheiten stand und mich gehässig angrinste.

Sollte ich jetzt besser gläubig werden? Ich erinnerte mich an eine Filmszene, in der einer opportunistischen Nebenfigur ein ganzes Bündel von Amuletten verschiedener Religionen um den Hals hing, um für jede Gelegenheit gewappnet zu sein, aber ich vermutete, daß ich in meiner Situation in einem sakralen Ramschladen nicht fündig würde. Ich war mir immer noch nicht sicher, mit welchem Potential ich es zu tun hatte. Dinge wie die Teilung des Roten Meeres, das Auferstehenlassen von Toten – wobei das im Blick auf unterschiedliche Religionen offenbar eine eher leichte Übung war –, das Umherschleudern von Blitzen, die Beherrschung der Elemente und vieles andere war beeindruckend, aber das waren Wunder, die in Raum

und Zeit stattfanden und sich bei allen Aha-Effekten im weitesten Sinne an Naturgesetze hielten. Das mit dem Tod sah auf den ersten Blick etwas anders aus, aber es war wie alles andere Mythos, Erfindung, phantasievolle Erklärung des bis dahin Unerklärlichen. Die eingebrannten Schatten im Asphalt von Hiroshima hätten es zweitausend Jahre früher vielleicht in die Top Ten der Wunder geschafft. Death takes a picture. Say ›cheese‹. Sincerely Enola Gay.

Noch eine Stufe höher im Mythos hatten sich die Schöpfergötter eingenistet, und dort würde ich auch den Bettler und Nüx ansiedeln. Die *creatio ex nihilo* ist von einem anderen Kaliber als ein profanes Wunder, ebenso die Vorstellung vom unbewegten Bewegter oder dem Brahman oder der Selbsterschaffung der ersten Götter oder des Chaos als Nicht-Definiertes oder, oder, oder ... aber mit einem sanften Ploppen scheidet jede Vorstellung von einer Schöpfung im Raum schon bei Zenon. Wenn Raum ist, worin ist er dann? Und wenn er erst mit der fortdauernden Ausdehnung entsteht, wohinein dehnt er sich aus? Die aktuelle Theorie vom Urknall mit einer unbestimmbaren ›Singularität‹ am Anfang, die man auch mit dem Begriff ›Knackwurst‹ bezeichnen könnte, ist nicht überzeugender als die Kosmogonien der Alten, dafür weniger poetisch. Um die Spekulationen noch aufzuplustern, könnte man den Raum durch Nichts ersetzen oder auch ganz weglassen – dann lösten sich eine Reihe von Problemen etwa mit der Quantenverschränkung und der Konstante c –, nur um dann vielleicht besser zu Kant überzugehen, wobei man über die Anschauungsform a priori mit einer neuen Wendung im radikalen Konstruktivismus landet, und irgendwann beim Blick in den Spiegel wird der Rasierschaum kibU heißen. Vielleicht sollte ich bei Gelegenheit den Bettler fragen.

Es war alles so absurd, daß ich am liebsten geheult hätte;

ich wäre nicht derjenige, der verstände, bevor er stürbe. Was in einer Geschichte Woody Allens am Ende eine vernünftige Parodie zugleich auf den *Hardboiled detective* und den Philosophenslang war, entpuppte sich hier draußen als bitter und freudlos.

**Und der die dunkle Zukunft sieht, er muß auch
Sehen den Tod und allein ihn fürchten.**

In dieser Nacht sah er einen schwarzen Käfer, der unbeirrt seinem Weg folgte. Manchmal wich er den an der grauen Wand tränengleich herabbrinnenden Wassertropfen aus, dann überquerte er Spuren, die das kalkige Wasser hinterlassen hatte, wie ein wagemutiger Fährmann, der nicht wußte, was ihn am anderen Ufer wartete. Von den Bleirohren, die ein undurchschaubares Geflecht an der Decke bildeten, tropfte kondensiertes Wasser auf den Boden, wo es sich mit dem Kot der Ratten vermischte. Er schielte wieder verstohlen zu Jasmin Li, deren Augen einen Punkt fixierten, ein wenig über dem kahlen Schädel des Mannes, der unverwandt das *Vajra* auf sie richtete. Da waren sie nun. Frederic hatte alle Zeit der Welt, den Weg des schwarzen Käfers zu verfolgen, während er die auf ihn gerichtete Mündung des Schalldämpfers der 22er-Sig Sauer ignorierte. Das ›Plop‹ durchquerte den Raum gleichzeitig mit dem Projektil, das sich eisig in sein Fleisch brannte, seinen Weg durch schmelzendes Gewebe bahnte, Blutgefäße zerfetzte wie trockenes Pergament, um schließlich an die Betonwand zu prallen, einen feinen Kometenschweif aus Blut hinter sich herziehend. Die Augen der Männer waren matt wie Kieselsteine, tot starrten sie aus vergilbten Gesichtern, während der Käfer da einfach entlang krabbelte, als wäre es die natürlichste Sache der Welt, zu sterben auf dem rauhen Boden.

Non vitae sed scholae discimus?

Als wolle jemand meine ungewöhnliche Reise persiflieren, entsprach die Reihenfolge der Referate zwar der zeitlichen Linearität, aber nicht vom Alten zum Neuen, sondern umgekehrt. Außerdem bildete Jack the Ripper eine Ausnahme, weil die Lebensdaten nicht bekannt waren. Er oder sie sollte am Ende kommen, was mir durchaus entgegenkam, denn je länger ich meine Aufmerksamkeit Isabel entziehen konnte, desto besser; vielleicht geschah noch ein Wunder.

Zunächst war aber heute der Tag, an dem ich ohne aufzufallen derjenigen meine ungeteilte Aufmerksamkeit widmen konnte, der alle meine Aufmerksamkeit galt.

Referate hatten gewöhnlich mit dem Problem zu kämpfen, daß sie außer für den Vortragenden ziemlich ermüdend waren; es gab sogar welche, die den Referierenden scheinbar einnicken ließen. Immerhin war es so schlimm nicht, aber generell bildete Ninas Vortrag keine Ausnahme. Sie referierte, ich mußte mich ausnahmsweise nicht zwingen zuzuhören, der Rest verbrauchte Sauerstoff, wobei unklar war, wer mit welcher Intensität zuhörte und wer nur so tat, als folge er dem Gesagten. Der Inhalt positionierte sich zwischen den weit auseinanderliegenden Polen ›nicht ganz langweilig‹ und ›ganz langweilig‹.

Soweit war es Routine, und ich sah mich in meiner Ansicht bekräftigt, daß die soziologische Begründung für die Taten nicht sonderlich tragfähig war. Einen diesbezüglichen Hinweis wollte ich mir allerdings bis nach dem nächsten Referat aufheben, denn Elisabeth Báthory gehörte ebenso wie die Marquise de Brinvilliers weder zu den unteren Ständen noch war sie mittellos. Die Motive mochten sich ebenso wie die Mittel unterscheiden, aber sie waren nicht an Status oder Geschlecht gebunden. Gift war Mittel der Wahl bei Armen wie Mary Ann Cotton und

bei der wohlhabenden Marquise; Aileen Wuornos erschöß ihre Opfer wie der ›Son of Sam‹ Berkowitz; Sadismus gab es als Motiv bei Báthory ebenso bei wie bei der erschütternden Zahl männlicher Sexualschlächter, die in Deutschland in meinen Augen überproportional häufig mit den Gefährten Nekrophilie und Kannibalismus auftraten. Selbst die Habgier, beliebtes Motiv bei Frauen, war der eigentliche Beweggrund von Henry Howard Holmes, der hinter den Schauermärchen einer freidrehenden *Yellow Press* verborgen war. Und bei dem religiösen bzw. quasi-religiösen Wahn spielten dann Herkunft oder Geschlecht ohnehin keine Rolle mehr, ob im ›Kleinen‹ bei der Manson-Family oder im ›Großen‹ bei Hitlers, Stalins, Maos, Pol Pots willigen Helfern, wobei sich der industrialisierte Massenmord vom individualisierten Serienmord weniger qualitativ hinsichtlich der Motive denn der Zahl der Opfer unterschied. Bei dieser folgten die Menschen bloß ihrem evolutionären Vermächtnis, das passende Werkzeug für den beabsichtigten Zweck der Massenvernichtung zu erfinden und es zu verwenden, wenn es verfügbar war. Wo die Entwicklungshilfe versagte, konnte aber auch eine Machete weiterhin vorzügliche Dienste leisten; ob in den Händen des Häuptlings oder denen des Tagelöhners.

Ein Misanthrop hatte einmal festgestellt, daß der Mensch nicht zwischen Gott und Teufel changiere, sondern zwischen einer exorbitant grausamen Bestie und einer Bestie, die zu dumm war, um grausam zu sein. Vielleicht reichte auch die Feststellung, daß die einen Menschen nur Teufel und die anderen nicht einmal Engel sind.

»Exili.«

Ich schrak aus meinen Gedanken auf.

»Bitte? Was?«

Ich wußte nicht einmal, wer gesprochen hatte; viel-

leicht hatte ich es mir auch eingebildet.

»Exili.« Isabel bedachte mich mit einem leicht provozierenden Lächeln, hinter dem sich ein wölfisches Grinsen verbarg. Es war wie eine filmische Überblendung, bei der das erste Bild nicht weitertransportiert wurde, sondern sich weigerte, vom zweiten verdrängt werden.

» Nicolò Egidi.«

»Und?«

»Was war sein Motiv?«

Irgendetwas war an mir vorbeigehuscht, ohne den geringsten Eindruck zu hinterlassen. Isabel blickte zu Nina, die anscheinend wiederholte, was sie schon in ihrem Referat gesagt hatte, was nicht sehr viel war. Exili, über den wenig bekannt war, stammte wohl aus Italien und spielte im Fall der Marquise de Brinvilliers nur insoweit eine Rolle, als er ihrem Liebhaber Godin de Sainte-Croix bei einem vorübergehenden Erholungsaufenthalt in der Bastille die Herstellung des Giftes beibrachte, das die Marquise später für die Morde an ihrer Sippschaft verwendete. Ich merkte an, weil es endlich eine Gelegenheit war, etwas anzumerken, daß er eine so undurchsichtige, dadurch auffällige Gestalt war, daß E.T.A. Hoffmann ihm im »Fräulein von Scuderi« einige Zeilen widmete und ihn in Verbindung mit Alchemie und dem »teuflischen Geheimnis« von einem nicht nachweisbaren Gift brachte. Den Sinn der Frage hatte ich trotzdem nicht verstanden.

»Was meinen Sie mit Ihrer Frage?«

Isabel sah mich mitleidig an, wie der Wolf ein Lamm, das nicht verstanden hatte, daß seine Rolle als Ehrengast darin bestand, gefressen zu werden.

»Wir haben von vielen Morden gehört. Alle Täter hatten ein Motiv. Egidi war zwar nicht direkt der Mörder, aber er ermöglichte den Mord. Und nicht nur diesen ... warum?«

»Eine interessante Frage, hat irgendwer eine Vermutung?«

Schweigen. Das Damoklesschwert hing immer über dem Vortragenden, also bemühte sich Nina, die sich offensichtlich keine Gedanken über die Motivation dieser Nebenfigur gemacht hatte, um eine Antwort – immerhin hatte sie sie überhaupt zur Kenntnis genommen und das wenige, was bekannt war, recherchiert. Ich weiß, es zeugt nicht von Professionalität, aber ich hätte am liebsten Isabel mit einem Tritt aus dem Raum befördert. Sympathien. Kavalerismen.

»Vielleicht war sein Motiv das Vergnügen, andere bei ihren Verbrechen zu unterstützen, ohne selbst in Verdacht zu geraten.«

Nina überlegte kurz.

»Oder es waren Stellvertretermorde.«

Damit hatte sie ihre Flanke entblößt, was von Isabel sofort ausgenutzt wurde.

»Und was wäre dann das Motiv für die Morde an der Verwandtschaft der Marquise gewesen und nicht zu vergessen der unbekanntem Zahl an Armen und Hospitalisiereten?«

Allmählich wuchs mein Mißmut. Nina hatte während der ganzen Zeit in der Übung keinen Anlaß geliefert, jetzt einem peinlichen Verhör unterzogen zu werden; und ihr Referat war auch nicht schlechter als die der anderen gewesen. Zeit, die mir qua Amt verliehene Autorität zu verwenden.

»Was, Frau Lírio,«, fragte ich mit unverholener Herablassung, »halten Sie für das Motiv?«

»Fortschritt.«

Was die ganze Zeit im Hintergrund als Verheißung lauerte, brach jetzt hervor als Woge animalischer Lust und überflutete meine Sinne. Glücklicherweise stand meine

nächste Frage bereits im Artikulationszentrum bereit, das nicht direkt betroffen war.

»Können Sie das exemplifizieren?«

»Wußten Sie, daß das Gift mit damaligen Mitteln nicht nachweisbar war? Oder bestimmbar?«, gurrte sie.

»—«

»Man einigte sich auf eine Arsenicum-Verbindung, nannte es später ›Eau admirable‹, weil es genauso gut aus Vitriolum- oder Mercurium- oder Opium-Verbindungen bestehen konnte. Vielleicht war es sogar Bufotenin, eher unter dem unappetitlichen Namen ›Krötenfett‹ bekannt. Wer weiß?«

Wieder das wölfische Grinsen. Ich sollte mir in nächster Zeit etwas einfallen lassen, aber gegen ihre Ausstrahlung war ich machtlos. Ich wandte meinen Blick ab und starrte stattdessen ungewollt der Studentin direkt mir gegenüber in die blaßgrauen Augen. Ein Satz wie ein kühlender Windhauch zog durch das glühende Hirngewölbe: »Ce n'est pas ma faute.«

»Oder es hätte Alraune, Weißer Stechapfel, Schwarzes Bilsenkraut, Meerträubel sein können, möglicherweise eine Mischung von allem oder nichts davon. Schwarze Milch von der verbotenen Frucht.«

Ce n'est pas ma faute.

»Und was hat das alles mit dem Motiv zu tun. Abgesehen von dem eigentlichen Thema der Darstellung der Frau.«

Ein schwacher Versuch, Kontrolle zurückzugewinnen – das wußte ich, Isabel und Nina wußten es, und der Rest, der plötzlich eine bisher schmerzlich vermißte Aufmerksamkeit zur Schau stellte, wußte es auch. Wie lange noch?

»Wie erklären Sie sich die Testreihen, die die Marquise durchführte? Nicht jedes ihrer Opfer starb. Glauben Sie wirklich, sie mußte erst prüfen, ob Gift giftig war?«

Ce n'est pas ma faute.

Sie sah mich herausfordernd an. Ich zuckte mit den Schultern.

»Wäre ihrer Absicht nicht besser gedient gewesen, wenn ihre Opfer ohne großes Aufsehen zu erregen verschieden wären? Wem war daran gelegen, die Wirkung des ›Eau admirable‹ zu beobachten, ohne sich darum zu kümmern, ob es seinen vorgeblichen Zweck erfüllte? Vielleicht sollte man bei Gelegenheit darüber nachdenken.«

Aus dem letzten Satz träufelte Arroganz wie Vitriolöl. Die Stunde war vorbei, die mitfühlenden Blicke der anderen Studenten wären unerträglich gewesen, wenn ich mich nicht erleichtert und in gewisser Weise stolz gefühlt hätte, daß ich dieser *liaison dangereux* gerade noch entkommen war.

*Art thou the ghost, my friend,
Dreaming dreams no mortal ever dreamt before
– Am I dreamed by you, who knows?*

Arroganz verleidet zu Übermut, der sich auch schnell als Blödheit manifestieren konnte. Vielleicht sollte ich bei Gelegenheit wirklich darüber nachdenken; etwa, wo ich schon von schwarzer Milch und verbotenen Früchten gelesen hatte.

Im selben Moment, wo ich mir selbst auf die Schulter klopfte, weil ich die Anspielung erkannt hatte, wurde mir bewußt, daß sie mich gefunden hatten. Das hatte nicht passieren sollen. Das hätte nicht passieren dürfen. Möglicherweise war es ein Zufall, aber wenn sich inzwischen eine Erkenntnis bei mir eingebrannt hatte, dann die, daß es keine Zufälle gab. Nicht für mich, nicht in diesem Spiel. Was war schiefgelaufen? War der Bettler nicht so mächtig, wie ich dachte? Immerhin hatte er die Möglichkeit angedeutet, daß meine Wiederkehr Aufmerksamkeit erregen könnte. *Eine* Rückreise. Ich hatte es aber beim ersten Mal ruiniert. Es gab offensichtlich keinen Plan, der so narrensicher war, daß nicht ein noch größerer Narr ihn zunichte machen konnte. Das spielte jetzt aber keine Rolle mehr; ich mußte meine Aufgabe erledigen und dann weitersehen. Aber wohin weitersehen? Ich hatte mir bisher keine Gedanken darüber gemacht, was passieren würde, sollte ich Erfolg haben. Bisweilen war meine Einstellung nicht mehr nur harmlos naiv, sondern treudoof. Aber hätte ich eine Antwort erhalten? Wahrscheinlich nicht; da blieb ich doch lieber naiv und beschränkte die Produktion von Streßhormonen. Meinem Blutdruck schadete das auch nicht. Wie waren eigentlich die ACE-Hemmer und Diuretika in meinen Badezimmerschrank gelangt? Vielleicht sollte ich mir weniger Gedanken über göttliche Mächte

und Raumparadoxien machen als über solche Dinge, wie ich an ein Folgerezept kam. Wobei ich da eine Vermutung hatte. Viele Dinge der täglichen Routine hatten sich einfach so ergeben, Geld, Einkaufsgelegenheit, Haushalt, Ortskenntnisse, Verkehrsverbindungen, die nächsten Lieferdienste für Sushi oder Pasta, Infrastruktur im allgemeinen, eben alle Dinge, über die man sich keine Gedanken machte, wenn man in sie buchstäblich hineinwuchs. Andere Dinge hatten sich auch *einfach so ergeben*, solche, in die man nicht hineinwuchs, die nicht zur allgemeinen Routine gehörten, Persönliches wie die Einrichtung der Wohnung und der Inhalt des Kühlschranks – oder das Vorhandensein der Medikamente. Andere nicht.

Eines von diesen persönlichen Dingen der zweiten Art war Frederic, den ich in den neun Wochen, die ich bereits hier war, nicht erreichen konnte. Angesichts seiner Schlüsselrolle hatte ich erwartet, daß die Kontaktaufnahme am wenigstens problematisch wäre, wo mir fast alles andere auf dem Präsentierteller dargeboten wurde. Aber: nichts. Frederic wohnte nicht da, wo er gewohnt hatte – das hatte er mit mir gemeinsam; es gab keinen Eintrag von ihm im Telefonbuch und im Internet – was mich ebenfalls nicht wunderte; die Umschläge mit den Gedichten, die er mir geschickt hatte, waren alle entsorgt (mein früheres Ich war da zielstrebig) und wären ohnehin wenig hilfreich gewesen, weil ein Ergebnis seiner Paranoia war, daß er grundsätzlich auf die Angabe seiner Adresse verzichtete ... mir wurde erstmals deutlich bewußt, wie wenig ich über ihn gewußt hatte. Ein einziger Umzug konnte aus einem Bekannten einen Unbekannten machen. Eigentlich konnte ich nicht einmal mit Gewißheit sagen, ob er überhaupt noch existierte oder aber unter einem anderen Namen, wobei die Namen anscheinend bisher gleichgeblieben waren (außer den von Nina kannte ich aber keinen wei-

teren). Immerhin würde sich das in nächster Zeit klären, denn wenn ich richtig gerechnet hatte, dann sollte ich übernächste Woche den üblichen Brief von Frederic erhalten – vorausgesetzt, ich gab immer noch die Zeitschrift heraus.

Ich sollte mich unbedingt in aller Ruhe hinsetzen und versuchen, etwas gegen das Durcheinander in meinem Kopf zu unternehmen. Zum Beispiel ein paar Wodka Tonic trinken. Was hatte ich noch alles nicht berücksichtigt? Die Post, die ich in den vergangenen Wochen erhalten hatte, lag säuberlich auf einem Stapel, als sei ich ein Nachbar, der sie bis zur Rückkehr des eigentlichen Empfängers aufbewahrte und dabei selbstverständlich Diskretion wahrte. Aber ich war eben kein Anderer, sondern ein Ich mit großen Bedenken, ob es jemals mit seinen Identitätsproblemen zurechtkäme.

Ich suchte mein Belegexemplar der letzten Ausgabe, die vor sieben Wochen erschienen war, fand es – also war ich noch Herausgeber – und blätterte es rasch durch. Zumindest vor sieben oder präziser elf Wochen weilte Frederic noch unter uns. Irritierend war dagegen, daß ich das Gedicht, über dem sein Name stand, nicht kannte; ich mir nicht einmal sicher war, ob Frederic es geschrieben hatte. Es war – *anders*, und zugleich doch wieder er.

Ich hoffte, daß Frederic wenigstens in Hinsicht auf Rag-Dev derjenige war, den ich gekannt hatte oder kennen würde. Ansonsten wäre meine Mission bereits gescheitert, und ich müßte angesichts der sich abzeichnenden Entwicklungen schon einmal einen neuen Strick oder Draht besorgen. Denn ich konnte nicht wie zu Hochzeiten Wasser in Wein verwandeln, weil Jesus plötzlich Temperenzler geworden war. Ich mußte das Gedicht erneut lesen.

Rudel

Schmiedeeiserner Zaun, von Dornen
umschlungen, überwacht, das verzogene
Tor knarrt im auffrischenden Wind,
rostig un gelenk die Scharniere.

Ein altes Anwesen,
da, in dessen Garten,
ein Baum, älter noch,
vielleicht tot, vielleicht lebend -
als Geschenk verpackt mit Efeu,
zwischen dessen Ranken
verlassene Spinnennetze
im Morgentau glitzern.

In einer Ecke, übereinander gestürzt,
liegen dorische Säulen,
Moos bewachsen; nicht mehr
als neoklassische Anwandlungen
des Nordens.

Ein kleines Mäuerchen, dreiviertel
zerfallen, an dessen Sinn
niemand sich erinnern mag.

Verwelktes Gras, Narben auf dem Boden,
Ein Teich, spärlich bedeckt von Seerosen,
unter denen Algen grün leuchteten.

Wann, erzähle mir, erfüllte
Kinderlachen die sommerliche Luft,
schlugen unerfahrene Mädchen Räder,
stürzten unwissende Jungen
einem Ball hinterher,
wartete frischgepreßter Lemon Squash
auf trockene Münder?

Wann saßen in ihren Sommerkleidern
aus mit Blüten bedrucktem Kattun,
mit Strohhüten, seidengebunden,
Mütter im Schatten der Bäume,

die Spitzenschirme achtlos
beiseite gelegt. Betrachteten wohlgefällig
die spielenden Kinder.

Wann suchten Männer mit Croquet
die lange Zeit verstreichen zu lassen;
die Jüngeren mehr auf Haltung achtend
als das Spiel, zum Entzücken
unberührter Töchter.
Uhren standen still, Bienen summten schwach,
weiße Schleierwolken starteten unbewegt.

Dämmerung kündigte sich an,
kühle Frische verdrängte schwüle Wärme.
Schnell herbeigebrachte Kerzen
hielten Dunkelheit nicht ab.
Eben war der Himmel
wie weiße Fischbäuche,
die die Oberfläche des Teiches schmückten;

wer kann sich entscheiden,
ob Nacht grau werden soll
oder ein fahler Mond durch zerrissene
Wolkenfetzen scheinen.

Von weit draußen über stoppeligen
Feldern das müde Streichen einer Fiedel,
begleitet vom Krächzen der Raben.
Gedanken und Erinnerung.

Ein letztes Funkeln, ein letztes Glitzern
erlischt. Der letzte Schein
straft sie alle Lügen.
Ouroboros öffnet sein Maul,
zwinkert der Midgardschlange zu.

Mjölfnir schmilzt im Schatten,
Gleipnir rostet. Ketten fallen. Hephaitos
ist Erinnerung, Prometheus verschmolzen
mit dem Stein. Kerberos heult.

Hades bittet Hel zum Tanz.
Sterne verlöschen, Schwärze sinkt herab.
Das Wolfsrudel kommt.
Ragnarök.

Mehr als fünf Prozent des verfügbaren Platzes für *ein* Gedicht. Immerhin schien sich Frederic noch mit dem gleichen Themenkomplex zu beschäftigen, und ich überlegte, ob das jenes Gedicht sein könnte, mit dem Rag-Dev aktiviert wurde. Immerhin kam hier »Ragnarök« vor, und es konnte durchaus sein, daß Frederic mit dem Team-Witzbold, der angeblich den Begriff eingeführt hatte, sich selbst gemeint hatte.

Wirklich überzeugt davon war ich nicht, aber wenigstens stand ich am Ende aller Tage, wenn ich dem Bettler gegenübertrat, nicht ganz mit leeren Händen da. Es wäre hilfreich gewesen, wenn ich eine Bestätigung hätte erhalten können, aber erneut hatte ich eine Art Antwort auf Fragen bekommen, die ich überhaupt nicht gestellt hatte; zur Abwechslung wäre es eine erhebliche Erleichterung meiner Aufgabe, wenn ich von irgendwoher einmal, wenigstens nur einmal, eine Antwort bekäme, die mir unmittelbar und eindeutig hülfe. So konnte es sein, daß das Gedicht nur zufällig Bezug auf die anderen Dinge nahm oder aber der Schlüssel war; so konnte es sein, daß Frederic noch soweit der alte war, daß er auf mich hörte oder eben auch nicht; so konnte es sein, daß die nächsten Tage wieder die schon bekannte Hölle über mich hereinbräche oder ich einfach nur paranoid war.

Letztlich war es nur ein weiterer Stein in der Kette verpaßter Möglichkeiten, um nicht das böse Wort von der ›vernichtenden Niederlage‹ zu verwenden. Auch diese Kette war von Zwergen geschmiedet: man konnte ihr beliebig viele weitere unterschiedliche Elemente hinzufügen. Lange betrachtete ich nicht euphorisch, eher gleich-

mütig, wie sich Strassstein an Strassstein reihte, manchmal unterbrochen von einem Edelstein, häufiger einem Kiesel, aber seit einiger Zeit waren es nur mehr harte Kugeln, die ein wenig göttlicher Skarabäus produzierte.

Wann war ich das letzte Mal der zivilisatorisch fortschrittlichsten Tätigkeit nachgegangen, dem Müßiggang – wobei nur ein Beckmesser in seiner Unwissenheit anmerken könnte, ›Müßiggang‹ sei keine Tätigkeit, weil er nicht die geringste Vorstellung von dem Aufwand hatte, keinen Aufwand zu betreiben. Wenn ich jetzt noch genau zweieinhalb Minuten wartete ...

物をのみ思ひしほどに儂くて淺ぢが末に世はな
りにけり

Die vorletzte Referentin, die die Übung bisher durch dynamisches Schweigen bereichert hatte, sprach mich vor ihrem Referat an, als sollten es die anderen nicht bemerken, was ohnedies unwahrscheinlich war. Sie sprach so leise, kein Flüstern, eher ein Hauchen, daß ich sie kaum verstand. Ah, es kann sprechen. Meine Laune war immer noch miserabel. Mit der Gewißheit, daß der (?) Frederic unter seinem Namen weiterhin existierte, hatte ich einen Privatdetektiv beauftragt, der aber bisher nur feststellen konnte, daß auch beim Meldeamt mit dem scheinbaren Beginn einer Pandemie die Mitarbeiter ins Home Office geflüchtet waren und bisher nicht wieder aufgefunden werden konnten; Berlin war schlagartig überall, und ich dachte grimmig an die Ergebnisse, als Medien und Politik einmal zu viel nichts aus Aesops bekannter Fabel gelernt hatten und die Wölfe wirklich kamen. So aber kündigte sich eine weitere Dungkugel an, und mir gingen die Optionen aus. Wenn es nur eine andere Möglichkeit ...

»Hallo?«

Die Studentin sah mich mit großen Augen an, und ich kam mir vor wie K. bei Bürgel. Als habe sie meine Gedanken gelesen sagte sie:

»Aber merken Sie auf, es ergeben sich dann doch wieder manchmal Gelegenheiten, die mit der Gesamtlage fast nicht übereinstimmen.«

»Gelegenheiten bei welchen durch ein Wort, durch einen Blick, durch ein Zeichen des Vertrauens mehr erreicht werden kann, als durch lebenslange, auszehrende Bemühungen«», ergänzte etwas in meinen Gedanken.

»Entschuldigen Sie, ich war abgelenkt.«

«Zu der letzten Sitzung fiel mir ein, daß man darüber

nachdenken könnte, was das Ergebnis der sich anschließenden *affaire des poisons* war.«

Ihr schüchternes, fast unsicheres Lächeln hatte mich schon beinahe überzeugt, daß ich – obgleich sie ein ähnliches Ansinnen wie schon Isabel formulierte – etwas Wichtiges übersehen hatte, aber bevor ich etwas entgegen konnte, hatte sie sich leichtfüßig umgedreht und war in den Seminarraum entwischt. Und neue Fragen.

Das Referat verlief in den üblichen Bahnen, und ich sah die Gelegenheit (nun, da sich die Horde der Feiertage, bei der sich nicht nur Nationalsozialisten entblödet hatten, zu den kirchlichen Gedenktagen auch noch einen geringfügig anders religiösen beizugesellen, aufgelöst hatte – jemand hatte sogar am Tag nach Fronleichnam gefehlt), um auf die Bedingtheit, wenn nicht Beschränktheit der bislang vorgetragenen Motive und ihrer Begründungen hinzuweisen. Ohne allerdings eine ebenso eindimensionale Erklärung anbieten zu wollen; denken sollten sie schon selbst, eine Haltung bekamen sie an jeder Ecke im Internet oder auf dem öffentlichen Medienstrich hinterhergeworfen.

Allerdings meinte es das kleine Schicksal gut mit mir und setzte mich nicht der Gefahr aus, mich wegen meiner intendierten Anmutung des *sapere aude* unbeliebter als ohnehin zu machen. Ein anderes Thema trat in den Vordergrund.

Je weiter das Geschehen im Dunst der Geschichte verschwand, desto unklarer war, ob es so abgelaufen war wie überliefert oder ob es überhaupt stattgefunden hatte; erst recht, wenn schon in der Vergangenheit jeder Berichtende nicht nur von der persönlichen Wahrnehmungsdimension beeinflusst war, sondern ihm daran lag, ein bestimmtes Bild entstehen zu lassen.

In dem früher behandelten, später stattgefundenen Fall ›Elisabeth Wiese‹ war die Tendenz offensichtlich – die Beschreibung bei dem Gerichtsreporter Friedländer:

Sie hatte ein speckgelbes Gesicht, eingefallene Wangen, eine lange Habichtsnase und kleine stechende Augen. Sie machte ganz den Eindruck einer ›Hexe‹, mit der man Kinder graulich machen konnte.

entsprach nicht ganz dem Ideal einer Justitia mit Augenbinde, aber die beiden darauffolgenden Sätze:

Den Vorsitz des Gerichtshofes führte Landrichter Dr. Crasemann. Die Anklage vertrat Staatsanwalt Dr. Hollender, die Verteidigung als Officialverteidiger führte Rechtsanwalt Dr. Bleckwedel, Hamburg.

deuteten auf eine gewisse Sachlichkeit hin, wengleich dem Plädoyer des Staatsanwaltes fünfmal so viel Raum eingeräumt wurde wie dem des Verteidigers. Immerhin kamen in der Darstellung der Verhandlung – was etwas anderes als das Protokoll ist – beide Seiten, darunter die Täterin sogar einigermaßen ausführlich, zu Wort.

Ein anderer Fall war der von Mary Ann Cotton, wo neuere Analysen darauf hinwiesen, daß möglicherweise überhaupt keine Morde verübt wurden, sondern die vermeintlichen Opfer an nicht im strafrechtlichen Sinn kriminellen Umständen wie Umweltbedingungen und auch ärztlichen Kunstfehlern gestorben waren. Immerhin hatte sich die Justiz in diesem Fall um ein korrektes Verfahren bemüht, wengleich der Übermut der Ämter und die Bequemlichkeit der Juristen zu Nachlässigkeit und Versäumnissen geführt hatten. Die nach Sensationen gierende Darstellung orientierte sich indes ausschließlich an der offiziellen Version, die eigentlich als offiziöse hätte bezeichnet werden müssen. (Das ging so weit, daß ausführ-

lich geschildert wurde, wie die üblicherweise rasche Exekution durch Hängen mangels Genickbruch scheiterte, so daß Cotton »strangled like a rabid dog, with no dignity even in death« wurde – was mich an eine unwillkommene zukünftige Erfahrung erinnerte.)

Soweit sinngemäß die einleitenden Ausführungen von Elaine Winter – ich erlaubte mir die Freiheit, zum Ende des Semesters die Namen der Teilnehmer zu kennen, oder anders ausgedrückt: ich war zu bequem, sie systematisch auswendig zu lernen, denn nach einem Semester waren sie meistens verschwunden, als hätten sie nie existiert. Wenigstens war das in meiner anderen Vergangenheit so gewesen. Und obgleich die meisten der übrigen Teilnehmer sich weiterhin durch Teilnahmslosigkeit auszeichneten, bemerkte nicht nur ich das erheblich höhere Niveau der Ausführungen. Und sah dabei meine zentrale Pointe des vernachlässigbaren Einflusses von Status und Geschlecht, mit der ich abschließend reüssieren wollte, im Ordner »Bereits erwähnt« verschwinden.

Elisabeth Báthory war Mitglied des Hochadels mit allen Attributen, die das Ideal des Adels auszeichneten: Macht, Reichtum, Bildung; und war damit – vom Standpunkt einer Einteilung des Menschen nach Klassen gesehen – nahezu maximal weit entfernt von den bislang behandelten Mörderinnen aus dem neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, selbst noch von der Marquise de Brinvilliers, worauf die Referentin mit Nachdruck hinwies. Status abgehakt. Zudem nahm sie die Stellung des Familienoberhauptes ein, was zu Beginn des 17. Jahrhunderts eher ungewöhnlich war. Geschlecht abgehakt.

Und dann wurde es seltsam.

Die zunächst von einem Jesuiten in die Welt gesetzte Legende von der im Blut junger Mädchen badenden Báthory, die dann mit weiteren Ausschmückungen Grund-

lage für die fortdauernde Wirkungsgeschichte, besonders in der populären Kultur, war, lies sich mit Blick auf die originalen Zeugenaussagen, die 1817 erschienen, leicht entkräften. Wenn das Motiv nur Eitelkeit und die Angst vor dem Verlust von Attraktivität war und als Gegenmittel in Prä-Botox-Zeiten das Blut junger oder jungfräulicher Mädchen angesehen wurde, dann wäre es ausreichend gewesen, die Lieferantinnen der Badeessenz ewiger Jugend schlicht ausbluten zu lassen. Die in den Zeugenaussagen geschilderten Folterungen, die sich auf einer Ebene mit denen aus des Marquis »120 Tagen« befinden, waren zu diesem Zweck überflüssig, mußten also eine andere Intention verfolgen. Das naheliegende Motiv des sexuellen Sadismus schied laut Referentin aus, wenigstens seien sexuelle Praktiken nicht in den Zeugenaussagen erwähnt. Die Nacktheit der Mädchen, schloß ich, diente nur als weiterer Ausdruck des Willens zur Erniedrigung. Daß damit ein Machtmotiv verknüpft war, verstand sich von selbst, allerdings war die Machtgier schon weitgehend durch die Stellung der Gräfin befriedigt. Übrig blieb am Ende kein Motiv.

Inzwischen waren alle mehr oder weniger wach, eine gewisse Unruhe, ein Gefühl von Beklommenheit breitete sich in dem Raum aus. Mir war entgangen, daß mich Nina fixierte, als erwarte sie, daß ich etwas in meiner Funktion als Rudelführer sagte oder tat, um die beunruhigenden Schatten zu vertreiben. Übrig blieb am Ende kein Motiv.

Aber es war nicht ich, der etwas sagte. Sondern Isabel.
»Ich bin mir sicher, sie hatte ein Motiv.«

Alle starrten sie an und warteten auf eine erläuternde Fortsetzung, aber Isabel schmunzelte vor sich hin, als habe sie gerade einen pikant-amüsanten Einfall gehabt.

Mir wurde übel, aber Elaine setzte unbeeindruckt ihr Referat fort, mit dem Hinweis darauf, daß es sich auch

völlig anders verhalten könne und es neuere Interpretationen gäbe, die den angeblichen Fakt von Báthory als Serienmörderin verwarfen und eine politische Intrige hinter den Anschuldigungen sahen, bei der auch die Religion wie in allen Fällen politischer Intrigen dieser Zeit eine, wenn nicht die Hauptrolle spielte.

Isabel hob zu einer Entgegnung an, aber Elaine unterbrach ihren Anlauf mit einer barschen Geste. Die Pupillen von Isabel verzogen sich zu vertikalen Schlitzern; sie war entgegen meiner Annahme weniger Lupus als Felidae.

»Zwar gab es tote Frauen und Mädchen, aber es war durchaus möglich, daß sie nur das Ergebnis des üblichen Umgangs von Adeligen mit niederem Gesinde waren.«

Ich weiß nicht, ob jeder Anwesende verstand, daß Elaine den *Advocatus diaboli* gab, jene Elaine, die wochenlang keinen Ton herausgebracht hatte und jetzt nicht nur mit stupendem Wissen, sondern auch entsprechendem Selbstbewußtsein auftrumpfte.

»Und ohne die politische Konstellation die angeblichen Taten Báthorys nicht nur vergessen, sondern überhaupt nicht beachtet worden wären.«

Mit einem innerlichen Grinsen betrachtete ich Isabel: es konnte nur noch wenige Augenblicke dauern, bis sie wie ein Teekessel zu pfeifen anfinge.

»Dafür sprechen auch die einzigen, nicht durch Spekulation und Überspanntheit verfälschten Aufzeichnungen der Zeugen. So bekundete unter Eid eine Susanna, ›gehört zu haben, daß Jakob Szilvásy in einem Kasten der gefangenen Frau das Verzeichniß der umgebrachten Mädchen vorgefunden habe, deren Anzahl sich auf sechs hundert und fünfzig erstreckte, welche Anzahl die Wittfrau Nádasdy mit eigener Hand unterzeichnet hat.« Bürokratische Zustände wie bei der Deportation der Juden in Konzentrationslager. Und das am Anfang des 17. Jahrhunderts.«

Als Zynismus getarnte Wut, die sich kaum verbergen ließ. Alle außer mir sahen Elaine an. Sie machte eine kurze Pause.

»Und die zwölfte aus dem Kreis der Zeuginnen versicherte, ebenfalls unter Eid: ›In der Zauberei und Vergiftungskunst sey die Frau Nádasdy sehr bewandert, welches aus vielen angeführten Beispielen erhellet, insonderheit daraus, daß sie durch Zauberei und Giftmischerei dem Leben Sr. königl. Majestät, und des Herrn Palatins, wie auch des Emerich Megyeri und Anderer nachstellte, indem sie gewisse Verwünschungsformeln hermurmelte.‹ Na, wenn Zauberei im Spiel war, dann erklärt das natürlich, warum es einmal 37 Opfer waren, mal ›funfzig oder drüber‹, ›ohngefähr 36‹, ›es fünfzig seyn können‹, vielleicht aber ›über dreißig Mädchen‹ oder waren es eher ›über achtzig‹; die sechshundertfünfzig hatte ich bereits zitiert ... da möchte man doch nur noch mit einem Fazit aus den Zeugenbefragungen schließen: ›Die Anzahl der Ermordeten weiß sie [man?] nicht, aber umgebracht hat sie genug.‹«

Schweigen. War jemandem aufgefallen, daß Elaine kein einziges Mal in ihr Manuskript geblickt hatte? Ich überlegte, die Stunde zu beenden, denn auch wenn die anderen Studenten nicht das sahen, was ich sah, war ihnen die Situation so unangenehm, daß sie nervös auf ihren Stühlen herumrutschten.

»Sie hat sie alle zu Tode gefoltert.«

Bei dem keinen Widerspruch duldenden Tonfall Isabels duckten wir uns alle unwillkürlich – außer Elaine, die mit aufreizender Entspantheit bloß sagte: »Ich weiß.«

Als ich wieder in meiner Wohnung war, fühlte ich mich immer noch wie ein Soufflé, bei dem die Ofentür zu früh geöffnet wurde.

Ich ließ mich auf mein Sofa fallen und beobachtete die Wand, als sei sie die einzige Realität und müsse deswegen jetzt Risse zeigen. Bisher war das einzige Ergebnis meines Ausflugs in die Vergangenheit, daß ich mehr Fragen hatte, aber zugleich beschlich mich trotz neuer Unklarheiten ein durch nichts begründetes Gefühl, die weitere Kumulation von Fragen ergäbe schließlich eine Antwort. Irgendwann. Heute nicht. Und wenn jemand sich für den nächsten Freitag einen Feiertag, ›Tag des Nichtwissens‹ oder ›Nationaler Tag schmelzender Petersilie‹ oder ›Tag der nicht-binären perfekten Nullen‹, einfallen lassen könnte, wäre ich allzu bereit, auf einen oder zwei derjenigen Feiertage zu verzichten, die sich um den Leichnam Jesu drehen.

Als ich wieder in meiner Wohnung war, fühlte er sich immer noch wie ein Soufflé, bei dem die Ofentür zu früh geöffnet wurde.

Er ließ sich auf mein Sofa fallen und bemerkte, wie er immer weiter in dem Sitzpolster versank, bis er schließlich nicht durch Risse, sondern durch die Lücken im Gewebe fiel. Unter ihm war Kopfsteinpflaster, mit Abfall übersät, so nahe, daß durch die Lücken der rauhen Bretter Wegerich, Löwenzahn und anderes Kraut zwischen den Steinen zu sehen war, das verzweifelt klammernd die Möglichkeit einer kargen Existenz bezeugte. Meine eisenbeschlagenen Holzräder klackerten über das Pflaster. Ein Mann in verschlissenen Lumpen, die früher einmal Kleidung gewesen waren, zog mich unverdrossen die enge Gasse entlang. In das Läuten der Kirchenglocken mischte sich das helle Klingen seiner Handglocke. »Bringt eure Toten heraus.« Einzelne staubige Fenster wurden geöffnet und Pestmasken auf die Straße geworfen, die der Mann einsammelte und achtlos mir überließ. Langsam kroch die Dämmerung bis zu den Fenstern im ersten Stock, und wir verließen die Stadt, zogen die staubige Landstraße entlang,

über der kalte Sterne Mann und Handwagen nicht beachteten. Am Straßenrand wuchsen Vogelscheuchen, und wenn dem Mann eine besonders gefiel, wenigstens konnte man sich einen anderen Grund nicht vorstellen, zog er ihr eine der Masken an. Dann lachte er sein keckerndes Lachen und spuckte in den Staub. Auf der entgegengesetzten Straßenseite fing der gewachste Mantel einer der Strohmänner Feuer, das sich schnell verbreitete. Wenn er eine Maske trug, zerlief sie und von tief drinnen konnte man das Heulen eines fabelhaften Wasserhundes mehr erahnen als hören.

Shaykh al-Bahr

Sie waren wieder da, alle und alles war wieder da. Die Träume, die Fragen, die Anderen, aber was man mir genommen hatte, waren Nina, Frederic und ja, auch der Bettler. Um verzweifelt zu sein, war die Leere in mir zu umfassend; und die ausbleibenden Fortschritte bei meiner Aufgabe kümmerten mich wenig, weil ich nicht länger das Konzept von ›Fortschritt‹ verstand. Ich erinnerte mich nicht einmal mehr, was an der Aufgabe so wichtig sein sollte, bevor ich sie selbst vergaß. Das alles betraf mich nicht, ich konnte mich umdrehen und weggehen, immer weiter gehen, bis ich nicht mehr könnte; mich dann an den Straßenrand setzen und leidenschaftslos registrieren, wenn meine Existenz wie Knochenmehl durch die Enge des Stundenglases rieselte. Irgendwann bräche das Glas, lange, nachdem ich vergessen war, und meine abgemessene Zeit vermischte sich mit dem Staub der Straße, bis beides weggewaschen war von einem Regen, der nie mehr endete.

Ich holte mir in der Küche ein Glas schwarzen Johannisbeersafts und setzte mich an die gleiche Stelle auf dem Sofa, auf der ich die ganze Nacht verbracht hatte. Oder wenigstens nahm ich an, daß es die ganze Nacht gewesen war. Irgendetwas stimmte nicht. Aber wach war ich.

Unentschlossen trank ich einen kleinen Schluck. Einige Zeit später einen weiteren. *Irgendetwas stimmte nicht.* Vielleicht war der Saft schlecht, ich sollte mir etwas anderes holen, aber das Glas war bereits leer. Und ein Wimpernklimpern später so voll, daß ich es mit großer Vorsicht auf dem Tisch abstellen mußte, um nichts zu verschütten. Ich war wach!

Der Fernseher schaltete sich selbständig ein, vielleicht hatte ich auch die Fernbedienung unabsichtlich betätigt. Ich wollte jetzt nicht fernsehen, aber ich war zu schwach,

um den Ausschaltknopf zu drücken. Als wäre ich eine in die Sofaecke geklatschte Kelle Rahmspinat. Das Atmen fiel mir immer schwerer. Bewegungslos stierte ich auf den Bildschirm, auf dem tatsächlich ein zweifarbiger Titel erschien, was mich unter anderen Umständen erstaunt hätte, aber ich war zu erschöpft für Überraschungen. Auf einem Hintergrund aus blaßgelben, gezeichneten Arabesken stand »Die Abenteuer des Prinzen Achmed«. Das Bild verschwamm kurzzeitig und unvermittelt war es eine Karte mit grünen Arabesken und dem Titel »Die Abenteuer des Lastträgers Sindbad«. Das Grün paßt besser, dachte etwas in mir, als auf die nächste Karte übergeblendet wurde, wo ich mühsam las: »Ein Silhouetten Film von Jasmin Lï«. Bunte Formen, blau, orange, hellgrün, gelb, pulsierten, wuchsen und wandelten ihre Form wie im psychedelischen Vorspann eines älteren Bond-Filmes und breiteten sich dann in meinem Kopf aus, wo sie träge wie in einer Lavalampe umher drifteten. Eine Weile schwamm ich mit ihnen, als ein Stechen in meiner Brust mich aus dem trancegleichen Zustand riß. Aber anstatt aufzuspringen, fläzte ich mich weiter auf dem Sofa und sah den animierten Scherenschnitten zu. Ein gewaltiger Vogel schwebte zwischen einem Schiff und der Sonne. Ein zweiter kam hinzu. Hektisch umkreisten sie das Schiff. Ein Zwischentitel las sich: »Haltet aufs Meer hinaus.« Tauen wurden gekappt, das Schiff segelte aufs Meer. Die Vögel kamen wieder und ließen riesige Steine auf das Schiff fallen. Dann rutschte es unten aus dem Bild, und eine gewaltige Woge warf den – wahrscheinlich – Titelhelden an eine Küste. Das Land oder die Insel war ein Paradies mit Bäumen voller Früchten und Vögel, die in gerader Linie über den Himmel gezogen wurden. Sindbad traf einen alten Mann, der neben einem Brunnen saß. »O mein Oheim, weshalb sitztest du hier?« Der Alte wedelte mit seinen unheimlichen

Händen, was aber auch den Scherenschnitten geschuldet sein mochte, wo alle Finger lang waren und spitz zuliefen.

Mein Herz schlug heftiger als wolle es durch den Brustkorb brechen, aber ein steinernes Gewicht drückte meine Brust nieder. »Nimm mich auf deine Schultern und trage mich auf die andere Seite der Wasserrinne.« Der Lastträger packte den alten Mann und trug ihn zu dem gewünschten Ort. »Steig langsam herab.« Aber der alte Mann stieg nicht ab, sondern klammert seine Beine, die jetzt eher aussehen wie die eines Orang-Utans, nur fester um den Oberkörper Sindbads, der sich vergeblich gegen den *Aufhocker* wehrt. Ich bekomme kaum noch Luft. Der Alte tritt seinen Lastesel und treibt ihn über die Insel zu den Bäumen mit den Früchten. Der Druck wird immer stärker. Kalter Schweiß auf meiner glühenden Haut läßt mich frösteln, während Sindbad unter seiner Last schwitzt. Der Alte hockt auf meiner Brust. Sind die dunklen Flecken Schäden des alten Filmmaterials oder sind sie nur in meinen Augen? Ich könnte das prüfen, indem ich an die weiße Wand blicke, aber meine Lider fallen zu und ich spüre das Pulsieren meines Blutes, die Pausen, die Doppelschläge. Unregelmäßigkeit immer schneller aufeinanderfolgend. Und ich glaube zu hören, wie Sindbad aus dem Fernsehgerät zu mir spricht: »Und immer wieder flehte ich zum Höchsten, daß ich sterben dürfte, so übermannten mich Müdigkeit und Elend.« Es klingelt in meinen Ohren. Es klingelt wieder und wieder. Es klingelt an meiner Tür. Ich versuche aufzustehen, aber es gelingt mir nicht einmal, etwas zu sagen. Nur ein Röcheln kommt aus meiner Kehle.

Die Tür öffnet sich, und ich stelle verwundert fest, daß ich den Türgriff in der Hand halte. Vor mir steht auf Höhe meines Gesichtes Tinker Bell.

»W st dr mschlg?«

Ich betrachte die musselinartigen Flügel und wundere mich, daß man damit fliegen kann.

»Hr Hrbst. DORAIN. Wo ist der Umschlag?«

Und schon ist die kleine Fee an mir vorbeigeschwebt. Was sucht sie in dem Stapel mit der Post auf der Kommode? Und woher hat sie diesen schwarzen Umschlag, den hatte sie eben aber noch nicht.

»Ich brauche einen Behälter aus Metall, eine Kaffeedose, Keksdose, irgendetwas.«

»Butserdose.«

»Wo?«

Aber während ich noch überlege, ist sie bereits am Kühlschrank, schiebt mit ihren Fingern das knapp halb verbrauchte Butterstück in die Spüle und legt einen kleinen Gegenstand auf das Unterteil der Butterdose, stülpt den Deckel darüber und –

ich kann atmen. Noch ist es ungewohnt, aber es wurde schnell besser, ebenso wie der Druck auf der Brust rasch nachließ. Ich war noch etwas wackelig auf den Beinen, aber Elaine stützte mich die paar Schritte bis zum Sofa.

»Gleich wird der Rettungsdienst kommen. Ich werde unten so lange warten, aber Sie sollten zunächst außer Gefahr sein, wenn ich das«, sie hob die Butterdose hoch, »mitnehme.«

»Was?«

»Eine *of*. Wahrscheinlich *misery of weight* oder *weight of misery*, *miseriae ponduso*.«

Und leise, mehr zu sich selbst, als sie sich umdrehte.

»Wenn sie schon an die *ofs* kommt ...«

Ich weiß nicht, wie lange ich auf den Bildschirm sah, der jetzt nichts als ein monochromatisches Orientblau anzeigte. Irgendwann kamen zwei freundliche Sanitäter und nahmen mich mit.

Im Krankenhaus war ich – mal wieder – an einen umfassenden Überwachungsmonitor angeschlossen, und ich vertrieb mir die Zeit damit, die Frequenzanzeigen mit variierender Atemtechnik zu manipulieren, aber es gelang mir nicht, etwas damit zu schreiben. Ich wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war – es waren nie Uhren in den Überwachungszimmern, wenigstens konnte ich sie nicht sehen –, das Neonlicht flimmerte sachte vor sich hin, ich bekam ein Beruhigungsmittel, weil weder bei den Dauermessungen noch der Laboruntersuchung eine akute physiologische Gefährdung meiner Gesundheit festgestellt werden konnte, und wurde zur Beobachtung stationär aufgenommen. Als ich im Bett lag – es war noch dunkel, also war entweder nicht so viel Zeit wie erwartet oder wesentlich mehr vergangen – hörte ich ein Rascheln unter dem Bett. Ich beugte mich, soweit ich konnte, aus dem Bett und erblickte unter ihm drei Albino-Ratten, die an einem Puppentisch saßen und Karten spielten. Eine blickte mich an und sagte: »Qu...ach.« Ich zog mich wieder hoch, drehte mich um und schlief ein.

Es hatte auch seltene Vorteile, daß ich hier neu war. Ich erhielt das Rezept für ein Mittel zur Blutdrucksenkung, das Beruhigungsmittel, die Überweisung an den Hausarzt, Ermahnungen und Ratschläge und so weiter und so weiter. Und keinem fiel auf, *konnte* auffallen, daß das bereits das dritte Mal war, daß ich in die Notaufnahme kam und dann nichts Relevantes festgestellt wurde. Beim ersten Mal ist es ein medizinischer Notfall, beim zweiten wurde beim ersten Mal etwas übersehen und beim dritten Mal bekommt man keine Überweisung für einen Hausarzt.

Selbst wenn ich mich bereits nicht mehr oder generell nicht genau erinnern konnte: Streß hin, somatoforme Störung her, da gab es ein Drittes, bei dem mir auch keine Verhaltenstherapie helfen könnte. Hatte mich wirklich

meine Studentin gerettet? Ich war mir nicht sicher, weil ich sie zuerst für Tinker Bell gehalten hatte, nachdem ich einen nicht-existenten Reiniger-Film gesehen hatte. Und die kartenspielenden Ratten später, oh je, oh je. Sollte ich sie fragen? *Hey, sind Sie feengleich in meine Wohnung geschwebt und haben mich vor der Wirkung einer Droge, die nicht existiert, bewahrt?* Eigentlich war ich froh, aus dem Krankenhaus heraus zu sein, und wollte lieber keinen längeren Aufenthalt in einer spezielleren Variante provozieren. Dieses Mal hatte ich nur einen Tag verloren, aber das hieß nicht, daß es bei einem Kurzaufenthalt bliebe, wenn ich mir alles nur eingebildet hatte. Ich entschied mich dafür, mich nicht zu entscheiden; darin war ich inzwischen geübt, und ob noch eine weitere ungeklärte Sache in der Schwebe hing, fiel nicht ins Gewicht.

Ich sollte mich zumindest noch auf die glücklicherweise letzte Stunde vorbereiten, wo mich Wer-weiß-was zum Abschluß erwartete. Und ich sollte mich um den zweifelsfrei realen Hinweis von Elaine kümmern; vielleicht klärte sich damit auch die aktuelle Frage.

Non scholae, sed vitae discimus!

Glückerweise hatte Schiller sich die Mühe gemacht, unter anderen Fällen den der Marquise de Brinvillier in seine Sammlung »Geschichten aus dem alten Pitaval« aufzunehmen, weil sich sonst mangels Sprachkenntnissen meine Suche schnell erschöpft hätte. Es konnte wahrlich nur nicht Ich gewesen sein, das ein Thema auswählt hatte, bei dem die Textgrundlage ausgerechnet eine Sammlung von Texten in französischer Sprache aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war. Aber dieses Ich hatte offensichtlich eine Verbindung zu den Publizisten – wenn es nicht gar, Gott behüte, ein Absolvent dieses Faches war –, und dort war das ›Huren- und Händlerlatein‹ wohlgeübt.

Die Schillersche Bearbeitung war angenehm zu lesen, unterhaltsam, bisweilen spannend und beantwortete die eigentliche Frage nicht. Allerdings erwiesen sich einige Bereiche als interessanter als derjenige, von dem ich es eigentlich erwartet hatte. Die Beschreibung von ›Exili‹ oder ›Egidi‹ bei E.T.A. Hoffmann erschien mir als das mysteriöseste Detail des Falles, aber mehr als das Faktum, daß er geborener Italiener war, und eine wenig vorteilhafte Charakterisierung der Franzosen, die er kaum verblümt in Fragen des Mordes als Volltrottel bezeichnete, fand sich in dem Bericht nicht.

Kopfschütteln konnte der Umstand hervorrufen, daß bereits die Marquise de Brinvillier jene Strategie des Leugnens im Gewand des Sich-nicht-erinnern-Könnens, verwendete, die heute von unzähligen Politikern bis zum Überdruß vertraut ist. Allerdings erhielt sie wegen dieser unsäglichen Einfallslosigkeit, die sich über Jahrhunderte, wahrscheinlich schon seitdem es Anhörungen vor Gericht gab, fortpflanzte, keinen Besuch vom Vermögensberater, sondern vom Henker. Und es gab im Gegensatz zu heute keinen Orden, weil sie sich besonders blöd stellte –

wenigstens möchte ich die Täuschungsabsicht generell annehmen.

Dagegen stand das vorzügliche, argumentativ vollends überzeugende Plädoyer des Verteidigers, das die Marquise nur deswegen nicht vor dem Schafott bewahrte, weil das Gericht unter Umgehung aller Prinzipien, die heute unter den Stichworten ›Beweisverbot‹ und umfassender ›*fruit of the poisonous tree*‹ im weltlichen Bereich gelten, gegen kirchliche Regeln, die damals noch eine höhere Wertigkeit als die weltlichen hatten, verstieß.

Man fühlte sich gleich wie zu Hause im späteren 17. Jahrhundert.

Vor allem, weil die zwei Punkte, die bedeutsam waren für den größer werdenden Sack voller Rätsel, den ich mit mir herumschleppte, auch überraschend *fortschrittlich* waren.

Isabel hatte bei der Diskussion auf die Frage nach dem Motiv von Exili lakonisch mit »Fortschritt« geantwortet, und »fortschrittlich« war die Vorgehensweise der Marquise. Zuerst stand die starke Hypothese von der Wirksamkeit des Giftes, und dann ging sie nach einer wissenschaftlichen Methodik vor, die sich kaum von dem unterschied, was auch heute Usus bei pharmazeutischen oder kosmetischen Produktneuentwicklungen ist:

Ihre ersten Experimente machte sie an Tieren. Allein da ihre Hauptabsicht auf Menschen gerichtet war, so genügten ihr diese Versuche nicht. Sie fürchtete, die große Verschiedenheit des menschlichen Körperbaues könnte ihre Kunst zuschanden machen. Sie nahm sich also vor, sie an den Menschen selbst zu studieren! Zu diesem Ende teilte sie vergifteten Zwieback unter die Armen aus und brachte selbst diese tödlichen Geschenke in das Gotteshaus, um mit eigenem Auge die ersten Wirkungen derselben an den Kranken beob-

achten zu können. Indes da ihr die Klugheit hier doch nicht erlaubte, von allen Wirkungen und Symptomen des Gifts selbst Zeuge zu sein, so beschloß sie endlich, an ihrer Kammerjungfer eine Probe zu machen. Sie gab ihr einen Teller mit vergifteten Johannisbeeren und Schinken. Das unglückliche Mädchen wurde todkrank davon, aber sie starb doch nicht. Eine Beobachtung, wodurch Sainte-Croix belehrt wurde, daß sein Gift noch eines Zusatzes bedürfe, um seine Wirkung nicht zu verfehlen.

Sie wiederholte diese Experimente auch noch an andern, um die Wirkung ihres Giftes auf verschiedene Körper methodisch zu studieren.

Der Unterschied bestand vor allem inhaltlich in der intendierten Absicht und dem Grad der Informiertheit der Probanden, wobei das inzwischen auch nicht mehr in jedem Fall zutrifft, wo neben den tierischen auch die menschlichen *guinea pigs* vor aufgezogenen Spritzen stehen. Nina hatte bei der Frage nach Exilis Motiv spekuliert, es sei das Vergnügen gewesen, andere bei Verbrechen zu unterstützen, ohne selbst verdächtigt zu werden. Mir erschien es eher, als sei einem Laboranten aufgetragen worden, nach wissenschaftlichen Regeln eine Versuchsreihe durchzuführen, wobei der Auftraggeber im Hintergrund blieb. Exilis abschließende Aussage seiner Ausführungen »Dies ist eigentlich die wahre Kunst, die es versteht, die Verbrechen der Menschen auf die Rechnung der Natur zu bringen.« könnte man in Verbindung mit der Kritik an den Franzosen, die »ihre Rache so wenig geschickt auszuführen [wissen], daß sie immer selbst das Opfer derselben werden.« auch so verstehen, daß es die wahre Kunst des Verbrechens ist, jemand oder etwas anderes dafür verantwortlich erscheinen zu lassen.

Ich hatte eine Ahnung, daß – entgegen meiner ersten

Auffassung bei der Lektüre – Exili, was immer er war, eine weitaus größere Rolle spielte, die aber sorgfältig hinter Schleiern von ausführlichen Berichten über das Leben, die Taten, die Flucht, den Prozeß, die Hinrichtung der Marquise de Brinvilliers verborgen war, wobei selbst der Autor, François Gayot de Pitaval, nicht ahnte, was er da als vorgeblich bloßen interessanten Rechtsfall aufzeichnete.

Der zweite Aspekt war weitaus beunruhigender, und ich belog mich, als ich mir einredete, daß ich nur über meine Schulter sah, um irgendwo eine versteckte Kamera zu erspähen. Wieder war es wie bei der Marquise, nur war diesmal das Instrument Sainte-Croix. Nach seinem mißlichen Tod beim Versuch, ein weiteres Gift herzustellen:

Er nahm deshalb bei seinen Zubereitungen eine gläserne Maske vor, um die Ausdünstungen des Gifts von sich abzuhalten. Eines Tages aber fiel ihm die Maske vom Gesicht, und er blieb auf der Stelle tot,

fand man ein ›Kästchen‹ mit unter anderem dreizehn verschiedenen Behältnissen mit Giften. Ich wußte zwar nicht, was eine gläserne Maske ist – Masken werden auch heute noch wundersame Schutzfähigkeiten nachgesagt –, aber das Bild von einem Glücksritter, Lebemann, Betrüger, schließlich Mörder auf der einen und dem eines über Reagenzgläser und Phiolen gebeugten modernen Alchimisten mit gläserner Maske auf der anderen Seite war nicht ganz deckungsgleich, zumal Sainte-Croix schon die perfekten Gifte, wirksam und nicht nachweisbar, hatte und sein Brot- und Butter-Giftgeschäft vor allem mit Quecksilber, neben Opium, Antimon und Vitriol, bestritt.

Von den aufgelisteten Inhalten des Kästchens, das angesichts der Menge an Substanzen plus der Briefe der Marquise eher eine größere Kiste gewesen sein mußte, war der zwölfte Eintrag derjenige, der mich überzeugte, daß

selbst so etwas Unverdächtiges wie eine auf den ersten Blick belanglose Übung kein Zufall war.

12. Ein Paket mit sechs Siegeln, [...] in welchem siebenundzwanzig Stückchen Papier enthalten waren, jedes mit der Aufschrift: ›Verschiedene sonderbare Geheimnisse.‹

Das hätte ich mir nicht ausdenken können, wenn ich auf der Suche nach einem möglichst unwahrscheinlichen Plot gewesen wäre. Daß die beiden weiteren unidentifizierbaren Substanzen umfangreichen Versuchen unterzogen wurden – wobei die Ärzte nur feststellten, es mit unbekanntem Giften zu tun zu haben, die sich den gängigen physikalischen Abläufen verweigerten – und über die ›Päckchen‹ kein weiteres Wort verloren wurde: hätte mich das wundern sollen?

Warum war niemand aufgefallen, daß Sainte-Croix potentiell auch für ihn tödliche Gifte zusammenmischte, für die er überhaupt keine Verwendung hatte? Für *wen* stellte er also Gifte her, die er mit »verschiedene sonderbare Geheimnisse« kennzeichnete, von wem hatte er die ursprünglichen Kenntnisse? Eben.

Ich hatte das Gefühl, nahe daran zu sein, die Zusammenhänge zu verstehen, wenigstens was den Teilbereich der Drogen betraf. Aber der Hinweis Elaines hatte sich auf die *affaire des poisons* bezogen, wovon dieser Fall nur der Beginn war. Ein cursorischer Blick über die Giftaffäre half mir nicht weiter; abgesehen davon, daß sie wie die Fortsetzung eines Filmes wirkte, bei der alles noch größer, noch bombastischer, noch exzessiver sein mußte, verdunkelte sie mit dem spekulativen Gemisch aus Hexerei, schwarzer Magie, Orgien, Kannibalismus & Gift & Sex & Mord in höchsten Kreisen das, was ich finden sollte. Zumal ich nicht wußte, wonach ich suchte.

Eine Antwort fand ich wahrscheinlich eher bei dem Aus-

gangsfall, weil auch Exili anscheinend keine Rolle mehr bei der *affaire des poisons* spielte. Nachdem ihn einflußreiche Mächte aus der Bastille holten, in der er Sainte-Croix die Giftmischerei gelehrt hatte, gelangte er über England wieder nach Italien, wo sich seine Spur verliert. Ein Schatten, der immer wieder Kontakt zu hochstehenden, aber offiziell nicht ranghöchsten Frauen hatte, dabei aber immer im Hintergrund blieb und über den es kaum historische Zeugnisse gibt.

Allmählich wurde die Zeit knapp. Ich konnte nach den »Geschichten aus dem alten Pitaval« den »neuen Pitaval« finden, der ebenfalls den Fall der Marquise de Brinvilliers enthielt, was mich bei anderer Gelegenheit sicher dazu gebracht hätte, über die Sinnhaftigkeit von ›alt‹ und ›neu‹ nachzudenken. So aber hatte ich erst einmal sechzig Seiten in zeittypisch schwülstigem Stil vor mir, was wenig geeignet schien, mich in jenen außerordentlichen Zustand gehobener Stimmung zu versetzen, durch welche es dem gebildeten Geiste ermöglicht wurde, noch verborgene Geheimnisse, seien sie noch so voller Schrecken und unaussprechlicher Greuel, an den hellichten Tage zu bringen. Da, es fing schon an. Und dank Fraktur war mit meinen Möglichkeiten an OCR und Volltextsuche nicht zu denken, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als das, was ich gewöhnlich zu vermeiden suchte: einen weiteren längeren Text lesen.

Außer daß die ganze Geschichte noch einmal ausladender und manierter erzählt wurde – was war nur in fünfzig bis hundert Jahren mit der Sprache passiert? –, fand sich wenig Neues. Immerhin versuchte sich der Autor an einer Erklärung, warum die Untersuchung nicht so umfassend wie nötig gewesen sei. Ob die Begründungen, weitere, hochgestellte Persönlichkeiten vor Ermittlungen zu schützen, schon bei diesem Fall zutraf oder erst bei der

folgenden Affäre, mehr als Spekulation war, kümmerte mich ebensowenig wie jene aufdringlichen moralischen Urteile, die mehr über den Autor als das Objekt enthüllen. Eine unmittelbare Folge fand sich erst auf den letzten Seiten, die auch schon bei der *affaire des poisons* erwähnt wurde, aber dort mißverständlich war, weil zwei verschiedene Daten genannt wurden.

Der Apotheker Glaser, von dem die Brinvillier und Sainte-Croix ihre Gifte entnommen, hatte alle Mühe, von einer ernsten Strafe loszukommen. Die Untersuchung gegen ihn veranlaßte einen Parlamentsbefehl von 27. Februar 1677, der allen Apothekern und Spezereihändlern den Verkauf von Giften nur an bekannte und behausete Personen erlaubte und ihnen zur Pflicht machte, deren Namen, gleich nach dem Einkauf, in ein besonderes Buch einzutragen.

Sollte das der Hinweis sein? Welche Rolle spielte die eingeschränkte Abgabe von Giften? Irgendetwas entging mir. Mal wieder.

Wie gut, daß ich an die Legende von der Traumfunktion, in der das Unterbewußtsein bewußt, aber ungeordnet wahrgenommene Dinge in die richtige Reihenfolge bringt, nicht glaubte, denn es funktionierte.

Es war nicht das Ziel gewesen, Menschen zu vergiften; das waren Seiteneffekte einer anderen Absicht. Soweit zunächst meine Hypothese, in die jetzt zunächst das Apothekengesetz eingefügt werden mußte. Was verhinderte die Einschränkung von 1677? Auf den ersten Blick das ungehinderte, kaum nachweisbare Vergiften von Menschen. Allerdings hatten andere Fälle von Giftmorden gezeigt, daß – wie für Cotton, die Flannagan- und Brewster-Schwestern – Arsen völlig ausreichend für den alleinigen

Zweck des Mordes war. Was verhinderte die Einschränkung noch? Das, was Sainte-Croix als Instrument des Exili gemacht hatte: Versuche, um Gifte, oder allgemeiner: Substanzen herzustellen, die anders wirkten und sich chemisch wie physikalisch anders verhielten als alle bekannten Gifte. Die verschiedenen Rohstoffe dafür waren jetzt nicht mehr so leicht verfügbar.

Warum hatte die Marquise so lange probiert, bis sie eine tödliche Dosis des Giftes bestimmen konnte? Vielleicht, weil nicht die tödliche Dosis interessant war, sondern die Ermittlung einer gerade noch nicht tödlichen Dosis, was durch das langsame Herantasten erreicht wurde. In dieser Hinsicht war ihre Kammerjungfer Roussel das gewünschte Ergebnis und nicht der Vater der Marquise.

Eine nette versponnene Theorie, nur fehlte die Absicht, das Ziel. Das heißt, das offensichtliche Ziel waren natürlich die Drogen, und da wahrscheinlich die ›Ofs‹. Aber was war wiederum deren Ziel? Meine kürzliche Erfahrung erschien mir jetzt nicht unmittelbar wie ein erstrebenswertes Ziel. War vielleicht das das Ziel, eine Scheiß-Erfahrung? Eine übersteigerte Form von Masochismus oder der Selbstgeißelung, jedoch ohne den Einsatz physischer Instrumente. Und hier kam das nächste Puzzlestück. Auf die Marquise de Brinwilliers folgte wie durch Zufall Elisabeth Báthory, bei der man den Tod auch als Seiteneffekt der Folterungen betrachten konnte. Allerdings war es hier physische Folter, was sich aber durch die begrenzten Möglichkeiten erklären ließ.

Ich mußte mich erneut durch einen Wust an Abartigkeiten quälen, aber zunächst war auffällig, daß die Folterungen einem anderen Zweck dienten als die Folter, die auch noch bei dem Prozeß der Marquise eingesetzt wurden. War bei diesem das Ziel, ein Geständnis oder Angaben über weitere Umstände, etwa Mittäter, zu erhalten,

so war bei Báthory und ihren Helferinnen auf den ersten Blick die Folter an sich das Ziel. Aber wenn man der Theorie folgte, dann konnte man die Folterungen analog den Vergiftungsversuchen sehen: es wurde getestet, wie weit man gehen konnte, bevor das Opfer starb. Mit Blick auf die jüngere Geschichte erschien mir das nicht als völlig unwahrscheinlich, zumal teilweise die gleichen Methoden verwendet wurden. ›Forschung‹ konnte Báthory nicht unterstellt werden; da stand die Inhumanität in aller Grausamkeit blank vor dem angewiderten Betrachter, ganz ohne weißen Kittel und Doktorhut.

Wenn nun die Analogie zur Gleichsetzung wurde, Vergiftung und Folter, beides ohne Todesfolge, dann blieb weiter die Frage nach dem eigentlichen Grund. Hinter jedem möglichen Zweck stand sofort die nächste Frage nach dem Zweck des Zwecks. Aber ich glaubte nicht, daß das ad infinitum weiterginge; mir fehlte vielleicht nur der letzte Schritt.

Welche Puzzleteile lagen noch auf dem Tisch? Das letzte Referat über Jack the Ripper, Nüx, der Bettler, Elaine, Isabel, Maya, nein, die nicht. Rag-Dev. Elaine schützte mich, der Bettler benutzte mich. Damit war die Seite beschrieben, die mich nicht sofort umgebracht hätte, wenn ich nicht einen gewissen Nutzen gehabt hätte, obwohl ... Bei Nüx war unklar, ob sie überhaupt Kenntnis von mir hatte; Isabel war der offensichtliche Gegner, aber war sie in der Lage, meine Träume zu beeinflussen und hatte sie die Verfügungsgewalt über die of-Drogen? In irgendeiner Weise hing es mit der Verfügungsgewalt zusammen, aber ich sah keine Verbindung zwischen den Protagonisten der obersten Ebene, die sich offensichtlich im Krieg befanden, und der mittleren Ebene, von der von der einen Seite aktiv gegen mich vorgegangen wurde, während die andere Seite

mich möglicherweise passiv verteidigte. Aber im ganzen ergab das – noch – keinen Sinn. Wenn Nüx und Isabel zusammenarbeiteten, warum wurde ich dann von – wahrscheinlich – Isabel angegriffen mit möglicherweise letalen Folgen? Wenn die Herzinfarkterfahrung keine Illusion, sondern echt war – wenn es da überhaupt noch einen Unterschied gab. Nüx benötigte mich wegen Rag-Dev, oder war das mein Denkfehler? Es reichte eigentlich, wenn sie Kontrolle über Frederic, der jetzt noch lebte, bekam, aber wenn das wieder wie beim ersten Mal mißlang – my turn. Wieder. Und die Frage, was der Bettler mit mir anfang, falls alles in seinem Sinn verlief, hatte ich ohnehin ganz weit nach hinten geräumt.

Die nächsten Tage wartete ich voller Anspannung darauf, daß etwas passieren würde, aber es kam nur der Freitagnachmittag.

*Missing me one place search another,
I stop somewhere waiting for you*

Isabel wartete ungewöhnlicherweise an diesem für Juni außergewöhnlich schwülen Freitag auf mich. Sie bat darum, daß ein Bekannter von ihr als ›stiller Zuhörer‹ – etwas in mir wollte zuerst ›stummer Zeuge‹ verstehen – an der Übung und damit ihrem Vortrag teilnehmen könne. So gerne ich ihren Wunsch abschlägig beschieden hätte, so wenig fand ich spontan einen Grund für eine glaubwürdige Ablehnung. Also wahrte ich den gespielten Anschein von Professionalität und stimmte, auch weil es die letzte Stunde war, zu.

Schweigend gingen wir nebeneinander zu dem Seminarraum, als mich der Schlag traf.

»Guten Tag, Herr Herbst, wenn ich mich Ihnen vorstellen darf: ich bin Frederic von Kant. Sie hatten die Freundlichkeit, einige meiner lyrischen Versuche in Ihrer Publikation zu veröffentlichen, und wir hatten bei Gelegenheit auch einmal telefoniert.«

Genau so. Genau so hatte ich mir das nicht einmal vorstellen können. Kurz flackerte die Hoffnung auf, daß Frederic aus einem anderen Grund hier sein könnte, aber Isabel stellte ihn den anderen Teilnehmern als ihren Gast vor. Ich nehme an, es war das Wetter und nicht das Tohuwabohu meiner Empfindungen, das meinen Schwindel verursachte. Wenigstens blieb es bei dieser einen physiologischen Reaktion, weil ein Dozent, der zugleich weint, lacht und sich übergibt, wäre meinem Ansehen abträglich gewesen.

Bei dem Referat hörte ich kaum hin. Ich bekam mit, daß Isabel ihre These, Jack the Ripper sei eine Frau gewesen, vehement vertrat, wobei ich mich fragte, warum sie auf diesen Punkt insistierte. Ich wurde erst wieder etwas aufmerksam, als sie nahezu genüßlich schilderte, was der Rip-

per mit seinen Opfern gemacht hatte, und dann süffisant auf die fehlenden Organe hinwies. Ich war sicher, daß weder der Täter noch seine mögliche weibliche Identität eine zufällige Wahl Isabels waren, jedoch sah ich keinen Bezug zu Báthory oder der Marquise, und mir war es gleich, was er mit Gebärmutter, Nieren, Muskeln und anderem Gewebe gemacht hatte. Irish Stew oder Haggis vielleicht. Mit Minzsaucen. Ich war marginal abgelenkt.

Bisher hatte ich mir keine Gedanken gemacht, wie ich Frederic auf das entscheidende Thema ansprechen sollte; wahrscheinlich hatte ich insgeheim nicht damit gerechnet, ihn noch wiederzufinden oder in irgendeiner Form mit ihm in Kontakt treten zu können. *Hey, ich habe gehört, du arbeitest an einem Gerät, das die ganze Welt vernichten kann, während du dir illegale Drogen reinpfeifst.* Keine gute Idee.

Die Stunde wollte nicht enden. Sie war möglicherweise sogar interessant, weil bei ›Jack the Ripper‹ die Presse das erste Mal weltweit durchgedreht war und sich exemplarisch zeigte, wie das Fehlen von Fakten durch Spekulation und Verschwörungsunsinn mehr als kompensiert werden konnte und wurde. Für mich war sie etwas, das nicht enden wollte.

Bis sie zu Ende war. Und dann tatsächlich etwas geschah, wobei ich vorher wußte, daß etwas geschehen würde, aber nicht, was. Eine Kleinigkeit nur, ungewöhnlich vielleicht, extravagant, aber nicht jede Vorstellung sprengend, gerade noch im Rahmen des Schicklichen verbleibend. Wir wurden eingeladen. Von Isabel.

Offensichtlich waren Isabel oder ihre Sippschaft reich; nicht auf die Weise reich wie mein Vater oder mein Bruder, sondern *reich*. Sie sprach eine Einladung aus für ein verlängertes Wochenende in einer linksrheinischen Burg ruine, die restauriert und zu einer Art Landsitz ausgebaut

worden war. Wie andere Burgen, etwa Fürstenberg, Hohneck oder Dattenberg, war auch diese eine exklusive Angelegenheit in Privatbesitz, bei der die Öffentlichkeit von Besichtigungen und ähnlichen, die Privatsphäre störenden Aktivitäten wie dem Herumstromern in der Gegend, ›Wandern‹ genannt, ausgeschlossen war. Obzwar ich mir nicht sicher war, was Isabel eigentlich darstellte oder war: die Vorstellung eines Tages der offenen Tür paßte wie der schwarze Mistkäfer auf die weiße Sahnetorte. Unter diesem Blickwinkel lag die Analogie zwischen uns niederem Volk und dem Käfer nahe.

Ich wäre nicht überrascht gewesen, hätte es einen eigens gedruckten Prospekt oder eine sorgfältig gestaltete schriftliche Einladung auf Büttenpapier gegeben, aber offenbar fühlten sich Höllenfürsten von dem Konzept *noblesse oblige* nicht angesprochen. So wurde uns recht profan nur die Dauer mitgeteilt, daß wir in einem schmalen Zeitfenster in zwei Wochen abgeholt würden – vom Zurückbringen war keine Rede –, *casual wear* ausreichend und für unsere leiblichen Bedürfnisse gesorgt sei ... wenigstens verzichtete Isabel darauf, zu erwähnen, daß der Aufenthalt mit keinen monetären Kosten verbunden sei; ein wenig Noblesse war doch vorhanden.

Waren zunächst alle Teilnehmer inklusive des heutigen Gastes angetan, sagten noch in der Überlegensphase die ersten zwei wegen anderer Verpflichtungen definitiv ab, während drei weitere sich nicht verbindlich äußern konnten. Bindende Zusagen gab es von Isabel und Frederic, der entweder unter einem Bann stand oder Drogen nahm, vielleicht beides, was unmittelbar meine Teilnahmebestätigung und natürlich die Elaines zur Folge hatte. Blieben noch zwei, von denen ich bei einer sicher war, daß sie zusagen würde. Was wie eine normale Folge von Ab- und Zusagen aussah, war so durchschaubar, so gesteuert, so

determiniert, daß man geneigt war, die ohnehin wackelige Vorstellung eines freien Willens endgültig in die Tonne zu treten. Niklas, der Jura-Student, nahm die Einladung an, so daß nur noch die erwartbare Einwilligung Ninas fehlte.

Sie sagte, sie müsse es sich noch überlegen.

Glücklicherweise behielt ich meine Schlußfolgerungen gewöhnlich für mich. Aber wie sie sich auch letztlich entschiede: ich spürte, daß das Endspiel begonnen hatte und aus einem *Lost Weekend* vielleicht ein *Last Weekend* werden würde.

Bevor wir auseinandergingen, die einen vorübergehend, die anderen endgültig, glückte Isabel noch eine kleine Bosheit. Als Dozent sei ich der natürliche Ansprechpartner und Aggregator von Zu- und Absagen, und meinen schwachen Einwand – gegen die Hauptsache konnte ich nicht argumentieren –, ich benötige im Gegenzug für meine Kontaktdaten die Anschriften und Telefonnummern der Teilnehmer, wenigstens die Daten von Isabel, um die Anzahl der Teilnehmer mitzuteilen, konterte sie, daß unser Ausflugsziel auch ohne weitere Vorbereitung für alle elf Personen gewappnet sein, sollten sie sich entsprechend entscheiden. Sie rief mich am Freitagmorgen an. Endspiel.

»Und wenn ich einigermaßen unbeschadet, vielleicht sogar erfolgreich zurückkäme in Hinblick auf Rag-Dev und Frederic,«, kam mir der infantile Gedanke, »müßte ich wenigstens meine nun verbrannte Telefonnummer, wenn nicht gleich die Anschrift durch Umzug ändern.« Wirklich verkraftet hatte ich die Überraschung des Tages noch nicht.

*Ich will nicht um mich schau'n;
laßt mich vergessen,
Daß eine Zukunft ist, daß Morgen kommt.
Was über heute liegt, ist unermessen*

Es überwog die Erleichterung, Frederic zuletzt doch gefunden zu haben, wobei man mich ihn finden ließ und er dann durch die unsichtbare Barriere Isabel von mir abgeschirmt war. Aber abgesehen davon, daß er seine Wohnung verließ – das konnte auch daran liegen, daß er wie alle anderen ein Anderer war – und eine Verbindung zu Isabel hatte, oder eher sie zu ihm, schien er gefaßt genug, die nächsten Wochen lebend zu überdauern. Was mir wenigstens bis zum Ende der inszenierten Wochenendfreizeit die Gelegenheit eröffnete, den Zweck meines Aufenthalts zu erfüllen. Ich mußte mich immer wieder daran erinnern, daß ich aus einem einzigen Grund hier war, denn das Leben drängelte sich mit seinem ihm eigenen routinierten, auf größtmögliche Gleichförmigkeit bedachten Ablauf immer wieder in den Vordergrund. Es suchte sich immer einen Weg, aber wenn es ging, auf einer breiten Straße ohne Schlaglöcher und Bodenschwellen.

Zunächst waren da aber zwei Wochen, in denen ich mich hier nur zwischen Sofa, Küche, Bad und Schlafzimmer bewegen mußte und angestrengt nichts machen oder denken mußte. Etwa fünf Minuten. Was war der Grund, mich jetzt mit Frederic zusammenzubringen; welche Rolle war mir zgedacht? Man hätte mich ohne großen Aufwand am ausgestreckten Arm verhungern lassen können, sich aber für eine Einladung in ein All-you-can-eat-Etablissement entschieden? Sollte es nicht das Ziel meiner, das heißt: des Bettlers, Widersacher sein, mich möglichst von Frederic fernzuhalten, um ihn in keinem Fall in (m)eine Richtung zu beeinflussen? Es ergab keinen Sinn. Daß Isabel ihn in

ihren Bereich gezogen hatte: ein geschickter Schachzug; ihn mir zu präsentieren: eine Blödheit. Eine unwahrscheinliche Blödheit. Also mußte es eine Finte sein, ein geschicktes Manöver, eine Falle. Aber eine Grube mit zweifelsohne angespitzten Pfählen am Grund zu graben für jemanden, der keine Anstalten machte, auch nur in die Richtung zu gehen, geschweige denn sich ihr zu nähern, erschien mir doch überzogen. Möglicherweise übersah ich etwas oder der Plan war so elaboriert, daß er schon wieder bescheuert war – nicht das erste Mal bei diffizilen Taktiken – oder die Absichten von Isabel und ihrer Gebieterin waren nicht so kongruent, wie ich gedacht hatte. Zeitweilig hatte ich gedacht, Isabel sei Nüx, aber dazu war sie zu schwach. Sagte das Erdhörnchen zum Biber, als ein Grizzly durch dessen Damm trampelte. Möglicherweise ähnelte das Verhältnis dem zwischen mir und dem Bettler, was mich aber keineswegs beruhigte. Wenn ich schon hoffnungslos Isabel unterlegen war, so erlaubte ich mir doch die Illusion, wenigstens den Anschein von Wehrhaftigkeit erwecken zu können. Aber bei Nüx ... tja.

Ich holte mir eine Flasche Stout, legte mich auf das Sofa und schaute eine Weile die weiße Decke an, bis ich doch den Fernseher einschaltete, weil es da wenigstens Graustufen gab. „Wie lange war es her oder wird es her gewesen sein, würde es überhaupt gewesen sein – lost in flexion –, seit dem letzten Film von John Huston mit Bogart in der Hauptrolle? Es kam mir vor, als wird es eine Ewigkeit gewesen sein. Ein paar Flaschen später hoffte ich, daß vielleicht ein Wirbelsturm auch diese Angelegenheit mit samt der Hexe zerrieb und verwehte, und ich derjenige wäre, der sein Glück in der Pflege eines Ginkgos oder wenigstens eines Ginkgo-Bonsais fände. Oder man schlänge mir wegen eines Irrtums mit einer Machete den Kopf ab.

Etwas stimmte nicht, und ich hatte eine Vermutung, was mir bevorstünde. Um die visuellen Eindrücke zu minimieren, ohne die Augen zu schließen und einzuschlafen, schaltete ich den Fernseher aus, dreht mich wieder auf den Rücken und starrte die weiße Decke an, bis die Konturen der aus den Augenwinkeln zu sehenden Wände und Gegenstände unscharf wurden. Langsam erschienen schwarze Quadrate, bis ein Schachbrettmuster die Decke bedeckte. Ich sah, wie sich das Muster dünnungsgleich bewegte und es mich zu sich zog, bis er auf einem Schachbrett stand, das sich auf einer Ebene bis zum Horizont ausdehnte. Die Ebene war das Schachbrett, die Seitenlänge der einzelnen Quadrate betrug etwas mehr als zwei Fuß, so daß er mit jedem Schritt zwischen weiß und schwarz wechselte. In einiger Entfernung saßen zwei menschliche Figuren in grauer Kleidung gegenüber an einem Tisch. Nach zwei oder zwanzig Schritten, zwei oder zwanzig Minuten stand er etwa zehn Fuß von ihnen entfernt. Die Figuren trugen einen mittelgrauen Anzug chinesischen Stils mit Stehkragen und wären Männer gewesen, hätten sie mehr als die Andeutung eines Gesichts besessen. Zwischen ihnen lag ein Brett, das durch ein Gitter in vierundsechzig Quadrate geteilt war, wobei jedes Feld von der gleichen Farbe wie die der Anzüge war. Auch die Figuren auf dem Brett ähnelten den Spielern, sahen alle gleich aus, waren weder weiß noch schwarz, allerdings durchscheinend, so daß man sie kaum erkennen konnte. Die Spieler waren auf das Spielbrett und die Figuren konzentriert; sie bemerkten ihren Beobachter nicht. Unbemerkt war jemand an dessen rechte Seite getreten.

»Eine interessante Eröffnung.«

Der Zuschauer blickte von dem Brett, bei dem weiterhin auf beiden Seiten die Spielfiguren bewegungslos auf ihren Startplätzen warteten, auf den Springer neben ihm.

»Was ...«

Als sein Blick zurückkehrte, standen die Figuren ungleichmäßig verteilt auf dem Spielfeld.

»Das war erst der Anfang. Es beginnt erst, wenn die Springer ins Spiel eingreifen. Eins nach vorn, eins schräg rüber. Das ist schneller als zunächst zwei Felder in eine Richtung und dann eins zur Seite. Schnelligkeit ist von großer Bedeutung.«

Der Springer zog ein Feld nach vorne, schräg nach links und mit einem gespiegelten Zug zurück, so daß er an der linken Seite stand.

»Nicht regelkonform, aber hilfreich. Sehen Sie nur, Bauern fallen schnell wie Turm und Läufer, aber sie opfern die Dame, um einen Springer zu halten, wie bei der Rochade den Turm für den König.«

Der Zeuge konnte nichts bezeugen, weil für ihn alle Figuren gleich waren. Einer der Spieler blickte auf und sah ihn an:

»Es ist besser, ein Pferd zu haben, wenn es zu einer Stampede kommt.«

Die Gesichtskonturen gerieten in Bewegung und es war, als grinste er.

»Und wenn es vorbei ist, dann erfolgt der Angriff.«

Und der bislang unbeteiligte Zuschauer bestieg den Springer, galoppierte über das Schlachtfeld, schlug links und rechts Bauern, Türme oder Läufer, schließlich die gegnerischen Springer, bis er vor dem eingeschüchterten König und der zitternden Dame stand. Er brauchte nichts zu sagen, drehte um und ritt weg, bereit zu sterben, bevor er das Ende der Ebene erreichte.

Als ich aufwachte und mich aufsetzte, schmerzte mein Rücken und verschiedene Gelenke knackten. Wenig wach ging ich ins Bad und kaum wacher zurück ließ ich mich

wieder auf das Sofa fallen. Dann war ich unvermittelt hellwach.

Das war nicht das Sofa, auf dem ich gestern abend oder nacht eingeschlafen war, aber es war mir nicht unbekannt. Ebensovienig wie die hellgraue Wand mir gegenüber. Ich stolperte zum Fenster, um nachzusehen, welches Datum heute war, aber bereits auf dem Weg wurde mir die Absurdität bewußt – es sei denn, jemand hätte inzwischen eine digitale Datumsanzeige am Himmel installiert. Solange kein Scheinwerfer herabfiel und mich knapp verfehlte, war ich auf andere Mittel angewiesen. Ich versprach mir, in der nächsten Zeit, wann immer die war, eine Uhr mit einer Datumsanzeige zu kaufen, denn es war jetzt bereits das zweite Mal, daß ich nach dem aktuellen Datum suchte, weil weder in der einen noch der anderen Wohnung oder Zeit oder Zeitwohnung eine entsprechende Uhr vorhanden war.

Ich war mir fast sicher, daß ich in meiner ursprünglichen Zeit zurück war; es hatte sich angekündigt, jedoch bestand die Möglichkeit, daß ich zwar in der gleichen Zeit wie gestern war, aber in meiner alten Wohnung. Oder ich träumte immer noch, was mir fast lieber gewesen wäre.

Computer. 11.09.2021. Verflucht.

Was sollte ich jetzt genau ein Jahr und neun Wochen von dem Zeitpunkt entfernt, an dem ich sein sollte, tun? In der bekannten Filmtrilogie war das wesentlich amüsanter gewesen, vor allem, weil es nicht mir passierte.

Ich hatte die nächsten sechs Tage Zeit, mir etwas einfallen zu lassen, wie ich wieder zurückkam. Sechs Tage? Warum sechs Tage? Scheiß-Zeitreisen. Ich hatte doch beliebig viel Zeit, mußte nur spätestens am 17.07.2020 da sein. Allerdings ... allerdings konnte ich nicht darauf vertrauen, daß mein Reiseveranstalter verfügbar wäre. Und jetzt war ein eher mißlicher Zeitpunkt; es hätte schlim-

mer sein können, aber die Zeitspanne war nur kurz, bevor es schlimmer käme. Das letzte Mal hatten die Dinge, die da kamen, zu einem unschönen Haken an der Wohnzimmerdecke geführt.

***Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht***

Ich hoffte, daß der Bettler auch am Wochenende ›arbeitete‹, ›im Dienst war‹ oder wie auch immer man das nennen wollte. Notfalls würde ich mir einen Campingstuhl kaufen und warten; warten, wie manche Bekloppten auf eine Filmpremiere, während ich auf eine Wiederholung hoffte. Samstag bescherte mir kein Erfolgserlebnis, der Sonntag auch nicht, am Montag kaufte ich mir einen Stuhl, setzte mich neben die Bank und bekam meine Bescherung, die sich zugleich wie ein Verhängnis anfühlte.

»Dorain?«

Ich saß bereits. Auf dem Stuhl. Und hatte dennoch das Gefühl, mich setzen zu müssen.

»Wie lange haben wir uns nicht gesehen? Wie geht es dir?«

Ratter, ratter, bling. Damit war die Frage, ob es nur eine Zeitlinie gäbe, weitgehend geklärt.

»Nina«, krächzte ich.

Irgendwie stand ich plötzlich und irgendwie umarmte mich Nina, wie meine Schwester Em mich manchmal nach dem Tod unserer Mutter umarmt hatte, als wir uns gegenseitig zu trösten versuchten.

Nach einem langen Augenblick, der gerne Ewigkeit hätte sein können, was – wie ich inzwischen wußte – möglich war, trat sie einen Schritt zurück.

»Du siehst besser aus, richtig gut. Ich dachte, als ...«

Sie schüttelte kurz den Kopf um einen dunklen Schatten vertreiben.

»Ich dachte, als ich du dich nicht mehr gemeldet hast und ich dich nicht erreichen konnte, daß du ... du weißt schon, deine Krankheit.«

Ich fühlte mich krank, aber das meinte sie nicht.

»Es ist alles in Ordnung mit mir, außer daß ich älter ge-

worden bin.« Beziehungsweise dabei war, zum zweiten Mal älter zu werden.

»Aber es hieß doch, daß ... daß deine Krankheit unteilbar wäre.«

»Spontane Selbstheilung.«

Ich war überrascht, wie gut ich improvisieren konnte, obgleich ich fast ›spontane Selbstentzündung‹ gesagt hätte.

»Wahnsinn.«

Sie lächelte ihr Nina-Lächeln, und mir war völlig egal, in welcher Zeit wer was von mir wollte.

»Komm, wir gehen einen Kaffee trinken, und du erzählst mir alles.«

Erstaunlicherweise stand am nächsten Morgen der Campingstuhl an der gleichen Stelle wie gestern. Ein kurzer Blick mußte reichen: kein Bettler. Für den Abend war ich mit Nina zum Essen verabredet, und ich dachte, es sei eine sinnvolle Form des Zeitvertrödelns, mir bei Danny die Haare schneiden zu lassen und vielleicht wegen meines Problems vorsichtig nach seiner Meinung zu fragen. Immerhin war er es während unseres Studiums gewesen, der mit dem Ouija-Brett angekommen war und auch sonst ein gewisses Interesse an ungewöhnlichen und speziell okkulten Phänomenen hatte.

Sein Friseurgeschäft existierte nicht mehr. An seiner Stelle war ein Laden mit schwarz verhangenen Scheiben, der ›Danny's Magick-Box‹ hieß - passend mit Deppenapostroph. Ich öffnete vorsichtig die Tür und stand in einem Verkaufsraum, der nur durch eine große Menge von Kerzen illuminiert wurde. Sehr gut gemachten LED-Kerzen, wie ich zu meiner Erleichterung feststellte. Danny besaß zumindest noch einen grundlegenden Charakterzug von früher.

Was er nicht mehr besaß, waren blonde Haare, unlackierte Fingernägel und einen Körper ohne Tätowierungen und Piercings. Meinen Haarschnitt konnte ich wohl vergessen.

»Hallo, kann ich Ihnen helfen?«

Mist.

»Danke, ich wollte mich nur einmal umschauchen.«

Danny blickte mich mit einem verwirrten Ausdruck an.

»Hey, Dorain, das war ein Scherz. So früh schon besoffen?«

Er grinste.

Ich wollte mit »Lange nicht gesehen« antworten, aber biß mir rechtzeitig auf die Zunge. Was, wenn ich vor ein paar Tagen erst da war? Ich kam mir vor wie Mignon bei der Aufführung ihres Kunststücks vor Wilhelm; nur war die Chance groß, daß ich gleich als erstes in das Körbchen mit den Eiern träte.

»Wie geht's?«

Das geht immer. Fast.

»Wie letzte Woche. Was ist mit dir los? Du benimmst dich, als hättest du tatsächlich einen gekippt.«

Allmählich war egal, was ich sagte: also fragte ich Danny direkt:

»Was weißt du über Zeitreisen, also Möglichkeiten, eine gewisse Zeitspanne zu überbrücken?«

Danny war überzeugt davon, ich hätte getrunken.

»Ich brauche das für einen Text in meiner Literaturzeitschrift. Nicht für mich, aber mich hat eine Autorin gefragt.«

Immer dreist lügen.

»Ach so, dachte schon ... Wie soll das funktionieren? Mit einer Maschine wie bei Wells oder spirituell als Geisterreise?«

Klappt.

»Schon irgendwie spirituell, aber zugleich physisch. Also tatsächlich, aber allein durch Gedankenkraft.«

»Blöde Idee. Kann sich deine Autorin nicht etwas anderes überlegen.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Sie hat es sich in den Kopf gesetzt.«

»Frauen.«

Danny schwieg eine Weile.

»Also ich habe da nichts, was mit meiner Berufung zu tun hätte, aber ich habe mal irgendwo etwas gelesen. Das sollte für eine Geschichte reichen.«

Ich sah ihn erwartungsvoll an.

»Ist eine ganz einfache Sache. Ziemlich lächerlich, aber das sind Zeitreisen ohnehin.«

»Ja.«

»Der Trick ist, daß du mit geschlossenen Augen geradeaus gehst und dir zugleich vorstellst, intensiv vorstellst, du gehst rückwärts. Und wenn es dich dann nicht hinlegt ...«

»Bist du schwankend ein paar Schritte vorwärts gegangen.«

Wir lachten beide.

»Ich hab's dir gesagt. Aber für 'ne Geschichte reicht es, wenn's nicht besonders realistisch sein muß.«

»Werde ich so weitergeben. Danke.«

»Keine Ursache. Wir sollten uns demnächst mal wieder zum Essen treffen. Ich habe gerade wenig Zeit. Muß gleich weg.«

Wie passend. Ich sagte, ich würde ihn anrufen und ging. Besonders viel ›Magick‹ war das nicht; da hätte ich mehr von Crowley erwartet.

Vielleicht sollte ich die Gaukelei ausprobieren. Ich grinste ob der absurden Vorstellung. Andererseits ... das mit dem Möbiusband unterschied sich von Dannels Trick

nicht sonderlich – nur, daß der Bettler seine Präpotenz einsetzte. Auf jeden Fall ginge ich heute abend erst mit Nina essen.

Bereits zwischen dem zweiten Amuse-Bouche und der ersten Vorspeise war unser Verhältnis wieder wie früher, wie auch immer das gewesen war. Es kam zumindest vom Grad der Vertrautheit dem mit Nina Eins sehr nahe, und mein Bedürfnis, diese Verbindung – wie klein auch die Wahrscheinlichkeit sein mochte – erneut zu verlieren, existierte schlicht nicht.

Nach dem Essen gingen wir noch eine Weile im Nieselregen spazieren, und jetzt war es wirklich wie früher, ohne daß der Tod unausweichlich über uns schwebte. Eigentlich war es trotz der kurzen Zeit, die ich diese Nina erst kannte, deswegen besser. Ich war – ich traute mich kaum, es mir einzugestehen – *glücklich*.

Der Regen hatte nachgelassen und schließlich ganz aufgehört, während ich sie zu ihrer Wohnung begleitete. Durch die frische frühherbstliche Luft ging ich danach geradewegs nach Hause. Träumerisch, mit nur kurz geschlossenen Augen, stellte ich mir übermütig vor, ich ginge rückwärts.

Und da war dann die Straße, die wirkte, als habe sie jemand auf ein Blatt Papier skizziert und das Papier verschwinden lassen.

»Does your watch tell you what year it is?«

Ich hatte sie das zweite Mal verloren.

Die Nachtstunde schlug; unten in den Straßen herrschte Totenstille.

Hatte ich sie das zweite Mal verloren? Schlug diese Glocke aus dem Nirgendwo auch das Jahr?

Leichtsinnig geschlossene Lider lasteten wie gußeiserne Deckel auf meinen Augen; ich weigerte mich, sie zu öffnen. Laß den Schwarzen Mann wieder verschwinden. Die Regression, in welches Stadium auch immer, erschien mir weitaus angenehmer und tröstlicher als das Eingeständnis, daß ich – auch wenn das Ergebnis letztlich so kommen mußte oder sollte – diese zweite Möglichkeit wahrscheinlich ruiniert hatte. Besonders ... aber das mußte ich erst prüfen.

Nicht auf dem Bildschirm eines Computers; ich wollte eine materielle Bestätigung, die nicht so leicht zu manipulieren war, eine Offline-Referenz. Später. Morgen. Oder gestern.

Nach einer Weile hatte ich einen der wenigen noch vorhandenen, kleinen inhabergeführten Läden gefunden, die sich wie Relikte einer verlorenen Zeit in den Nischen von nicht einmal mehr Seitenstraßen, sondern Seitengassen festklammerten. Nicht lange, und das einzelne Schaufenster wäre von innen mit Packpapier verkleidet, wenig später das Glas staubig und blind, ein verrirrter Ball verursachte einen Sprung in der unteren linken Ecke, und wenn der Laden Glück hätte, bliebe er von Steinen und Glasplittern der zerbrochenen Scheibe in der Auslage verschont, bis er mit dem grauen Hintergrund verschmolze, als habe es ihn nie gegeben.

Aber noch standen da staubige Uhren im Fenster, die meinem speziellen Anspruch nicht ganz genügten, jedoch

Hoffnung erweckten. Ich öffnete die Tür und eine wundervolle mechanische Glocke kündigte meine Ankunft an. Ein altmodischer alter Mann mit einer altmodischen Brille und in altmodischer Kleidung kam bedächtig aus dem durch einen Vorhang abgeteilten Raum hinter der Theke in den Verkaufsraum, an dessen Wänden bis unter die Decke Regale befestigt waren, auf denen unzählige Uhren, teils offen, teils in ihren Originalkartons standen. Es war wie ein Süßwarenladen für nicht Zucker-, sondern Zeitsüchtige.

»Kann ich Ihnen helfen, mein Herr?«

»Ich brauche eine Uhr.«

Ich machte eine kleine Pause, bloß um zu sehen, wie er reagierte. Er wartete einfach ab, er hatte wahrscheinlich ein ganzes langes Leben das Abwarten geübt.

»Ich brauche eine Uhr mit Datumsanzeige. Einer Datumsanzeige mit Jahr.«

Er verschwand kurz im Hinterzimmer und kam mit einem kleinen Karton zurück. Sorgfältig öffnete er die Umverpackung der Uhr, ohne sie zu beschädigen, und stellte die Uhr vor mir auf die Verkaufstheke. Analoge Uhranzeige, Jahr, Monat, Tag, Wochentag in Englisch und einer kleinen AM/PM-Anzeige, das Ganze mit einer Faltblattanzeige. Perfekt, ich dachte an Frederic und seine Marotte, den Computer beim Tippen das Anschlaggeräusch einer mechanischen Schreibmaschine simulieren zu lassen. Auch diese Uhr hatte natürlich ein elektronisches Innenleben, anderes gab es neu nicht mehr, wie mir der Verkäufer bedauernd mitteilte, und benötigte Batterien, um zu funktionieren, aber sie bildete einen älteren Entwicklungsstand auf ansprechende Weise nach. Ich wollte wenigstens drei kaufen, auch wenn der Preis verhältnismäßig hoch war, als der Verkäufer mich darauf hinwies, daß zwar

alles automatisch ging, das Jahr allerdings ein Stecksystem war, das eine manuelle Einstellung benötigte.

Ich holte tief Luft. Welchen Grad designerischen Schwachsinn mußte man erreicht haben, um bei einer Uhr für zweihundert Euro, in der wahrscheinlich ein Chip werkelt, der vor über fünfzig Jahren ausreichend für eine Mondlandung gewesen wäre, jedes Element der Anzeige in Retromanier zu automatisieren und ausgerechnet das Jahr dabei auszulassen? Als sei die Digitalisierung aufgebraucht und man sei gezwungen, mit dem Äquivalent des Scoreboards eines Provinzsportplatzes zu improvisieren.

Der Verkäufer sah an den kleinen Wölkchen, die aus meinen Ohren kamen, daß ich nicht begeistert war. Er ging wieder weg und kam mit einer weiteren Uhr zurück. Diese habe nur eine digitale Anzeige, aber verschiedene Alarmer mit variablen Texten und verschiedenen Intervall-Einstellmöglichkeiten, eine Fernbedienung und sogar eine Textanzeige der Tageszeit wie unter anderem ›MORGEN‹, ›ABEND‹, ›NACHT‹; sowie selbstverständlich Datumanzeige im Format, hier mußte er seine Brille zurechtrücken, um die Beschreibung entziffern zu können: dd MMMM yyyy, was so viel heiße, bemühte er sich rasch zu erklären, wie Tag, ausgeschriebener Monat und vierstelliges Jahr. Allerdings ... – ich wollte kein ›allerdings‹ hören – sei sie nicht batteriebetrieben und, hier senkte er seine Stimme, eher für Menschen, die noch älter seien als er und speziell an Demenz litten.

»Ich nehme drei, nein vier.«

Es sah mich leicht erstaunt an. Vielleicht nahm er an, ich sei Einkäufer oder Ersatzbeschaffer für ein Pflegeheim; meinetwegen konnte er glauben, was er wollte, sofern es nur weit von der Wahrheit entfernt war.

Er verschwand erneut und diesmal dauerte es länger, bis er wieder zurückkam. Er entschuldigte sich vielmals,

aber er habe nur noch drei, aber eine andere die etwas kleiner sei, nur einen einfachen Alarm, dafür eine Pufferbatterie hätte. Er zwinkerte unsicher hinter seinen dicken Brillengläsern.

»Ich nehme sie. Alle.«

Er packte jede Uhr aus und stellte sie anhand einer Funkuhr auf der Theke. Eine automatische Einstellung per Funk wäre sicher praktisch gewesen, aber mir kam es weniger auf Sekundengenauigkeit als auf das Jahr an, und ich hatte nicht vor, Zeitzonen zu überschreiten, geschweige denn sie auf Zeitreisen mitzunehmen. Ein weiterer nicht beabsichtigter Pluspunkt war, daß ich die Uhr im Schlafzimmer auf eine falsche Uhrzeit einstellen konnte, so daß die automatische Dimmung nicht den Schlafgewohnheiten eines Huhnes oder Senioren entsprach.

Kaum hatte ich den Laden verlassen, packte ich eine Uhr aus und betrachtete die Anzeige. Es hatte etwas Infantiles oder Vorgeschichtliches, Dinge in die Hände nehmen zu müssen, um sie zu verstehen. Wenn die Uhr nicht so groß gewesen wäre, hätte ich sie mir wahrscheinlich in den Mund gesteckt. *Régression au galop.*

11. Juli 2020. Elfterjulizweitausendundzwanzig.

Wenn es eine Regel gab, nach der die Endpunkte der Zeitreisen bestimmt wurden, dann konnte ich sie nicht extrapolieren; wäre es der 15. Juli gewesen, hätte es wenigstens den Anschein einer gewissen Systematik erweckt – eigentlich war es mir egal.

Das Zeitproblem war gelöst und die Frage, ob sich nicht noch etwas verschoben hatte, eine Kleinigkeit wie der Zeitpunkt oder gar eine Absage der kurzen Sommerfrische womöglich, konnte ich nicht klären, weil ich so vollen treudoofen Vertrauens in einen regulären Zeitablauf gewesen war, daß ich nicht wenigstens auf einer einzigen Kontaktmöglichkeit bestanden hatte. Ich konnte es über das Stu-

dentensekretariat versuchen, aber die Semesterferien hatten gerade begonnen, und ich hatte keine Ahnung, welche Sumpfb Blüten der Datenschutz inzwischen getrieben hatte.

Vielleicht doch endlich zum Friseur. Auch wenn sich meine Welt von einem Augenblick auf den anderen auf den Kopf stellen konnte oder ich mit den Füßen im Himmel auf den Kopf gestellt wurde, hielt das die Haare nicht vom stetigen, anscheinend beschleunigten Wachsen ab. Die Zeitspannen schienen sich zu addieren, egal in welche Richtung es ging. Ob ich auch entsprechend älter wurde? Und wäre ich bald ein greiser Zottel, nur mehr brauchbar als Yeti-Double oder Prophet? Zumindest mußte ich nicht so aussehen.

Der Laden von Danny war – ein Friseurladen.

**Hear the tolling of the bells – Iron bells!
What a world of mournful thought their melody
compels!**

»Hallo Dorain, ich habe *es* bekommen.«

»Hallo Danny, wird mal wieder Zeit für einen Haarschnitt.«

Danny sah mich verwirrt an, zuckte mit den Schultern und wies mir einen Stuhl zu. Ich hatte nonchalant, glaubte ich, das ›*es*‹ ignoriert; vielleicht stellte sich noch heraus, was *das* nun wieder bedeutete.

Aber er erledigte den Haarschnitt zügig und schweigend.

»Okay, fertig.«

Er führte einen Spiegel um meinen Kopf herum, damit ich sehen konnte, daß er sich keinen Scherz mit meinen Hinterkopfhaaren erlaubt hatte – wir hatten das schon, und ich hatte ein halbes Jahr nicht mit ihm gesprochen, weil ich es nicht lustig fand. Er flüsterte fast:

»Macht zweitausendfünfhundert Euro, der Haarschnitt geht aufs Haus.«

Oh.

Er entfernte die Halskrause, verscheuchte ein paar einzelne Haare mit dem Nackenpinsel, befreite mich von dem Umhang, schloß die Tür, drehte die Geschlossen-Seite des Wendeschildes nach außen und schaltete das Licht aus.

»Und du bist dir sicher.«

Nein, aber ich nickte. Er ging voraus in den hinteren Raum, den ich anders in Erinnerung hatte. Die für das Friseurgeschäft notwendigen Utensilien nahmen nur noch die Hälfte des Platzes auf den Regalen ein, während der Rest mit Holz- oder Metallkisten zugestellt war. Danny nahm eine der Metallkisten aus dem Regal. Sie war abgeschlossen, und er öffnete sie mit einem Schlüssel an einem Schlüsselbund, der sehr viele Schlüssel zusammenhielt.

»Die Glock 17 mit Magazin«, nacheinander legte er die einzelnen Teile vor mir auf den Tisch, »fünf Double-Stack Ersatzmagazine, Magazin-Extension, Schnellader, Laser-visier mit grünem Laser, 250 Patronen 9mm Vollmantel, 250 Patronen 9mm Hohlspitz, Schulterholster mit Magazinhalter, zwei Magazintaschen für Double-Stack-Magazine, Reinigungsset, Manual. Einen Gürtel wirst du haben.«

Scheiße, wer hatte mich für einen Krieg angemeldet? Und konnte ich das noch absagen?

»Nicht nachverfolgbar.«

So ernst hatte ich Danny noch nie gesehen.

»Du bist dir wirklich sicher? Ich will nicht wissen, wofür du die Sachen brauchst, aber eine Frage muß ich dir stellen: hast du schon mal geschossen?«

»Bei der Bundeswehr. Mit dem G3. Und mich beinahe einmal mit einer Handgranate in die Luft gesprengt.«

Danny holte tief Luft und atmete mit einem Seufzen aus.

»Du hast also noch nie auf ein lebendiges Ziel, erst recht keinen Menschen geschossen?«

»Äh ... nein.«

»Und was hast du dann vor? Die ganze Ausrüstung ist nicht das, was man für einen Schützenverein oder einen Schießstand braucht. Das ist eine Ausrüstung, um Menschen zu erschießen. Viele Menschen.«

Ich mußte schlucken, einmal, zweimal. Meine Knie waren passierter Apfelmus.

»Es ist nicht leicht, auf Menschen zu schießen.«

Danny packte die Waffe und das Zubehör wieder in die Kiste, entfernte den Schlüssel aus seinem Bund, schloß ab und gab ihn mir.

»Hast du das Geld dabei?«

Natürlich trug ich keine zweieinhalbtausend Euro mit mir herum, und natürlich waren in meiner Briefftasche

mehr als zweieinhalbtausend Euro. Mir fiel keine Ausrede ein, und wenn ich die Wahrheit erzählte, oder das, was ich für ›Wahrheit‹ hielt, würde mir Danny kein Wort glauben und mich für wahnsinnig halten. Wenn er das ohnehin nicht schon tat. Andererseits: würde er einem Wahnsinnigen, selbst wenn er ihn Jahrzehnte kannte, eine Waffe geben?

Danny trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen; ich mußte eine Entscheidung treffen.

»Ich will die Waffe nicht. Nichts davon.«

Zu meinem Erstaunen war Danny nicht erstaunt.

»Ich weiß nicht«, und schon mußte ich wieder lügen, »wie ich überhaupt auf die Idee kam, eine Waffe zu benötigen. Ich kann es mir nicht erklären. Ich bin selbst überrascht.«

Das war lahm, sehr lahm.

»Ich gebe dir das Geld und alles, was es dich noch kostet hat. Und ich entschuldige ... bitte dich um Entschuldigung.«

Danny nickte leicht.

»Was soll ich mit der Waffe machen?«

»Das überlasse ich dir.«

Er blickte mich sehr unfreundlich ein.

»Ich wollte nicht, daß das arrogant klingt. Ich weiß nur einfach nicht, was du damit machen sollst. Oder ich. Ich komme mir vor wie der Junge, der einen Metallbaukasten zu Weihnachten bekam und nichts damit anzufangen wußte. Und heute ist der Baukasten eine Pistole.«

Klang ich weinerlich? Wahrscheinlich. Und um Verständnis heischend, um Vergebung bettelnd? Auch.

»Und erst recht weiß ich nicht, warum ich dich mit so etwas belästigt habe. Warum ich dich deswegen kontaktiert habe.«

Danny sah mich mit einem sonderbaren Ausdruck an.

»Was stimmt nicht?«

»Dorain, ist mit dir alles in Ordnung? Physisch, psychisch?«

Jetzt war ich der mit dem sonderbaren Ausdruck.
»Wieso?«

»Du weißt es wirklich nicht?«

»Was?« Was war das denn jetzt?

»Du hast die Bestellung nicht selbst aufgegeben.«

Schwindel, Schwanken, dann Schwärze. Hatten Friseur Riechsalz? Aber sie waren keine Verhaltenstherapeuten. Doch stank es nach Ammoniak. Ich hustete und machte meine Augen auf. Danny nahm die Flasche mit dem Haarfärbemittel unter meiner Nase weg.

»Wieder da?«

Ich war mir nicht sicher, aber hustete erneut, was als Bejahung der Frage angesehen werden konnte.

»Was war los?«

»Du bist umgekippt.«

Das merkte ich jetzt auch, denn ich lag flach auf dem Boden. Schmerzen verspäteten sich, oder ich war nicht so hart gefallen, wie es zu erwarten gewesen wäre. Ich richtete meinen Oberkörper mühsam auf.

»Was hast du damit gemeint, daß ich die Bestellung nicht selbst aufgegeben habe?«

»Daß du die Bestellung nicht selbst aufgegeben hast.«
Hilfreich.

»Jemand hat mich angerufen und die Sachen in deinem Namen bestellt.«

»Aber eine Waffe ist doch keine Pizza.«

»Kam mir auch komisch vor, aber er wußte, daß ich die richtige Person war, wahrscheinlich die einzige aus deinem Bekanntenkreis mit entsprechenden Verbindungen;

er hatte die richtige Telefonnummer und er hat sich authentifiziert.«

»Authentifiziert? Hat er ein beglaubigtes Schreiben vorgelegt?«

»Er wußte Dinge, die nur du und ich wissen konnten. Eine ganze Reihe Dinge aus unserer Zeit früher, an die ich allein aus dem Grund nicht mehr gedacht hatte, weil keiner von uns sie jemals einem anderen erzählen würde.«

»Und da hast du eine Waffe für mich besorgt?«

»Ja, das erschien mir vor gut zwei Wochen eine gute Idee zu sein. Inzwischen kommt sie mir ziemlich absurd vor, und ich mir ziemlich blöd.«

Ich hätte das Rätsel gerne aufgelöst, das war ich Danny schuldig, aber wenn er den Vorgang mit der Bestellung seltsam fand, was sagte er dann erst zu dem Rest? Und zu dem, der die Bestellung aufgegeben hatte – wenn es der gewesen war, von dem ich vermutete, daß er es gewesen war. *Das war so etwas wie Gott; der gibt jetzt Bestellungen für mich auf.*

Inzwischen stand ich wieder einigermaßen stabil auf den Beinen und wollte eigentlich nur noch schnell weg, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, Fragen beantworten zu sollen, die ich nicht beantworten wollte und konnte. Ich gab Danny den Schlüssel zurück und verabschiedete mich mit dem Versprechen, mich mit einer Erklärung zu melden, wenn ich eine hätte. Danny war es keineswegs unangenehm, daß ich so rasch verschwand, und ich fürchtete, es wäre ihm auch nicht unangenehm, wenn ich mir einen anderen Friseur suchte.

Ich hatte Kopfschmerzen, als ich in meine Wohnung zurückkam, und wollte nur noch auf dem Sofa sitzen und vielleicht eine Flasche Bier trinken. Oder zwei. Mitten auf dem gläsernen Couchtisch lag unübersehbar der Schlüssel.

*I do not know what point in time it is – or dare
Ask when or why I was, or will be, there*

Allein in meiner alten neuen Wohnung fiel es mir immer schwerer, meine Dummheit oder Schusseligkeit oder Hybris oder alles zusammen zu ignorieren. Ich hatte es tatsächlich ruiniert, und der beruhigend gemeinte Ratschlag, man gewöhne sich daran, war selbst unter normalen Umständen eine bloße Quackelei. Wie sollte man sich an den Verlust ›gewöhnen‹, wenn schon bei einer ähnlichen Konstellation der Verlust immer ein anderer, ein neuer, ein bittererer war?

Das Sahnehäubchen auf dem Schmerz war die Ironie, die homerisches Gelächter eher als dessen ursprünglicher Anlaß verdiente. Ich war von einer Freitagnacht an einem Samstagmorgen angekommen, was abgesehen von dem zeitlichen Abstand zunächst auf einen konsistenten Ablauf schließen ließ, dann aber von einer Dienstagnacht zurück zum Ausgangszeitpunkt gelangt, als hätten die vier Tage im zukünftigen September, die ich, nebenbei, schon einmal durchlebt hatte, keine Auswirkung auf den Startpunkt. Da lag die Vermutung nahe, daß es keinen Grund gab, genau zu dem-eben-noch-Jetzt zurückzukehren, wenn ich doch wieder freitagnachts zurückkäme. Ich stellte mir erst gar nicht die Frage, ob ich jetzt vier Tage älter geworden war, oder erst, wenn – wenn, haha – nichts mehr in puncto Zeitherumhüpferei geschähe – dann in 15 Monaten vier oder gleich acht Tage alterte. Sollte ich aber ein Lotterielos kaufen, bestände eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß entweder mein Kopf oder die Sonne explodierte.

Wirklich bitter war, daß ich vielleicht Tage, Wochen, Monate, mein restliches Leben in dieser neuen Zukunft hätte verbringen können, und dann angesichts des inkonsistenten Zeitbreis immer noch rechtzeitig zurückkom-

men hätte können. Prinzipiell. Als Tappergreis wäre ich womöglich von keinem Nutzen mehr gewesen, aber ein paar Jahre mehr oder weniger fielen in meinem Alter nicht mehr so auf wie in der Zeit bis Mitte dreißig. Gewiß hätte sich auch der Bettler wieder eingemischt, aber was sollte er tun? Wenn im Laufe der Zeit alles schief ginge, könnte ich immer noch zurück zu dem Zeitpunkt, und wie jetzt alles dafür tun, daß es nicht so schlimm käme.

Natürlich war auch etwas anderes denkbar mit möglicherweise unangenehmen Auswirkungen: wenn nämlich der Zeitpunkt der Rückkehr nicht der exakte Zeitpunkt der Abreise wäre, sondern in diesem n-dimensionalen Geflecht ein anderer, etwas verschobener, wo ich vielleicht Frederic niemals träfe oder – etwas weiter verschoben – der Mond aus Roquefort bestände. Ich war mir im Moment nicht einmal sicher, ob ich noch in der gleichen Vergangenheit wie vor meiner letzten Exkursion war.

Ich hatte mir diesen Mist nicht ausgedacht.

Aber ich hatte eine weitere Gelegenheit bekommen und sie vernichtet. *Time to get your priorities right, Dorain.*

Jeder, den ich hier kennengelernt hatte und den ich schon vorher gekannt hatte, einschließlich mir, besaß so etwas wie einen individuellen Kern, der – wenigstens im Rahmen der bislang nur leichten Abweichungen der Zeitlinien voneinander – gleichblieb. *Das, was es ist, zu sein** ließ sich von ein paar – oder ein paar Billionen – Abzweigungen, Aufspaltungen, Verästelungen der Zeit nicht beeinflussen, auch wenn es bisweilen wie bei Danny so schien.

Und deshalb war Nina, auch wenn sie hier jemand war, der mich außerhalb des Unterrichts nicht kannte, eine Art Inkarnation der unveränderlichen »Nina«-Substanz und somit meine Priorität. Nach der letzten Begegnung wäre

*τὸ τί ἦν εἶναι

vorgebliche Neutralität nur eine noch offensichtlichere Selbstlüge gewesen.

Allerdings blieb eine marginale Frage offen: ob sie überhaupt mitkäme. Und ob sich nicht vielleicht doch die Vergangenheit inzwischen verändert hatte. Und noch genug Bier in meinem Kühlschrank wäre.

***Is all that we see or seem
But a dream within a dream?***

Die nächsten Tage verbrachte ich in einem Traum ohne Träume, aber gerade deswegen in immer angespannterer Erwartung. Niemand meldete sich, und wenn ich gelegentlich die Wohnung für Erledigungen verließ, schien sich nichts geändert zu haben. Die Dächer der Häuser hoben sich kaum vor dem Himmel ab, der grau war wie immer; gingen Menschen umher, waren sie Schatten wie ich selbst, deren Fehlen niemandem auffiele; wo vertrocknetes farbloses Unkraut kein Hindernis war, verschmolzen Fassaden und Gehwege, bis die Welt die verwaschene Version einer Vision von Wiene oder Murnau war. Aber nicht die aus dem »Rosenkavalier« oder »Tabu«.

Einmal schaltete ich den Fernseher ein, wo ich Leidensgenossen erwartete in Casablanca, die ebenso nichts anderes taten als warten ... und warten ... und warten, wobei ich mir nicht sicher war, ob ich nicht besser bliebe und mich nicht auf eine ungewisse Zukunft einließe. Andererseits ... Dann fiel »Casablanca« aus, und Chaplin nervte mich mit seiner Signaturrolle als ›Tramp‹, wodurch sich sofort wie bei den meisten Filmen Chaplins das Buster Keaton-Syndrom einstellte. Während ich dem Gewatschel in der Hoffnung folgte, ein winziger Zeitsprung erlöse mich – fünfundachtzig Minuten hätten mir bereits gereicht – fiel mir auf, daß ich bei Buster Keaton eher an Frederic dachte, oder bei Frederic an Keaton, und sich zugleich eine unerwünschte Parallele zwischen der Situation der Figur aus »City Lights« und meiner nicht leugnen ließ. Wenigstens hatte ich weder Melone noch einen Stock noch einen bescheuerten Schnurrbart, der an Absurdität nur noch von dem des GröSchnaZ und dem Schmierfett von Groucho übertroffen wurde. Irgendwann wurden Blinde wieder

sehend, und es war vorbei. Mir hatte niemand eine weiße Rose geschenkt. Und vorbei war es auch noch nicht.

Nicht nur in meinem Leben lief die Zeit nicht in die übliche Richtung: erst der zwischen Marseille und Oran abgeoffene »Casablanca« von 1942, dann die 31er „City Lights“, und dann etwas von einer Produktionsfirma, von der ich im Gegensatz zu Warner Bros. und United Artists nie etwas gehört hatte, die also wahrscheinlich noch älter war. Ein schlichtes Logo mit stilisierten Federhaltern und Spitzfedern: Bray Studios. Ich hielt das Programm an; wenigstens diese Funktion deutete auf eine Zukunft jenseits von Stumm- und Schwarz-Weiß-Filmen hin. Und jetzt noch die Trägheit überwinden, die weniger ein Massenproblem als eines der Bequemlichkeit war. Eins und zwei und drei. Genausogut hätte ich auf einer Trage festgeschnallt sein können. Zwei – drei. Meine Fortbildung in Dingen, die mich nicht interessierten, mußte warten; der allwissende Krämerladen mochte inzwischen stark müffeln, aber für so etwas war er zu gebrauchen.

Es war ein Zeichentrickfilm, von dem ich noch nie etwas gehört hatte, wobei ich von frühen Animationsfilmen auch nur »Steamboat Willie« und – schon etwas später – die Cartoons von Tex Avery kannte. »Blitz Wolf« hätte gut zu »The Great Dictator« gepaßt, aber wer immer auch das Programm zusammenstellte, erkannte die naheliegendsten Verbindungen nicht; oder hatte vielleicht Angst vor einer Shitstorm-Attacke der intellektuell leichtgewichtigen Wokeness-Brigade, sollte Averys *Loup-garou* sein Unwesen treiben. Wieviel Stout hatte ich eigentlich schon getrunken? Möglicherweise lag es nicht nur an Lustlosigkeit, daß das Aufstehen nicht gelingen wollte. Ich blieb beruhigt sitzen.

Die Tonspur des Films knisterte wie Cellophan beim

Auspacken eines Bitterschokoladen-Toffees; kein Stummfilm? Das Telefon klingelte.

»Entschuldigen Sie Herr Herbst, daß ich Sie so spät störe, aber es geht um das Wochenende mit den Teilnehmern Ihrer Übung.«

Das Knistern aus dem Fernsehgerät wurde aufdringlicher. *Aufblende: Ein nicht zu langer Gang mit beidseitig Türen in gleichem Abstand wie bei einem Hotel oder einer größeren Pension. Der Gang selbst war zwar noch leer, aber die Türen waren schon in Bewegung, immer wieder wurde eine ein wenig geöffnet und schnell wieder geschlossen, es schwirrte im Gang von solchen Türöffnern und -schließern.*

»Ja?«

»Ich wollte Sie bitten, daß Sie unsere Gastgeberin benachrichtigen, daß ich eigentlich zu Julian wollte und wir beide dort dann abgeholt werden. Aber Julian ist sich nicht sicher, ob er mitkommt, so daß ich jetzt bei Lea bin.«

»Hmm. Und Sie sind?«

»Oh, entschuldigen Sie. Habe ich das vergessen? Niklas, Niklas Herr.«

Aus der Ferne kam langsam ein kleines von einem Diener geführtes Wägelchen, welches Akten enthielt. Ein zweiter Diener ging daneben, hatte ein Verzeichnis in der Hand und verglich danach offenbar die Nummern der Türen mit jenen der Akten. Die Lakaien waren Mäuse in Spanischer Livrée aus dunkelgrauem Samt mit schwarzer Schärpe.

»Herr Herr, äh, darf ich Sie Niklas nennen? Ich habe keine Kontaktdaten von Frau Lírio, aber sie wollte mich vor dem Wochenende anrufen. Dann werde ich ihr das mitteilen.«

»Vielen Dank, Herr Herbst. Eine gute Nacht noch.«

Vor den meisten Türen blieb das Wägelchen stehn, gewöhnlich öffnete sich dann auch die Tür und die zugehörigen

Akten, manchmal auch nur ein Blättchen – in solchen Fällen entspann sich ein kleines Gespräch vom Zimmer zum Gang, wahrscheinlich wurden dem Diener Vorwürfe gemacht – wurde ins Zimmer hineingereicht. blieb die Tür geschlossen, wurden die Akten sorgfältig auf der Türschwelle aufgehäuft.

Das Telefon klingelte.

«Guten Abend, Herr Herbst. Hier ist Julian Lohmann von der Übung über die Serienkillerinnen. Hat Sie Niklas angerufen? Ich kann ihn nicht erreichen.»

»Ja, er teilte mir mit, daß Sie nicht an dem Ausflug teilnehmen.«

»Ungeschickterweise habe ich mich mit dem Datum vertan und kann jetzt doch mitkommen. Niklas wollte eigentlich zu mir kommen, damit wir zusammen bei mir abgeholt werden.

Jetzt habe ich mir gedacht, daß ich stattdessen zu ihm gehen könnte. Würden sie bitte Isabel mitteilen, daß Niklas und ich bei ihm abgeholt werden?«

»Niklas wird bei Lea sein, hat er mir mitgeteilt.«

»Das ist ungünstig. Können Sie Lea benachrichtigen?«

»Leider habe ich keine Kontaktdaten.«

»Oh, dann tut es mir leid, Sie gestört zu haben. Ich werde weiterhin versuchen, Niklas zu erreichen. Eine gute Nacht wünsche ich Ihnen.«

Ich sah fasziniert der Verteilungsarbeit der Mäuse zu. Sie ging, je weiter sie fortschritt, immer weniger glatt von statten, entweder stimmte das Verzeichnis nicht ganz oder waren die Akten für den Diener nicht immer gut unterscheidbar oder erhoben die Herren aus andern Gründen Einwände, jedenfalls kam es vor, daß manche Verteilungen rückgängig gemacht werden mußten, dann fuhr das Wägelchen zurück und es wurde durch den Türspalt wegen Rückgabe von Akten verhandelt.

Das Telefon klingelte.

»Hallo Herr Herbst, Niklas noch einmal. Ich habe gerade mit Julian geredet, und wir haben beschlossen, uns doch bei ihm zu treffen. Lea kommt dann auch dorthin. Wenn Sie das Isabel bei Gelegenheit mitteilen könnten.«

»Okay. Gute Nacht.«

Mich interessierte wirklich, wie die Bewohner der Zimmer gestaltet waren, denen die Mäuse die Akten vorbeizubringen versuchten. Vielleicht, soweit ich das erkennen konnte, wie hochnäsige weiße Ratten in einem hechtgrauen Rock mit Stehkragen und Silberborten.

Das Telefon klingelte.

»Guten Abend, Herr Herbst. Lea hier. Von der Übung. Ich schwieg.«

»Hallo?«

»Ich höre Ihnen zu.«

»Wissen Sie vielleicht, warum Niklas, das ist einer der anderen Studierenden, auf einmal nicht mehr zu mir kommen will, damit wir gemeinsam zu der Burg fahren? Er hat mich gerade angerufen und gesagt, daß er nicht zumirkäme, dann wurde dummerweise das Gespräch unterbrochen. Und jetzt ist ständig besetzt.«

»Mich hat gerade Herr Herr angerufen, weil Herr Lohm... «

Das Telefon piepste. Bei mir oder bei ihr? Die Verbindung war unterbrochen, und ich hörte nur ein entferntes Summen.

Diese Verhandlungen machten schon an sich große Schwierigkeiten, es kam aber häufig genug vor, daß, wenn es sich um die Rückgabe handelte, gerade Türen, die früher in der lebhaftesten Bewegung gewesen waren, jetzt unerbittlich geschlossen blieben, wie wenn sie von der Sache gar nichts mehr wissen wollten. Dann begannen erst die eigentlichen Schwierigkeiten.

Das Telefon klingelte.

»Entschuldigen Sie die Störung. Mir hat gerade Lea, also Frau Agethen, eine Mail geschickt, daß ihr Gespräch mit Ihnen unterbrochen wurde, weil ihr Akku leer ist.«

»Und Sie sind?«

»Äh, Julia Schreiner. Aus Ihrer Übung. Die mit dem Referat zu Aileen Wuornos.«

»Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Lea sagte mir, sie wollte Sie fragen, weswegen Niklas nicht zu ihr kommen wolle. Sie ist da, hm, etwas empfindlich. Emotional.«

»Bevor ich Ihnen versuche zu antworten: gibt es nicht so etwas wie eine Gruppenfunktion bei einem Messenger wie WhatsApp? Warum benutzen Sie das nicht? Es würde die Angelegenheit vereinfachen.«

»Würden Sie daran auch teilnehmen? Dann würde ich es den anderen vorschlagen.«

Da fiel meine Klugscheißerei postwendend auf mich zurück. Lügen? Nein.

»Ich kenne mich damit nicht aus. Und bevor Sie beginnen, es mir zu später Stunde zu erklären: ich will mich nicht damit auskennen.«

»Schade.«

Das war das erste ›schade‹, daß sich genau wie ›alter Sack‹ anhörte.

»Wie wäre es mit einer Telefonkonferenz?«

»Hmm«, machte der alte Sack.

»Wenigstens eine Dreierkonferenz. Oder makeln?«

»Ich kann meinen Finger in eine der zehn Öffnungen stecken und die Wählscheibe dadurch in Bewegung setzen.«

Sie lachte. Keine Ahnung, ob sie wußte, was eine Wählscheibe ist.

»Einen Augenblick, bei mir klopft gerade jemand an.«
Ließ sich der betreffende Herr auf Verhandlungen über-

haupt ein, gab es sachliche Besprechungen, bei welchen sich der Diener auf sein Verzeichnis, der Herr auf seine Vormerkungen und gerade auf die Akten berief, die er zurückgeben sollte, die er aber vorläufig fest in der Hand hielt, so daß kaum ein Eckchen von ihnen für die begehrliehen Augen des Dieners sichtbar blieb. Auch mußte dann der Diener wegen neuer Beweise zu dem Wägelchen zurücklaufen, das auf dem ein wenig sich senkenden Gang immer von selbst ein Stück weitergerollt war, oder er mußte zu dem die Akten beanspruchenden Herrn gehn und dort die Einwände des bisherigen Besitzers für neue Gegeneinwände austauschen.

»Sorry, es dauert noch ein bißchen. Ich muß noch jemanden anrufen. Einen Augenblick noch.«

Solche Verhandlungen dauerten sehr lange, bisweilen einigte man sich, der Herr gab etwa einen Teil der Akten heraus oder bekam als Entschädigung einen andern Akt, da nur eine Verwechslung vorgelegen hatte, es kam aber auch vor, daß jemand auf alle verlangten Akten ohne weiters verzichten mußte, sei es daß er durch die Beweise des Dieners in die Enge getrieben war, sei es daß er des fortwährenden Handelns müde war, dann aber gab er die Akten nicht dem Diener, sondern warf sie mit plötzlichem Entschluß weit in den Gang hinaus, daß sich die Bindfäden lösten und die Blätter flogen und die Diener viel Mühe hatten, alles wieder in Ordnung zu bringen. Aber alles war noch verhältnismäßig einfacher, als wenn der Diener auf seine Bitten um Rückgabe überhaupt keine Antwort bekam, dann stand er vor der verschlossenen Tür, bat, beschwor,

»Ich bin wieder da, also das mit Lea ist bald geklärt. Niklas hat mich gerade angerufen und mir das mit Julian erklärt. Ich werde Lea noch eine Mail schreiben, dann ist sie auch auf dem aktuellen Stand. Ich wünsche Ihnen noch eine gute Nacht.«

Ich grunzte.

»Und wenn sich noch etwas Neues ergibt, werde ich Sie informieren.«

Dann verließ auch diesen vorzüglichen Diener manchmal die Selbstbeherrschung, er ging zu seinem Wägelchen, setzte sich auf die Akten, wischte sich den Schweiß von der Stirn und unternahm ein Weilchen lang gar nichts, als hilflos mit den Füßen zu schlenkern.

Das konnte ich nur zu gut nachvollziehen.

Inzwischen hatte der Diener seine Arbeit beendet, nur ein einziger Akt, eigentlich nur ein Papierchen, ein Zettel von einem Notizblock, war durch Verschulden der Hilfskraft im Wägelchen zurückgeblieben und nun wußte man nicht wem ihn zuzuteilen.

»Das könnte recht gut mein Akt sein«, gieng es mir durch den Kopf.

Das Telefon klingelte.

Ich hatte Kopfschmerzen. Aus Gründen. Und es war zu hell. Das Display meines Telefons meldete verpaßte Anrufe.

Als ich die Sprachbox abhörte, stellte sich nach ein paar der aufgezeichneten Anrufe heraus, daß Niklas bei Julian warten würde, Lea bei sich in ihrer Wohnung und Julia weiterhin nicht mitkäme. Ein alles in allem erfolgreicher Diskurs – wie meistens. Ich überlegte, was ich das nächste Mal machen könnte, falls mir das nüchtern passierte. Captain Culpeper hatte das mit einem zweiten Telefon gelöst, so daß zwei Hörer gegenüber auf seinem Schreibtisch lagen und deswegen seine Frau und Tochter unmittelbar miteinander disputieren konnten. Die Urform der Dreierkonferenz, aber mein entgeisterter Blick entspräche zweifellos auch dann dem von Spencer Tracy. Ein Billet, das ein Kammerdiener auf einem silbernen Tablett überbrächte, mit der handgeschriebenen Bitte, zu einem mir

genehmen Zeitpunkt mich im Salon sprechen zu dürfen – das wäre so stilvoll wie wünschenswert. Oder ich würde die Batterien aus dem Telefon nehmen.

Während sich die Spinnweben in meinem Kopf auflösten, stellte ich mir die eigentlich naheliegende Frage, warum ich ausgerechnet gestern angerufen wurde. Ich hatte Uhren! Und sie zeigten alle an, daß heute bereits Donnerstag war, damit morgen der Beginn des langen Wochenendes. Ich überlegte, ob ich eine der Uhren für alle Zeitfälle mitnehmen sollte, aber die Anzeige der Tageszeiten war bereits defekt und von den für Demenzkranke sinnvoll orientierenden Angaben funktionierte nur noch ›VOR MORGEN‹, und selbst das nur auf Englisch: ›BEFORE DAWN‹. Walisisch war auch noch eine Option, weil der Hersteller das vielleicht als Weltsprache der Dementen betrachtete. ›CYN Y WAWR‹. Chinaschrott.

*Where the rivers of madness stream
Down the gulfs to pits of dream*

Ich sollte ein paar Dinge zusammenpacken. Mir kam das Kinderspiel in den Sinn; das war der Einfluß der Uhren. »Ich packe meinen Koffer und nehme eine Zahnbürste mit.« Nur befanden sich Koffer oder Reisetasche nicht da, wo ich sie in Zukunft aufbewahren würde. »Ich packe meinen Koffer und nehme eine Zahnbürste mit und einen Koffer.« Wo war ein Koffer? Wo hatte meine alte Version solche Dinge hingepackt? »Ich suche einen Koffer und nehme gar nichts mit.« Wo, wo, wo. Für Amazon war es zu spät und ich wußte nicht, wo ich einen Koffer kaufen sollte. Gab es hier Kaufhäuser? Hatten die Koffer? Wurden überhaupt noch Koffer in Geschäften verkauft? Bei allem, was man nicht jeden Tag neu benötigte, konnte man inzwischen davon ausgehen, daß es gut wäre, es nicht sofort zu brauchen, oder noch besser, überhaupt nicht.

Hatte ich so etwas wie einen Keller, wo überflüssige Dinge darauf warteten, vergessen zu werden? Die Kombination zweier Schlüssel mit dem Plastikschild ›Keller‹ an dem Schlüsselbrett im Flur deuteten darauf hin.

Als ich die Wohnung verließ, stolperte ich über ein silbernes Tablett, das jemand auf die Fußmatte unmittelbar vor meiner Tür gelegt hatte. Ein stahlgrauer Umschlag flatterte zur Treppe hin, blieb auf der ersten Stufe liegen. Ein intensiver, nicht unangenehmer Geruch entströmte ihm. Flieder? Nein; nicht ganz. Leichte Süße, ein Hauch geriebener Zitronenschale, blütenfrisch, sanft wie dünne Seidenstrümpfe, die gebräunte Beine umgarnen, blaßblauer Klang einer entfernten Panflöte, Wärme auf weicher Haut, gelber Hauch eines tänzerisch präzisen Schrittes, Lichtreflexe auf Wassertropfen, die das helle Grün leicht im Wind sich bewegenden Laubs reflektieren ... es roch wie – Sonnenaufgang.

Ich hob den Umschlag auf und öffnete ihn; er enthielt ein schwarzes Billet mit einer knappen Mitteilung in einer irisierend glänzenden Schrift: »Überdenken Sie Ihre Prioritäten«. Das synästhetische Erlebnis verblaßte schneller als die Schrift. Ich drehte die Karte um, und invertiert wie das Negativ eines Schwarz-Weiß-Photos manifestierte sich ein mir nur zu bekanntes Motiv. Fast wirkte es, als grinste der Umschlag höhnisch.

Während ich verhältnismäßig ruhig die Treppen zum Keller hinunterging, dachte ich an meine naive Vorstellung, mein Schicksal allein entscheiden zu können. Andererseits war die Mahnung moderat, so daß ich mir keine größeren Gedanken machte. Eine leichte Anpassung meiner Prioritäten und alles wäre gut.

Tatsächlich fand ich einen alten Lederkoffer im Keller, der wegen eines defekten Verschlusses auf einer Seite von einem um ihn gelegten, wenigstens ebenso alten Gürtel unterstützt wurde. »Ich habe einen Koffer und ich packe ihn mit einer Zahnbürste und einer Packung Zahnseide.« Und mit was noch? »Ich packe meinen Koffer und nehme mit: eine Zahnbürste und Zahnseide und KiKaCasualwear.« Der Kettensatz des Kinderspiels hatte die gleiche Wirkung wie ein Mantra; er beruhigte und ermöglichte die Verdrängung von – »Ich packe meinen Koffer und ich nehme mit: eine ZiZaZahnbürste und ZiZaZahnseide und KiKaCasualwear und ein SiSaSixpack Stout.« Das besser nicht. Wie ernst war die Mitteilung wirklich gemeint? »Ich packe meinen Koffer und nehme mit: meine ZiZaZahnbürste und ZiZaZahnseide und KiKaCasualwear und mein QuieQua-Quietscheentchen.« Und was erwartete mich die nächsten Tage? Am liebsten hätte ich die Tür von innen abgeschlossen und mich verkrochen, aber ich hatte den Verdacht, daß dem Vorschützen einer Erkältung oder der Pest kein Erfolg beschert wäre. »Ich packe meinen Koffer und

nehme mit: meine ZiZaZahnbürste und meine ZiZaZahnseide und KiKaCasualwear und mein QuieQuaQuietschentchen und meine GliGlaGlock.«

Ich packte noch DieDaDiesesda und JeJeJenesda ein, und teilweise wieder aus und teilweise wieder ein.

Wegen all dem Hin und Her wußte ich nicht mehr, wann mich Isabel anrufen wollte, erst am Morgen oder noch am Abend. Also mühte ich mich, wach zu bleiben, bis ich mich dann doch dafür entschied, daß der Anruf morgen käme. Kaum schloß ich meine Augen, als die Klingel läutete und fast gleichzeitig ein Auto hupte. Die helle 7-Segmente-Anzeige des uralten Radioweckers ließ ihn die Augen wesentlich schneller wieder zusammenkneifen als er sie geöffnet hatte. Hätte doch damals Saba wie Grundig bereits einen Photowiderstand eingebaut. Und das Radio so empfangsstarke machte, daß er nicht immer die Summer-Funktion verwenden mußte, die jetzt, nachdem er durch das Klingeln geweckt worden war, ohnehin überflüssig war. Seine Hand fand routiniert die Abschalttaste. Es hupte schon wieder. Er hatte vergessen, den Wecker auf eine Stunde früher zu stellen. Er öffnete das Fenster und versuchte, durch unkoordinierte Gesten mitzuteilen, daß er verschlafen hatte. Vom Rücksitz winkten lachend Stefanie und Sabine, und nur um ihn zu ärgern, drückte Dirk noch zweimal auf die Hupe. Wenn das sein Vater wüßte.

Er ging ins Bad, urinierte, zog sich rasch an, für Morgentoilette wäre später noch Zeit, wenn sie angekommen waren. Wo wollten sie eigentlich hinfahren? Und das so früh. Er stopfte in eine große Sporttasche Unterwäsche, Socken, T-Shirts, ein Kapuzenshirt, eine Ersatzjeans, Handtücher und die notwendigsten Toilettenartikel, wie Zahnpasta- und -bürste, eine Haarbürste, ein neumodisches Waschgel, ein kleines Kunstlederetui mit nützlichen Utensilien, das er bei Hotelaufenthalten mitgenommen und

durch ein paar erste Hilfe-Utensilien ergänzt hatte. Noch etwas vergessen? Badehose und Badesandalen, Sporthose und Turnschuhe. Auch wenn ihm momentan das Ziel nicht präsent war: ein Opernbesuch war sicher nicht Bestandteil des Ausflugs-wohin-auch-immer.

Keine zehn Minuten später stürzte ich zur Haustür hinaus, und da stand mein Bruder lässig an Motorhaube seines unverkennbaren BMWs gelehnt, den er sich von seinem ersten selbstverdienten Geld gekauft hatte.

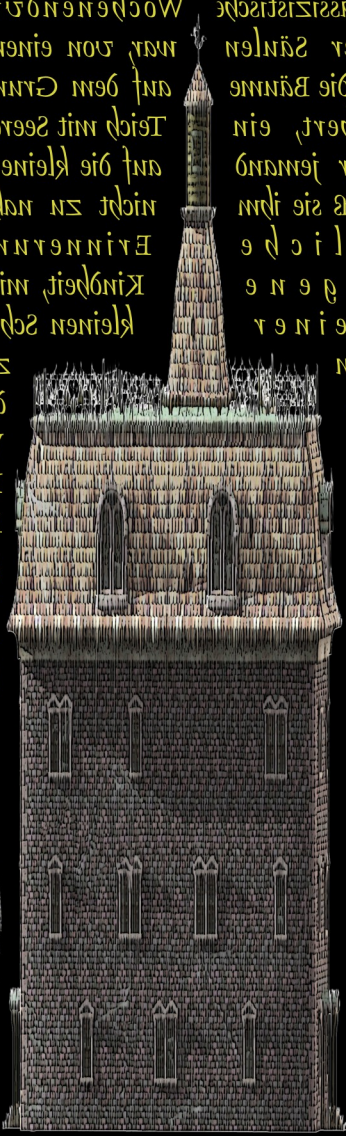
»Bist du fertig? Unsere Mutter wartet schon.«

Während ich die neununddreißig Stufen hinuntereilte, waren vier Jahre vergangen. Ich tat so, als sei das ebenso selbstverständlich wie die andere Kleidung, die ich jetzt trug, und setzte mich auf den Beifahrersitz, sah demonstrativ uninteressiert aus dem rechten Fenster und schwieg.

Welchen Unterschied sollte es machen, ob und welche Fragen ich in einem Traum stellte? Sofern es ein Traum war. Wenn ich in einem Traum davon träumte zu wissen, daß der Traum, den ich träumte, ein Traum war, bezog sich dann dieses Wissen nur auf den inneren Traum oder auch auf den äußeren?

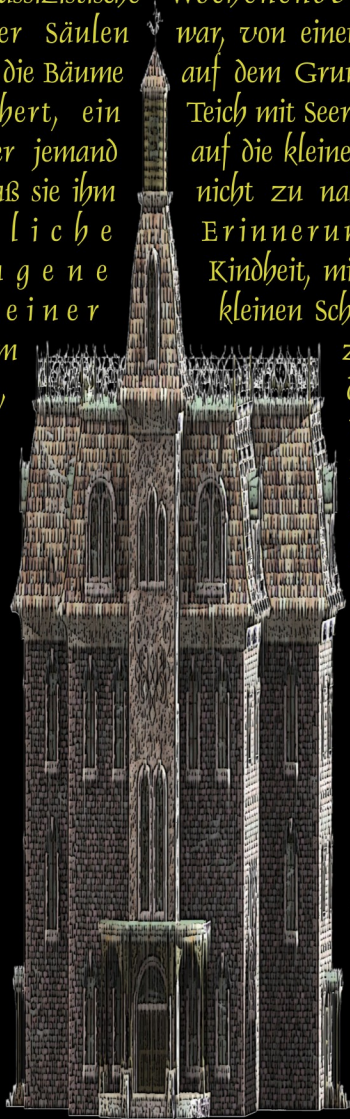
Wir fuhren durch eine Gegend, die als Gegend zu bezeichnen, ihr zuviel Ehre angetan hätte. Ich sah das nicht das erste Mal. Im Nordhessen und Ost-Westfalen umspannenden Niemandsland hätte nicht nur die Redewendung von Fuchs und Hase, die sich ›Gute Nacht‹ sagen, erfunden werden können, es gab da auch Straßen, die, wenn sie leicht anstiegen und dadurch der Horizont nahe heranrückte, jeden eigentlich von der bereits aristotelischen und sogar früheren Auffassung der Erde als Kugel Überzeugten, unmittelbar durch eigene Anschauung zum Ungläubigen werden ließen: dahinter, gleich da hinter dem Rand, mußte man unweigerlich ins Nichts herabfallen. Auf so einer Straße fuhren wir.

Später kamen wir an unserem Wohnort an, das eine
 eine neoklassizistische Wohnvilla in der
 war von einem eisenen Zaun
 auf dem Grundstück von Eisen
 Teich mit Seerosen dicht bedeckt
 auf die kleine Emily aufpassen
 nicht zu nahkam. Es waren
 Erinnerungen an eine
 Kindheit mit meiner Mutter
 kleinen Schwester selbst mit
 zwei Jahre älteren
 der schon damals
 Vater nachfetzte
 Limonade, die
 Mutter für ihre
 gemacht hatte, an
 vorbeikomende
 verkantete. Bei
 der Nacht



mit meiner
 geliebte
 gleiche
 war sie ihm
 wo immer jemand
 überwacht, ein
 die Bäume
 gefächter Säulen
 eine neoklassizistische
 Wohnvilla in der

Später kamen wir an unserem Wochenendhaus an, das eher eine neoklassizistische Wochenendvilla inklusive gefälschter Säulen umgeben, die Bäume überwuchert, ein Teich mit Seerosen dicht bedeckt, auf die kleine Emily aufpassen nicht zu nahekam. Es waren Erinnerungen an eine Kindheit, mit meiner Mutter, kleinen Schwester, selbst mit zwei Jahre älteren Bruder, unserem Vater nachieferte Limonade, die Mutter für ihre Familie zufällig Kinder den uns





erwachsenen Nachbarn und deren Kindern traute er sich nicht, aber diese Zurückhaltung gab sich im Laufe der Jahre.) Das Haus sah nicht so aus, wie ich es in Erinnerung hatte.

Ich ging um das mir fremdgewordene Haus und sah überrascht ein Mädchen auf einer Schaukel.

»Em!«

Emily drehte sich um und sah mich nicht an. Sie wirkte verändert, älter, als ich sie in Erinnerung hatte, aber meine Erinnerung konnte mich auch täuschen, waren doch einige Jahre vergangen, als ich sie als Kind gesehen hatte.



Zum Tee sitzen wir im Garten um den großen Tisch. Emily ist bereits da, mein Bruder und ich und eine zufällig vorbeigekommene Nachbarin auch. Edgar schenkt uns allen Tee an. Edgar ist unser Bediensteter..

Emily ist jetzt alt genug, um schwarzen Tee zu trinken. Das durfte sie früher nicht.





M e i n
B r u d e r
s i t z t i n d e m
S e s s e l u n s e r e s
V a t e r s . D e r
V a t e r i s t a u f R e i s e n .

Die Mutter fühlt sich etwas unwohl...

Sie verträgt die Sonne nicht mehr so gut.
Wir haben sie in den
Schatten
gesetzt.



Die Sonne geht unter. Es
wird kühl. Darum gehen wir
in das Haus.





Im Haus ist es
auch etwas frisch. Der
Kamin macht nicht warm, denn ein
Holzscheit ist zu wenig. Außerdem brennt
er nicht richtig.



Edgar hat schon für
Nachschub gesorgt.

Edgar ist ein Schatz.





Das Feuer
brennt jetzt gut, aber es ist immer noch zu kühl.

Jemand hat eine lustige Idee:
»Wir machen es schön warm.«

Und da ist auch schon ein Kanister.



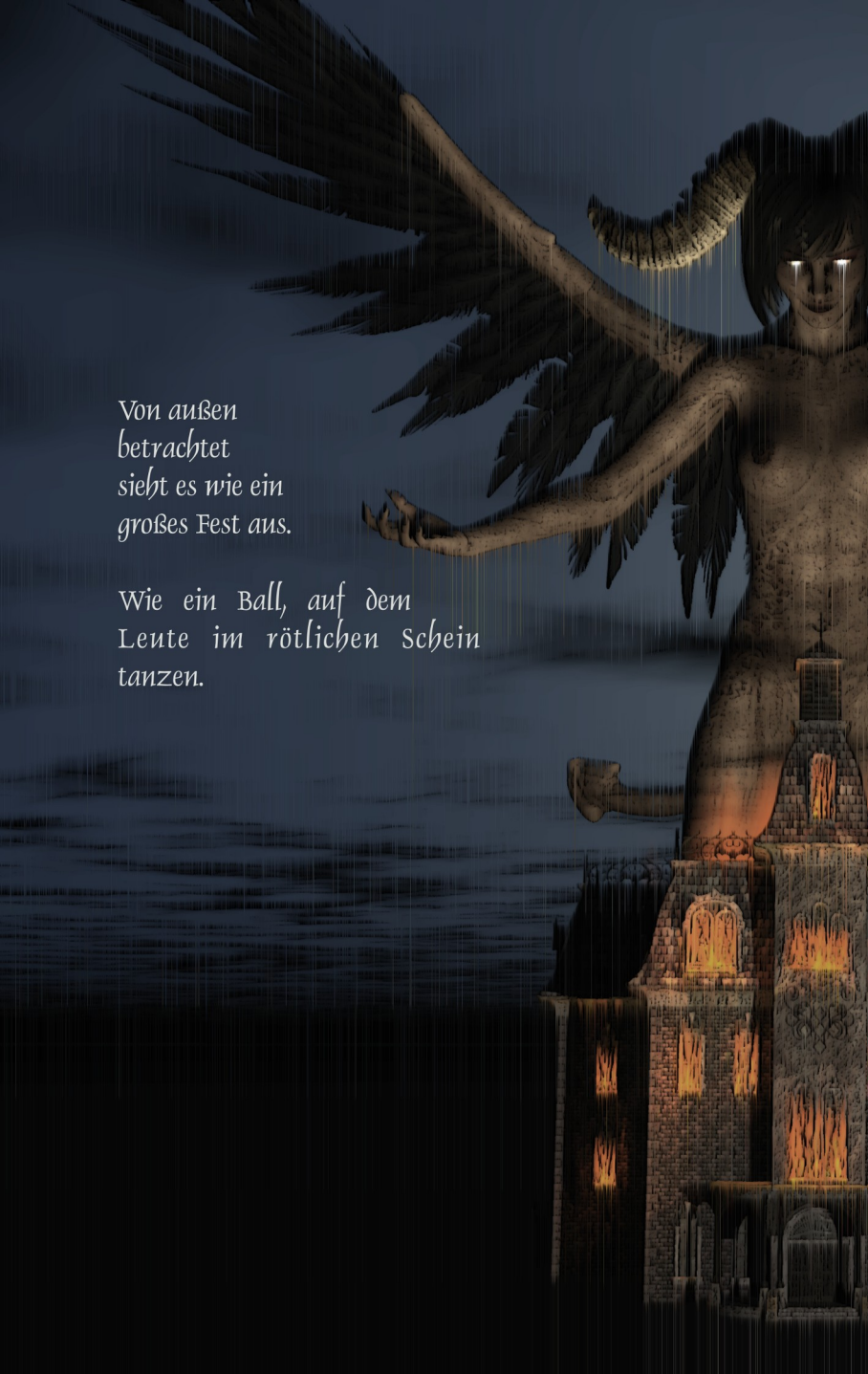
Heisa! was knistern
und knacken die
Holzscheite im
Feuerofen.

Da hilft kein
Wunder mehr.

Jetzt ist es
wohlig
warm .

מוֹנֵה מוֹנֵה תִּקְלֵךְ





Von außen
betrachtet
sieht es wie ein
großes Fest aus.

Wie ein Ball, auf dem
Lente im rötlichen Schein
tanzen.



Ich bin aber
nicht eingeladen
und muß plötzlich weg.

Ich winke und gehe etwas
bedrückt meines Weges.
Und die ...

... Türglocke weckte mich auf. Saved by the bell. Es war aber kein Aufwachen; ebensowenig wie *das* ein Traum war.

Jemand hatte durch den versiegelten Deckel unangenehm tief in die Truhe mit erinnerten Ereignissen und Emotionen, geschehenen und eingebildeten und veränderten, hineingegriffen, und Dinge herausgeholt, um damit ein Wahngelbilde in 70-mm und Technicolor zu formen. Meine Dinge. Meine Erinnerungen und Gefühle. Meine Ängste.

Ich öffnete meine Augen, um die Bilder zu verschrecken, aber meine Augen waren offen; die alltäglichen Gegenstände im Raum fanden ihre Konturen wieder, blieben dabei aber schmerzhaft bunt. Ich schloß meine Augen, weit, eng: es machte keinen Unterschied. Was ich als Chimäre, schlimmstenfalls als Wiederkehr der früheren Halluzinationen, zu bagatellisieren versuchte, war eine Vision gewesen, zugleich Offenbarung und Unheilsverkündigung.

Und obgleich es einige und einiges mit dieser Fähigkeit der Überwältigung der Sinne gab, war ich mir sicher, daß es weder die *ofs* noch Maja gewesen waren. Die *ofs* waren plump, unbeholfen, nahezu vulgär in ihrer primitiven Direktheit – und ihren unerfreulichen körperlichen Folgen, während Majas Illusionen sich zu dieser Erfahrung verhielten wie die mit Rötelkreide erstellte Skizze zum Ölgemälde. Es gab momentan nur zwei Wesen, denen ich diese überwältigende Attacke zutraute, und ich hoffte, nicht ins Blickfeld des einen geraten zu sein, denn dann konnte ich froh sein, wenn ich es bis zur Tür schaffte, ohne mich in einen amorphen Nebel oder – weniger geschmackvoll – Klumpen verdrehten Fleisches zu verwandeln. Die Tür. Es hatte irgendwann geklingelt, gestern oder eben, morgen?

Vor der Tür lag ein silbernes Barocktablett mit einem Spiegel als Ablagefläche, auf dem ein einmal gefaltetes Billet aus elfenbeinfarbenem Ingres-Papier wartete. Wenigstens nicht schwarz. Und duftlos. Auf dem aufgeklappten Papier stand in einer präzisen, etwas ungewöhnlichen Druckschrift »Bedenken Sie Ihre Priorität«. So erleichtert ich war, daß nicht Nüx verantwortlich für die Vision war, so verärgert war ich gleichzeitig. *Seine* Prioritäten, nicht *meine*. Und mußte dazu dieser Aufwand getrieben werden? Ich wußte bereits, zu was er fähig war, und wie oft wollte er mich noch daran erinnern? Bekäme ich demnächst noch eine Schachtel Pralinen und einen Strauß Rosen? Andererseits war die Sache mit Rag-Dev anscheinend von solcher Bedeutung, daß mir in einer künftigen Neuauflage der »Dialogi« Gregors des I. ein Kapitelchen gewidmet würde – was angesichts der Entstehungsgeschichte auch nicht auffiele. Und möglicherweise war dieses *Geschenk* nicht bloß eine bombastische Erinnerung an etwas, das ich bestimmt nicht vergaß – vielleicht in seiner Bedeutung minimal relativierte, sondern hatte, wie alle Visionen üblicherweise, Bedeutungsebenen, die nicht offen lagen. Es konnte nur dem religiös-verdrehten Komplex einfallen, ein unverständliches Rätsel als Ergebnis einer Offenbarung zu verkaufen, denn Offenbarungen waren wie gutgemeinte übersetzte chinesische Bedienungsanleitungen, ohne die der betreffende Gegenstand verständlicher war. Abgesehen davon – und hier waren nicht chinesische Gebrauchsgegenstände gemeint –, wäre vieles ohne aufgeblähtes Geraune gar nicht erst zum Problem geworden. Was also sollte die Vision?

Kaum hatte ich mich auf mein Sofa gesetzt, um nachzudenken, klingelte es. War das jetzt die Fortsetzung? Offenbarung des Geoffenbarten? Es klingelte wieder.

Eine Fahrt

Weil es Freitag war. Weil es neun Uhr war. Weil ich um diese Zeit abgeholt werden sollte und weder fertig noch bereit war. Ich griff mir den Koffer und hastete die Treppen hinunter. Als ich unten die Tür erreichte, war ich unsicher, ob ich die Wohnungstür oben abgeschlossen hatte, aber ich hatte das Gefühl, daß es keine Rolle mehr spielte.

Unten stand ein schwarzer Panzer. Er hatte keine Ketten, keinen Geschützturm, keine Kanone, keine Sekundärwaffen. Und eigentlich war es nur eine große schwarze Limousine mit der Aura eines Panzers: besäßen Limousinen einen Astralkörper, hätte ihrer ausgesehen wie ein Schützenpanzer. (Später bekam ich am Rande einer Unterhaltung mit, daß das Gefährt tatsächlich gepanzert war, was mich hinsichtlich meiner spontanen Impressionen etwas beruhigte.)

Mein Koffer und meine Aktentasche wurden in einem Begleitfahrzeug verstaut, was ich nachvollziehbar fand, da die Panzerbesatzung ihre Kosmetikkoffer auch nicht mit in die Wanne nehmen konnte. Der Chauffeur hielt mir die Tür auf – ich war der letzte, der in dieser Gruppe abgeholt wurde – und alles schien durchdacht, funktional, pünktlich, und ich war mir völlig sicher, im nächsten Augenblick Zeuge des Scheiterns dieser rundherum perfekt geplanten Durchführung zu werden. Wann war das letzte Mal gewesen, daß etwas nicht gescheitert war? Schon bei der Geburt war das Licht viel zu grell, die Stimmen zu laut, und seitdem war es nicht besser geworden.

Aber zuerst wurde ich angenehm, aber nicht wirklich überrascht. Ahnung und Befürchtung trafen sich in der Gewißheit, daß bei jemandem, der sich einmal einen Strick nicht bloß aus einer seltsamen Laune heraus um den Hals gelegt hatte, persönliche Bedrohungsszenarien von eher geringer Überzeugungskraft waren. Alle Teilnehmer hat-

ten über Frederic Rag-Dev als Ziel, aber ich hatte einen kleinen Vorsprung. Oder hätte ihn in der Zukunft gehabt, denn momentan neigte sich die Gunst meines zukünftig verstorben sein werdenden Freundes nicht auf meine Seite. Wenn allerdings Frederics Entschlossenheit weiterhin stärker als ... ich einigte mich mit mir darauf, daß dieser Gegner auf jedes Resultat vorbereitet sein wollte, darunter auch die Notwendigkeit, mich mit dem einzigen Mittel unter Druck setzen zu müssen, das erfolgversprechend war: Nina.

Diese Erkenntnis in Sekundenbruchteilen wurde dadurch begünstigt, daß außer mir und dem Chauffeur Nina, Frederic und Isabel unsere Reisegruppe bildeten.

In dem Fahrgastraum waren vier Sitze, die gegenüber angeordnet waren: zwei äußerst luxuriöse und wahrscheinlich sehr bequeme »Notsitze« gegen die Fahrtrichtung und zwei äußerst+1 luxuriöse Hauptsitze in Fahrtrichtung, die eher an Sitze in der Business Class etwa der Royal Brunai Arlines erinnerten. Auf den hinteren Sitzen saßen Nina und Frederic; ihm gegenüber Isabel. Ein merkwürdiges Arrangement.

»Ich vertrage kein Rückwärtsfahren, mir wird schlecht«, verkündete ich und log dabei nur halb. So unangenehm die Vorstellung war, mit Isabel *in* einer Zelle zu sitzen, war sie doch steigerbar durch die Aussicht, *neben* ihr zu sitzen. Außerdem wurde mir beim Sitzen entgegen der Fahrtrichtung tatsächlich übel, was in meiner Kindheit zu einigen unerfreulichen Zwischenfällen geführt, inzwischen sich gebessert hatte, aber angesichts der alptraumhaften Vision scheinbar wieder aktiviert wurde. Wenigstens deutete das mein Magen an. Mit einem zugleich aufreizenden und herablassenden Lächeln wandte sich Isabel mir zu:

»Dann haben wir ein Problem. Denn Sie sind nicht der einzige mit dieser Schwäche.«

Sie bewegte leicht den Kopf in Richtung Nina und Frederic.

»Meine anderen Gäste ziehen es ebenfalls vor, sich aus dem gleichen Grund in Fahrtrichtung fortzubewegen. Bedauerlicherweise waren sie als erste in der Position, sich ihre Plätze auswählen zu können. ›Der frühe Vogel frißt den Wurm«, wie man so sagt.«

»Nec fidum femina nomen«, konterte etwas in mir das falsche Zitat. Ich verzichtete auf eine Einwendung, wußte ich doch, daß ich am Ende meinen Willen bekäme. Meine Anwesenheit war nicht erwünscht, aber notwendig, was Isabel mir mit scheinbar unverfänglichen, trotzdem maliziösen Liebenswürdigkeiten demonstrierte.

Zunächst bot sie mir ein Medikament gegen Reiseübelkeit an und eine versiegelte Einwegwasserflasche, was mein Mißtrauen aber nicht milderte. Vielleicht lag es daran, daß sich das Pulver in einem Apothekerbriefchen befand. Ich lehnte dankend ab, aber Nina und Frederic nahmen es ebenso dankend ein, und mein argumentativ schwacher Protest gegen die Einnahme dieser Art von Medikamenten, die in gewisser Weise und ab-und-zu und nicht selten sowie Nebenwirkungen können nie ausgeschlossen werden blabla, führte nur dazu, daß die beiden verunsichert waren und es vorzogen, doch in Fahrtrichtung sitzen zu bleiben, während sich Isabel gegenüber Frederic plazierte.

Für mich blieb der Beifahrersitz neben dem Fahrer, der im Vergleich zum Passagierfond karg wirkte, wobei die beabsichtigte und geglückte Erniedrigung mir nicht wirklich ungelegen kam. Während der steinerne *Fafnir* im Rückspiegel verschwand, sackte ich tiefer in den Sitz. So verführerisch es gewesen wäre, die Augen zu schließen und dem Sirenengesang der Rheintöchter zu lauschen: es gab da etwas, über das ich nachdenken mußte, und statt

Gesang wäre mir *Notung* an meiner Seite inklusive eines jungen, strammen Burschen, der es zu führen wußte und mir den Rücken deckte, lieber gewesen. Augenlider fielen unbeirrt, eine mechanische Hummel summte weit entfernt, die Welt wurde zum Traum, der mich träumte, kaum einen Hauch vernahm ich ... und riß die Augen auf. *WTF?*



Seit wann gab es Flashbacks bei Visionen? So etwas gab es bei Hippies, die vor fünfzig Jahren ihr Bewußtsein mit LSD oder Psilocybin erweitern wollten, sozusagen eine Expedition aus dem Nichts ins größere Nichts. Aber farbenfroh. Andererseits ähnelte die Wirkungsweise den *ofs*, und es lag nahe, daß der Bettler einen ähnlichen Mecha-

nismus verwendet hatte, nur nicht-stofflich hervorgerufen, oder es war keine *HDDP*, sondern eine Echovision – in jedem Fall wirkte wie es wie ein Tritt mit Anlauf in meine Fresse. Mit Stiefeln. Mit Stahlkappen.

Ich konnte durch die Trennscheibe nicht sehen, ob die Substanz, die Nina und Frederic genommen hatte, versteckte Nebenwirkungen hatte, aber wenn auch nur ein Bestandteil gegen Übelkeit wirkte, bereute ich zutiefst, auf das wie auch immer vergiftete Angebot nicht eingegangen zu sein.

Der Fahrer, dessen Habitus vollendeter Diskretion nahe an Unsichtbarkeit reichte, sah wohl aus den Augenwinkeln, wie meine Gesichtsfarbe von bleich zu grünlichem Grau wechselte und hielt unverzüglich am Rand der Straße an.

Ich weiß nicht, was zwischen Isabel und dem Fahrer wegen des ungeplanten Anhaltens besprochen wurde, weil ich mit anderem beschäftigt war, aber der Zwischenfall wurde nicht mehr erwähnt. Der Fahrer reichte mir, als ich wieder zurück zum Wagen wankte, eine Wasserflasche, die ich diesmal ohne Widerstand annahm.

Wir fuhren auf der linksrheinischen Straße nach Norden, wo ich rechts durch das Fenster den mit Disteln und anderem Gestrüpp bewachsenen Bahndamm mit den Gleisen als Zuckerhäubchen und links den ausrasierten Nacken unter der Chauffeursmütze des Fahrers sehen konnte. Vielleicht war es auch umgekehrt. Ich sah nach innen und sah das Feuer.

Sollte mir gezeigt werden, was passierte, wenn Nüx in den Besitz von Rag-Dev gelangte? Weltenbrand? War Rag-Dev der Ring? Siegfried spielt Frodo und landet statt auf dem Scheiterhaufen in einer Zwangsjacke irgendwo auf einer Insel im Westen? Warum mußte jeder Finsterling die

umfassend ordinäre Macht immer in einem auch noch irgendwie fluchbeladenen Ring verpacken? Alberich, Sauron, Voldemort. Hätte eine Pappschachtel nicht auch gereicht? Oder zur Tarnung ein Döschen für Kontaktlinsen.

Eigentlich fand ich das Konzept des Weltenbrands nicht ganz verkehrt: entscheidend war, was dann kam. Von Nix nichts Gutes, das Immer-wieder-Gleiche nur frisch lackiert klang auch nicht verlockend, und was der Bettler eigentlich wollte, war mir immer noch nicht klar. Irgendetwas wie ein Neubeginn, was auch die ursprüngliche Idee der Ragnarök war; am besten ohne die beiden Hauptdarsteller: Götter und Menschen, lächerliche Götter, unbedeutende Menschen. Aber wozu dann ein Neubeginn? Damit Gaia die Bienchen und Glühwürmchen in den Schlaf wiegen konnte? Gelangweilter Wind über Ähren unendlich weiter Gerstenfelder streichen konnte? Schaumkronen im untergehenden Sonnenlicht auf sturmgetriebenen Wellen glitzerten? Einsame Regentropfen in flachen Pfützen verlorengehen? Unendlich viele Dinge in der Zeit, die niemals mehr schön wären, weil es keinen Begriff von Schönheit mehr gäbe.

So glitt ich entspannt angespannt einem Ziel entgegen, für das ein Viehtransporter funktional genauso ausgereicht hätte. Aber auch wenn dieser den Vorteil hatte, alle Passagiere gleichzeitig in Fahrtrichtung zum Schlachthof transportieren zu können, so zog ich in diesem Moment die weichen Ledersitze den mit Mist und Stroh bedeckten Planken vor. Automobile interessierten mich gewöhnlich wie Smartphones nur insofern, als sie ihre Funktion der Übermittlung von Stofflichem und Nichtstofflichem erfüllten. Andererseits gab es Menschen, die außerhalb Sportstätten und befriedeter Räume Jogging-Kleidung trugen

und sich von nicht variierenden Raviolivarianten aus der Dose ernährten. Funktional? Sicher. Geschmacksfrage? Zweifelsohne. Auch die Sau auf dem Weg zum Schlachthof hätte einen Champagnerbrunch im Trog und eine Tiefenmassage statt der Angst vor der Begegnung mit dem Bolzenschußgerät vorgezogen. Hier bin ich Sau, hier darf ich's sein. Und das Bolzenschußgerät lief ja nicht weg.

Wenn es die Absicht gewesen war, mich mit der flammenden Vision inklusive eines Nachtretens zu motivieren, war es mißlungen, denn zur allgemeinen Trübsal gesellte sich die Ahnung, daß statt bloßer Trübsal eine defätistische Depression die angemessenere Haltung wäre. Und über die unvermittelte Verbindung zu meiner dysfunktionalen Familie, die zwar alles in allem katastrophal, aber noch weit entfernt von »apokalyptisch« war, mochte ich nicht nachdenken. Gab es da einen Bezug, so erkannte ich ihn nicht. Der Wagen glitt dahin, und mit ihm glitt ich, während ich sinnierte, ob die Fenster wohl Rolläden oder Augenlider hätten. Meine Lider schlossen sich. Ich blinzelte. Es war hell; Rolläden wäre das Mittel der Wahl gewesen, aber wahrscheinlich hätte das dem Fahrer Schwierigkeiten gemacht. Ich gähnte, mein Kopf war leer, die Lider gingen wieder zu.

Nach einer Weile öffnete ich die Augen wieder, weil es sich anfühlte, als hätten wir abgehoben und befänden uns im Steigflug. Es war nur die steile Straße, nahm ich an, die uns dem Ziel näherbrachte. Ich sah aus dem Fenster; Landschaft fuhr an uns vorbei ins Tal.

»Ich hatte einen seltsamen Traum.«

Der Chauffeur zeigte keine Reaktion. Es war mir auch egal, ich mußte nur etwas plappern, um wach zu werden und mich abzulenken.

»Uns kam ein schwarzer Vierspanner entgegen, der von Rappen gezogen wurde, deren Fell von der Sonne ausge-

bleicht war. Dafür waren die Puschel aus Straußenfedern tiefschwarz und sporadisch mit silbernem Lametta durchwirkt.«

Schweigen.

»Mir kam es vor, als säße ich in der Kutsche und könne die Unebenheit der Straße spüren.«

»Wir sind in einer unterentwickelten Gegend.«

Es sprach.

»Ich mußte dem Gespann ausweichen und kam dem Straßenrand zu nahe.«

»Also war es kein Traum?«

Schweigen.

»Außerdem sah ich eine Baumschule, wo Mannequins unterschiedlicher Größe in sorgfältig abgemessenen Reihen wuchsen. Sie waren zum Schutz vor den umherflatternden Plastikvögeln in ein metallenes Geflecht gewickelt.«

Schweigen.

»In einem Schwimmbecken tummelten sich Tigrisgänse. Und da war ein kleiner Handwagen, der einen alten Mann in einem ramponierten, geflickten, nur noch von wenigen Fäden zusammengehaltenen Frack hinter sich herzog. Als er auf unserer Höhe war, zog der Greis den Zylinder zum Gruße und man sah den cremefarbenen Fez, den er unter dem Zylinder trug.«

Ich überlegte, ob mir noch etwas Absurderes einfiel, aber vermutlich war mein Chauffeur ein Cyborg, der als einzige Reaktion auf Baldurs Tod wahrscheinlich einen Mistelzweig zur Bestattung mitbrächte. Ich überlegte, ob ich ihn das fragen sollte. Allein um ihn zu ärgern, weil er mit dem Mythos nichts anfangen konnte.

»Ich fand es ausgesprochen rücksichtsvoll, daß Sie angehalten haben, als die zwei Meter hohe Eieruhr mitten auf der Straße stand.«

Nichts, mir wurde langweilig, und statt wacher wurde ich schläfriger, aber diesen Nonsens wollte ich noch beenden.

»Haben Sie gesehen, wie sie sich in eine untere, schwarze und eine obere, weiße Hälfte teilte, als die Zeit abgelaufen war. Und als Sie Gas gegeben haben, kullerten die Segmente, so schnell es ihnen möglich war, an den entgegengesetzten Straßenrand.«

»Orphische Eier. Sie machen das hier häufig.«

Sprach der Mann neben mir und deutete ein mißbilligendes Kopfschütteln an. Nun schwieg ich. Am Ende der Straße ging das Feuer auf, der Fahrer klappte den Blendschutz nach unten.

Ein Ankommen

Wir waren die letzten, was vielleicht an dem unbeabsichtigten Zwischenhalt lag. Die anderen Studenten standen um ihre Transportmittel herum, die wie ein Ei dem meinen glichen, und malträtierten ihre Smartphones. Im ersten Augenblick war ich dankbar für die Erfindung dieser Dinge, denn ich konnte mir bestimmt eines ausleihen, um im Trödeladen, notfalls im Internet, nachzusehen, ob »orphische Eier« eine Bedeutung hatte und welche. Denn »was wär ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe!«, anstatt mir das Gelege eines الرِّخ auf Steroiden auf der Straße zu präsentieren? Eine nette Abwechslung. Zumal ich wieder nicht sicher sein konnte, wem ich das zu verdanken hatte; ob sich nicht eine dritte Partei noch hineingedrängelt hatte – Chronos möglicherweise –, um mich darauf hinzuweisen, daß meine Zeit trotz aller Sprünge begrenzt sei. Zu viel Gott, zu wenig Welt.

Dann sah ich, daß meine Studenten mit hochgerektem Arm und dem Blick gen Himmel im Kreis gingen wie eine Schar Hühner in Erwartung elektromagnetischen Mannas. Dann drückten einige wieder auf dem Touchscreen herum, weil immerhin die Möglichkeit bestand, daß sich durch das Hochhalten eines elektronischen Gerätes die Gesetze der Physik geändert hatten oder ein Funkübertragungswölkchen durch den Äther herangeschwebt war.

»Hier gibt es leider keinen Empfang«, kam mir Isabel zuvor, wobei ich es weniger diplomatisch als »Es ist ein Funkloch, ihr Rindviecher ...« vorzuformulieren begonnen hatte.

»Wir haben auch keinen Anschluß an das Telefonnetz, kein Kabel, keinen Satellitenempfang.«

Und tatsächlich fragte jemand: »Auch kein Internet?«

»Nur wenn es jemand in einer Dose vorbeibringt«,

grummelte ich vor mich hin. Dabei hatten sie während der Übung keinen so trotteligen Eindruck gemacht. Vielleicht hatte ich das häufiger vorkommende Schweigen auch als Nachdenken mißdeutet.

Ich wußte, wo mein Mißmut herkam. Auf einer Schleimspur bildungsbürgerlicher Arroganz ausgerutscht war die beste Kompensation, immer eifrig nach unten weiterzutreten. Was aber nicht half, denn auch wenn die Mißbilligung des Chauffeurs nicht mir gegolten hatte, war ich doch der passendere Adressat. Ich hätte vorher am Straßenrand stehenbleiben und einfach debil winken sollen.

Unsere Unterkunft war eine Burg aus dem frühen vierzehnten Jahrhundert mit einer bewegten Bau- und Verfallsgeschichte, aus der man schließlich in den Achtzigern des letzten Jahrhunderts ein Wellnesshotel gehobenen Anspruches gemacht hatte, um im nächsten Jahrtausend daraus wieder eine noch größere Burg zu machen. Wegen der Nutzungsänderung hieß sie jetzt ›Burg Wolfshof‹ statt ›Burg Wolfsberg‹ – dazwischen auch irgendwann ›Burg Wolfsfels‹. Die Vermutung lag nahe, daß es hier in der Gegend Wölfe gegeben hatte, und in Zukunft könnte man sie ›Fenrishütte‹ nennen, wenn es noch jemanden gab, der ein Interesse daran hatte, Dinge zu benennen.

Es fiel mir weiterhin schwer, mich zu konzentrieren, und so registrierte ich bei all dem Auf und Ab, den An-, Um- und Überbauten, daß die Methode, Neues um das Alte herumzubauen, wo das Alte noch zu retten war, beziehungsweise das Alte in das Neue zu integrieren, gleichfalls eine Form der Zeitreise war, bei der verschiedene Zeiten an einem Punkt miteinander verschmolzen. Passend.

Ich trottete der Gruppe hinterher zum Gästehaus, das einmal eine Mühle oder ein Getreidesilo oder beides gewesen war. Zwei im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts

hinzugekommene Seitenflügel, an deren einem wir vorbeimußten, enthielten im ersten Stock die Gästezimmer, während im Erdgeschoß des rechten Flügels verschiedene Aufenthaltsräume mit unterschiedlichem Nutzungsprofil und im linken die Wellness- und Fitnessbereiche waren. Vielleicht war es auch umgekehrt. Das Triggerwort ›Bibliothek‹ kam nicht vor, weswegen ich nicht weiter zuhörte und nur am Rande mitbekam, daß außer uns noch weitere Gäste anwesend waren. Warum auch nicht, es war immerhin ein Hotel. Ein privates. Wo nicht jeder einfach buchen konnte. Oder spontan übernachten. Warum war ich so müde?

Mein Zimmer war nur wenig schäbiger als das Innere des Fonds des Wagens; an einer Wand konnte man das Holz des früheren Gebäudes sehen, vielleicht war es auch eine Nachbildung; es gab ein Bad mit einer Duschkabine, nicht dieses offene, ebenerdige Schwimmbadprinzip, wo man sich nach einer kurzen Dusche im Bad und der Hälfte des Schlafzimmers wie in einer Strohhütte im Dschungel Borneos während der Regenzeit fühlte; Schreibtisch, Stühle, Zweisitzer, ein Espresso-Automat, um den Zimmerservice nicht zu belästigen – wenigstens konnte man das wohlwollend so beurteilen ... und es gab ein Bett. Ich hing die Nachhaltigkeitsvariante des guten, alten Do-Not-Disturb-Schildes, inzwischen aus Holz mit einem eingebrannten Sinnlospruch »Guarding Your Big Dreams«, von außen an die Tür, fiel aufs Bett und dämmerte weg bei dem Gedanken daran, daß es besser sei, meine Träume nicht zu beobachten, und warum es keine Schilder mit »Laßt mich in Ruhe« oder internationaler »Fuck Off« ...

Und es war Sommer, weswegen es zwischen zwei und neun Uhr sein konnte. Dem Grad meiner Restmüdigkeit und dem meines Hungers nach etwa fünfzehnuhrsiebenunddreißig. Ich ging ins Bad, um mein Gesicht zu waschen.

Da waren nur noch Spender mit allen möglichen Wasch- und Pflegelotionen. Wo waren die netten Miniaturtuben mit Haarwaschmittel und eingepackten winzigen Seifen, die die Tradition begründet hatten, sie in jedem Fall zu klauen, auch wenn man sie gar nicht brauchte? Ökologismus war traditionsfeindlich. Aber wertvoll. Langweilig wertvoll. Es klopfte.

Eine aparte Frau mittleren Alters mit einer Ledermappe, eher kein Zimmermädchen, keine Küchenangestellte, vielleicht Concierge, eine Angestellte, deren eine Qualität darin lag, sich nach dem Schließen der Tür nicht an sie erinnern zu können, teilte mir mit, daß das Dinner um 20:00 Uhr (mit einem Aperitif) begänne, so daß meine Anwesenheit bis dahin erwartet würde. Außerdem wolle sie sich vergewissern, daß ich nicht an Allergien oder anderen Essensunverträglichkeiten litte. Ich bestätigte das Nichtvorhandensein etwaiger Hinderungsgründe, die meine Teilnahme am Dinner einzuschränken geeignet seien, und hätte fast einen Knicks gemacht. Sie öffnete die Ledermappe, trug mit einem silbernen Füllfederhalter etwas auf dem angeklebten Papierbogen ein, bedankte sich, wünschte mir einen weiterhin schönen Nachmittag und ging endlich. Wenn sie kein Kavallerieoffizier war, der die gekreuzten Säbel mit gekreuzten Schlüsseln verwechselt hatte, war es bestimmt die Concierge gewesen.

Hatte ich bei meinem Regressionstreiben eigentlich eine meiner vorzüglich defekten Uhren eingepackt? Ich holte verschiedene Kleidungsstücke aus dem Koffer, meinen Kulturbeutel und bekam vielleicht einen Hirnschlag. Ich wußte, was in der metallenen Kiste war, aber ich wußte nicht, wie sie in den Koffer gekommen war. Und ich wollte nicht wissen, aus welchem Grund sie hier war; ganz gleich, wie sie hergekommen war. Wo war die Minibar? Ich fand sie nicht; wahrscheinlich wegen Vulgarität abgeschafft.

Oder weil man aus Erbsen keinen Whiskey brennen konnte und ersatzweise die Kombination von Tofu Water mit Latwerge noch nicht ausgereift war.

Immerhin gab es ein internes Kommunikationssystem. Und mit der Taste 3 wurde ich ohne Umwege mit dem Zimmerservice verbunden.

»Einen Gimlet.«

»Einen Augenblick, bitte.«

Andere Stimme, herber, passend zum Cocktail.

»Rose's, Monin oder John's?«

»Ich dachte, Rose's wird nicht mehr in Deutschland vertrieben.«

»Davon habe ich nichts gehört. Seit wann?«

»2021.«

»Ah, ein Witz, fast wäre ich darauf hereingefallen, Herr Herbst.«

Puh.

»Rose's natürlich.«

»Sofort.«

Uhr. Uhr. Uhr. Und nicht vergessen, daß es erst 2020 war. Warum wurde der Vertrieb eigentlich eingestellt in Deutschland? Das hätte mir schon Ende Januar 2021 eine Warnung sein müssen; schlimme Zeiten kündigten sich an, wenn man einen Gimlet ohne Rose's Lime Juice trinken mußte.

Der Drink wurde mir von einer jungen Frau mit der obligatorischen Vergiß-mich-gleich-wieder-Qualität gebracht; wahrscheinlich wurden sie irgendwo im Keller in verschiedenen Altersstufen hergestellt.

Der Gimlet hatte nicht ganz die Flüssigkeitsmenge einer Pferdetränke, aber nach knapp zwanzig Stunden ohne Nahrung war er ausreichend, mich wieder auf das Bett zu zwingen. Ich rief noch, schon halb schlafend, die Rezep-

tion an und bat, mich um 19:00 Uhr zu wecken, 2020 bittschön, und war weg.

Kein langer Abschied, leider, und mit unangenehmen Nachwirkungen. Immerhin gab es einen diffizilen Unterschied zwischen Müdigkeit und Kater, der mir aber gerade nicht einfiel.

Nach einer Dusche war ich einigermaßen hergestellt und sah mich gezwungen, die Rezeption erneut anzurufen, weil ich mittags nicht darauf geachtet hatte, wo der Speisesaal war. Glücklicherweise war das Hotel von der Art, in dem jeder Lapsus stillschweigend übergangen wurde. Oder Angewohnheiten wie die, nachmittags Cocktails zu trinken.

Ein Essen

Der Speisesaal war die ursprüngliche Dürnitz im Erdgeschoß der Burg, und der Innenarchitekt hatte sich viel Mühe gegeben, die Illusion von Authentizität zu schaffen. Daß nicht mehr als ein weiteres Disneyland dabei entstanden war, lag nicht an dem dezent plazierten indirekten Licht der LED-Lampen, sondern an der nicht zu ignorierenden Tatsache, daß es LED-Lampen waren. Jeder vergötterte die Authentizität, und diejenigen, die sich am meisten für sie begeisterten, wären die ersten gewesen, die panisch die Flucht ergriffen hätten, wenn »Authentizität« aus der Ecke gekrochen gekommen wäre. Und ganz besonders die Elemente des hier anwesenden Publikums, die in ihrer Absicht, sich von dem Standesgenossen neben ihnen zu unterscheiden, von erstaunlicher Homogenität waren. Alte weiße Männer und ebenso alte, wenn nicht ältere weiße Frauen, sehr alt und sehr weiß, neben denen ich mir wie ein Vorschüler vorkam, was auch daran lag, daß mein Verständnis – auch das meiner Studenten – von *casual wear* offenbar einer Justierung bedurfte. Als unsere Gruppe zu dem etwas abgesonderten Tisch geleitet wurde – wir waren nicht direkt an den Katzentisch verbannt worden –, konnte ich das Bedürfnis, umzukehren und dann mit matschigen Gummistiefeln wieder hereinzuzuquetschen, nur mühsam unterdrücken. Wahrscheinlich wären allein der Dreck und Schlamm zu authentisch gewesen, ohne daß ich ... und dennoch hätte sich niemand etwas anmerken lassen. Emotionslos wie die an der Wand in unregelmäßigen Abständen herumstehenden Ritterrüstungen, die es zum Glück für sie hinter sich hatten. Zwischen den Rüstungen an der Wand standen Männer in dunkelgrauen Anzügen und nicht ganz dazu passendem Schuhwerk, denen es gelang, zugleich lebloser und kampfbereiter als die blankpolierten Rüstungen auszusehen. Da konnte

nichts schiefgehen, falls eine Languste das runzelige Dekolleté einer Schabracke attackieren sollte, weil sie es mit einer Molluske kurz vor dem Exitus verwechselte. Meine gehobene Stimmung erklimm ungeahnte Tiefen, als ich einen Blick auf die Tischkarten warf. Mit Geschick und Heimtücke war mir ein Platz zugewiesen, der mir auf den ersten Blick schmeichelte, dessen Ziel es aber war, mich von allen fernzuhalten, mit denen ich sprechen wollte oder mußte.

Ich sollte am schmaleren Ende des Tisches sitzen, mir gegenüber am anderen Ende Isabel mit Frederic zu ihrer Rechten. An der längeren Seite dann zunächst Elaine, Julia, Lea, links Nina, Niklas und Katharina. Das sah alles sehr ausgewogen aus; ich an einem Tischende, eingefast von zwei jungen Frauen. An einem umständlichen ›Bäumchen wechsel dich‹ mit mir in der Mitte hatte ich aber kein Interesse, und falls Isabel gedacht hatte, ich würde sie bitten, mit mir den Platz zu tauschen, um dann mit einer plausibel klingenden Begründung mein unverfrorenes Begehren und auch jeden weiteren Vorschlag abzubügeln, nun ... so stellte sich heraus, daß sich Elaine etwas unpaßlich fühlte und deswegen bat, sich an das Tischende setzen zu dürfen, um bei einer Verschlechterung ihres Befindens ohne Störung und großes Aufsehen die Gesellschaft verlassen zu können. Das trug sie tatsächlich so präntiös vor, und ich konnte und wollte mein Feixen nicht verbergen. Jetzt saß ich neben Frederic und gegenüber Nina, und Isabel hätte am liebsten mit den Knochen geknirscht, aber sie war vollends mit dem nicht ganz gelingenden Versuch beschäftigt, ihr verbindliches Lächeln aufrecht zu erhalten. Aus einem unerfindlichen Grund hatte sich meine Laune erheblich gebessert. Champagner für alle!

Der Trend zu leichten oder gar alkoholfreien Aperitifs war hier nicht angekommen, stattdessen stand wieder oder

immer noch ein Martini, oder auch zwei, auf der Beliebtheitsliste der Männer ganz oben. Die dry-Stufe, das konnte ich wegen der unverstellten Sicht auf die Bar sehen, steigerte sich von einem Verhältnis von etwa 12:1 über mit Wermut parfümierte Eiswürfel hin zu Gin auf Eis. Die Frauen hielten sich ebenso an Klassiker wie Kir Royal oder – fast unverfroren modern – die dekadentere Aperol Spritz-Variante, wobei manche den Champagner offensichtlich für Mineralwasser hielten. Noch traditioneller war meine Bestellung eines Sherrys medium; allerdings war ich durch den Gimlet vorbelastet, wobei es mir schien, ich sei nicht der einzige mit einer entsprechenden Vergangenheit.

Nachdem jetzt alle ihren Aperitif hatten, manche wieder, stand die Begutachtung der Menü-Abfolge auf der Tagesordnung. Ich vergewisserte mich nur, daß mich keine lebenden Oktopoden oder geistes Affenhirn erwarteten, stellte zu meiner Beruhigung fest, daß mir in Hinsicht Weinbegleitung neben einer sicheren und einer verdächtigen weitere tanninhaltige Geschmacksverirrungen erspart blieben, und überlegte immer angestrongter und erfolgloser, wie ich Frederic ansprechen könnte. Um mit der Tür ins Haus zu fallen, kannte dieser Frederic diesen Dorain zu wenig, für eine vorsichtige Annäherung mit zunächst umfangreichen Erklärungen, um dann die richtigen Argumente beizubringen, war die Zeit zu beschränkt. Ich hatte mir so viele Gedanken über die Möglichkeiten gemacht, überhaupt in die Nähe eines Gespräches zu kommen, daß ich einfach vergessen hatte, eine passende Gesprächstaktik zu überlegen. Es half nichts.

»Herr von Kant ...«

Zum Aperitifreichen wir Ihnen verschiedene selbstgebackene Brote und Brötchen mit drei verschiedenen Aufstrichen: einer

Butter mit Piment d'Espellete mit besonders intensiver Rauchnote, einer Paste aus Olivenöl, Anchovis und Sumach sowie einer Creme mit Morcheln, Kerbel und Portwein.

»Herr von Kant ...«

Der Herr von Kant war mit einem Brötchen und der Butter mit baskischem Chili beschäftigt, also nahm ich mir die Ecke einer Miniatur-Focaccia, deren leicht süßer Geschmack mich zuerst irritierte, aber mit den Anchovis und dem Sumach eine interessante Kombination ergab. Als Frederic sein Brotmesser abgelegt hatte, versuchte ich es erneut mit drängenderem Tonfall.

»Herr von Kant, Frederic.«

Er blickte mich an: »Herr Herbst?«

Das versprach mühselig zu werden.

Als erstes Amuse-Bouche serviert Ihnen die Küche eine Variation von der Gillardeau-Auster, einmal roh, einmal mariniert und einmal gebraten. Guten Appetit.

Ich glotzte die Auster in ihrer Schale an, aber sie war zu tot, um zurückzstarren.

»Herr Herbst? Sie wollten ...«

»Frederic, du darfst Rag-Dev nicht an Isabel weitergeben.«

Ein taktlos-provokanterer Satz konnte mir nur schwer einfallen, auch wenn ich mir, statt einfach loszuplappern, Mühe gegeben hätte. Die Mutter der Fauxpas. Und der Vater. Der Onkel, die Tante. Frederic blickte – indigniert. Als sei die Auster in seinen Appletini gesprungen, ohne vorher die Kiemen zu spülen.

»Entschuldige ... entschuldigen Sie –

Der zweite Gruß aus der Küche ist gegrillter Schweinebauch mit einer Teriyaki-Glasur auf einem frischen Salat aus Kumquat und Mangosteen. Benötigen Sie noch weiteres Mineralwasser?

Ahnte sie, wo sie sich den Schweinebauch hinkleben konnte? Es stand in meinem Gesicht geschrieben.

»Nein, danke, kein Wasser für mich im Moment.«

»Für mich ebenfalls nicht«, dann zu mir gewandt: »Ich wußte nicht, daß wir so vertraut sind, um uns zu duzen.

Wenn es das war, was ihn am meisten bekümmerte ...

»Es tut mir leid, Fred – Herr von Kant – ich muß mich entschuldigen, Sie geduzt zu haben, aber es ist sehr kompliziert.«

Er nickte bedächtig, hielt inne, nickte wieder und hielt dann energisch seinen Kopf in mein Gesicht.

»Was wissen Sie von dem, was Sie ›Rag-Dev‹ nennen?«

Er ließ mir keine Zeit zu antworten.

»Normalerweise hielt ich Sie für einen Spion, entweder einer ausländischen Regierung oder eines inländischen Konkurrenten. Aber das kann nicht sein, denn ich bin überzeugt davon, daß selbst die NSA keine Gedanken lesen kann.«

Was sollte ich dazu sagen? Ich bemühte mich, nichtssagend auszusehen und schwieg.

»›Rag-Dev‹ ist eine mögliche Abkürzung für einen nicht ganz ernstgemeinten, niemals laut erwähnten Begriff, den ich mir für eine Sache überlegt hatte, an der ich arbeite. Unter striktester Geheimhaltung.«

Ein anderer wäre bei dem drohend-bedrohlichen Tonfall des letzten Teilsatzes, den ich Frederic nicht zugetraut hätte, zusammengezuckt, aber für mich war es weder neu noch in Anbetracht dessen, worum es eigentlich ging, mehr als eine irrelevante Lappalie. Geheimdienste. Da hätte sich eine Fliege an die Außenseite meines Küchenfensters setzen können, und ich wäre beeindruckter gewesen.

»Ragnarök Device.«

Frederics blasses Gesicht wurde bleich.

»Woher? Sie ...«

»Das ist das *sehr* im erwähnten ›sehr kompliziert‹.«

»Wie schmeckt es Ihnen bisher, Dorain, und dir, Frederic?«

Ich war so auf Frederic fixiert, daß ich die Harpyie, die über uns ihre Kreise zog, vergessen hatte. Wieviel hatte Isabel von unserer Unterhaltung mitbekommen? Im Zweifel zuviel. Aber es hatte keine Bedeutung mehr, auch wenn diejenigen, die wußten, um was es hier ging, alles taten, den Anschein eines freundlichen Sommertages mit blühenden Blümchen und wolkenlosem Himmel zu wahren. Lange würde es nicht mehr dauern, und die Fassaden fielen.

»Ich werde Sie zeitnah darüber informieren, wenn die Küche ihren Spieltrieb ausgelebt hat und Essen den Schnickschnack ersetzt«, patzte ich Isabel an. »In der Zwischenzeit versuche ich, ein Gespräch zu führen.«

Frederic stand immer noch unter Schock und registrierte nicht, daß ich soeben seinem *love interest* rechts und links eine gescheuert hatte. Isabel schon.

Sie entschuldigte sich mit irgendeiner Begründung, die ich nicht wahrnahm, weil es ohnehin eine Lüge war, und stand auf.

Das dritte und abschließende Amuse-Bouche ...

»Könnten wir bitte eine Flasche Wasser haben?«

Also, das Amuse-Bouche ...

»Jetzt. Sofort. Mein Freund fühlt sich nicht wohl.«

Verwirrt, aber einigermaßen erfolgreich ihre Würde behaltend, stellte sie die Teller sorgfältig vor uns hin und ging, die Bestellung auszuführen.

Frederic schwieg noch immer, und ich war versucht, mit einem Finger zu schnippen, wie es Hypnosetherapeuten und Jahrmarktsgaukler machten, um ihr Suggestionsoffer aus der Trance zu wecken.

»Ich kann Ihnen alles erklären, aber das wird einige Zeit brauchen, viel Zeit.«

»Erklären Sie es mir. Alles. Von Anfang an. Mit allen Details.«

»Ich kann zumindest beginnen:

›Ich dachte, wenn ich jetzt noch genau zweieinhalb Minuten wartete, wären zweieinhalb Minuten vergangen. Mir war langweilig.

Ich ging in die Küche, um mir ein Flasche Stout zu holen, außerdem eine Scheibe dunkles Roggenbrot mit Frischkäse.

Auf dem Couchtisch lag das Buch, das ich gerade las: eine Räuberpistole shakespeareschen Ausmaßes mit Untreue, Wahnsinn, Kindesentführung, Verschwörungen einer obskuren Sekte, Betrug, versuchtem Mord, Inzest und einem Eiertanz. Ich setzte meine Lektüre im *Siebenten Buch* fort:

Ein altes unregelmäßiges Schloß, mit einigen Thürmen und Giebeln, schien die erste Anlage dazu gewesen zu seyn, allein noch unregelmäßiger waren die neuen Angebaude, die aus wenigen zweistöckigen, aber aus vielen eng aneinanderstehenden niedrigern Bauten bestand; hätte man nicht gewußt daß es ein Schloß ist, hätte man es für ein Städtchen halten können. Ein Gemüse- und Baumgarten drang bis an die Häuser hinan und kleine nutzbare Gärten waren selbst in den Zwischenräumen angelegt. Gärten und Felder schienen durchaus in dem besten Zustande.

Aber im Näherkommen enttäuschte ihn das Schloß, es war doch nur ein recht elendes Städtchen, aus Dorfhäusern zusammengetragen, ausgezeichnet nur dadurch, daß vielleicht alles aus Stein gebaut war, aber der Anstrich war längst abgefallen, und der Stein schien abzubröckeln.

Der Turm hier oben war ein einförmiger Rundbau, zum Teil gnädig von Epheu verdeckt, mit kleinen Fenstern, die

jetzt in der Sonne aufstrahlten – etwas Irrsinniges hatte das – und einem söllerartigen Abschluß, dessen Mauerzinnen unsicher, unregelmäßig, brüchig wie von ängstlicher oder nachlässiger Kinderhand gezeichnet sich in den blauen Himmel zackten. Es war wie wenn irgendein trübseliger Hausbewohner, der gerechter Weise im entlegensten Zimmer des Hauses sich hätte eingesperrt halten sollen, das Dach durchbrochen und sich erhoben hätte, um sich der Welt zu zeigen.

Warum kann niemand zu dem großen Thurm gelangen? Er erinnerte sich an das, was Lydie gesagt hatte, und glaubte um so mehr daran. Zu gewissen Gallerien und besonders zu dem alten Thurm, den er von außen recht gut kannte, hatte er bisher vergebens Weg und Eingang gesucht.«

Aber ich konnte – «

»Herr Herbst, ich befürchte, die Zeit wird nicht reichen, um jedes Detail zu erwähnen, und ich glaube, daß Ihr Anliegen an mich von einer gewissen Dringlichkeit ist.«

Ein sinnvoller Einwand.

»Aber ich konnte mich nicht konzentrieren und schaltete den Fernseher an, wo »The Big Sleep« lief. Im Original ohne deutsche Untertitel. Das ist der verwickelte Film, wo weder Howard Hawks noch Raymond Chandler wußte, wer den Chauffeur umgebracht hatte.«

Frederic hob eine Augenbraue.

»Der Regisseur und der Autor der Vor-«

»Ich weiß.«

»-lage.«

Ich grinste verschämt.

»Den Rest des Abends«, und den Traum, an den ich mich kaum noch erinnerte, »überspringe ich und komme gleich zu dem Anruf des Polizisten, der mich zu Ihrer Wohnung bestellte, wo Sie erhängt aufgefunden wurden.«

Als ersten Gang servieren wird Soft Shell Blaukrabbe mit

Fenchelvariationen und Granatapfelkernen. Die Weinbegleitung ist ein junger 2018er Petit Arvine aus dem Wallis mit einer dezenten Salznote und Aromen von Limette, Ananas und Rhabarber.

Eigentlich erwartete ich, daß Frederic mit dem Meerestier nach der Bedienung würfe, aber er wurde nur noch bleicher und begann zu zittern.

»Ich ... sterbe?«

»Entweder Sie hängen sich selbst auf oder jemand tut es. Ich tendiere zur ersten Variante«, antwortete ich fröhlich.

»Wann? Warum?«

Fragen, die gestellt wurden, ohne eine Antwort zu erwarten; einfach nur, um den Schock zu verarbeiten. Schon die Vorstellung einer entsprechenden medizinischen Diagnose war unerträglich, aber die Ankündigung eines gewaltsamen Todes ... Ich probierte die Krabbe mit etwas Fenchelgrün.

Für Frederic war wenigstens dieser Gang gelaufen, und ich hatte ihn schneller in der Verfassung, als ich gehofft hatte. Es war eine neue Erfahrung, auf der anderen Seite der Manipulation zu stehen.

»Es hängt alles von Ihrem Umgang mit Rag-Dev ab.«

Überspringen wir *denial* und *anger* und kommen gleich zum Geschacher.

»Jemand will unbedingt Ihre Entwicklung haben und ist dazu bereit, Sie zu töten, direkt oder indem er Sie in Tod treibt. Ich war auch schon an dieser Stelle.«

Schweigen.

»Etwas mehr Details wären hilfreich, vermute ich.«

»Ja.«

Also erzählte ich Frederic so kurz wie möglich und gleichzeitig so ausführlich wie nötig von dem Kampf zwischen Nüx und dem Bettler und der entscheidenden Rolle, die

Rag-Dev dabei spielte, von deren jede unsere Vorstellung überschreitender Macht und Möglichkeiten, zugleich aber Abhängigkeit von ihm, als demjenigen, der Rag-Dev in Zukunft kontrollieren würde. Die jegliche ihm bekannte Physik leugnende Sache mit den Zeitreisen nahm er ebenso unbewegt auf, wie er die Aussage hingenommen hätte, daß der Osterhase die Eier brächte. Vielleicht glaubte er mir auch.

Ich wollte gerade Einzelheiten, etwa der Rolle von Isabel und vielleicht auch meiner eigenen in diesem ›wogenden Gedränge, das wider Willen uns zum Strudel zieht‹, enthüllen, als erst die Bedienung erschien, den unberührten Teller wortlos abräumte, vielleicht Frederics gemurmertes »Fenchelallergie« zur Kenntnis nahm, und ihr Sprüchlein loswurde:

Der zweite Gang besteht aus Bauchfleisch vom Blauflossenthun mit einer Yuzu-Glasur, Rosmarin-Bulgur und Ponzu shōyu. Dazu reichen wir einen 2015 Jurançon Sec von einer Winzerfamilie aus Parbayse in der Region Nouvelle-Aquitaine,

und dann Isabel. Aus irgendeinem Grund hatte sie sich umgezogen, und ich war versucht, ihr zu sagen, daß Rosmarin ihr stehe, aber hielt mich bedeckt. Der Thunfisch brachte mir jetzt schon mehr Zuneigung entgegen.

Sie nahm ihren Platz ein und wandte sich unmittelbar Frederic zu, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Frederic sah mich an. Ich sah zu Nina. Als sie bemerkte, daß ich sie anschaute, weiteten sich ihre Augen leicht. Wieviel hatte sie von dem Gespräch aufgeschnappt? Zu viel, wahrscheinlich. Ich sah zur Seite, Frederic sah zur Seite, Isabel sah zur Seite.

Die braven Lämmchen am Tisch hatten eine Ahnung, daß sich gleich eine Situation wie im Referat zwischen

Isabel und mir oder Elaine und Isabel ergäbe, aber vorerst beobachteten die vier Eingeweihten den Thunfisch.

»Möchtest du deinen Thunfisch nicht probieren, Frederic, er ist ausgezeichnet.«

Frederic sah Isabel an, als hätte sie vorgeschlagen, an den Eßstäbchen zu nagen.

»Rosmarinallergie«, warf ich ein, und beide sahen mich an, als hätte *ich* vorgeschlagen, an den Eßstäbchen zu knabbern.

Wir schwiegen und sorgten dafür, daß der Thunfisch und ein paar Delphine als Beifang nicht umsonst gestorben waren. Vielleicht war er auch vom Bruder eines alten Mannes mit einer Angelrute im Meer aus Plastik gefangen worden ...

Ich sollte mich bei dem Wein zurückhalten, denn die eingeschenkte Menge war wie schon beim Gimlet und Sherry überaus großzügig, und dieser gelb-grüne Nektar hatte wenigstens dreimal so viel Alkohol wie mein übliches originales Stout.

Den abschließenden Ausflug in die Ozeane bildet Wolfsbarsch, Zuckerschoten, Wasserkastanie und Blutorange. Begleitet wird der dritte Gang von einem dezidiert mineralischen 2016er Riesling Kabinett aus dem Rheingau.

»Wenn sich der Fisch auf zwei Meter dem Tisch nähert, gibt es gefrorenen Wolfsbarsch«, dachte ich, aber die segensreiche Wirkung des Alkohols setzte auch bei den anderen ein und führte zu einem standesgemäßen Diskurs fröhlichen Unsinn. Mit Ausnahmen.

Frederic versuchte immer wieder, mehr über die Dinge zu erfahren, ohne dabei Isabel mißtrauisch zu machen; überflüssig, weil Isabel gewiß den Inhalt des Gesprächs kannte; was aber Frederic nicht wußte, weil ich nicht mehr dazu kam, ihn über sie zu informieren. Und das jetzt zur Sprache zu bringen, erschien selbst mir als überzogen oder

eher gewagt. Also schwieg ich notgedrungen; ebenso Nina, die stumm ihren Wolfsbarsch aß, und Elaine, die Isabel beobachtete und dabei so tat, als äße sie.

Isabel aber redete unablässig auf Frederic ein, und ich konnte sehen, wie seine Aufmerksamkeit von ihr absorbiert wurde. Ich mochte mir nicht vorstellen, welcher Intensität der sexuellen Attacke Isabels er ausgesetzt war. Mir hatte schon damals – war das schon *damals* oder erst 13 Wochen her – die kurze Andeutung ihres Potentials gereicht. Und es hatte vermutlich nichts mit statischer Aufladung zu tun, daß sich jetzt die Härchen auf meinen Armen aufstellten. Sex beats death.

Ich hoffte auf ein schnelles Ende des Essens, weil ich mir Frederics noch nicht sicher sein konnte und Isabels sowohl körperliche wie geistige sexuelle Wirkung Frederic auf ihre Seite ziehen konnte, indem sie ihn die Gefahr für ihn (und den Rest nicht nur der Menschen) vergessen oder verdrängen ließ. Aber auf:

Der erste Fleischgang enthält mit Filet und Bries das Beste vom Milchkalb. Dazu reichen wir violette Karotten mit Ingwer, Kartoffelpüree à la Joël sowie eine Morchelsauce. Ausbalanciert wird die Komposition durch einen Grünen Veltliner von 2017 aus dem Kamptal in Niederösterreich.

folgte:

Der letzte Gang vor dem Dessert ist der gerade geschossene, haha, Maibock mit rotem Kampot-Pfeffer, Brombeere, Buchweizennudeln, Wildkräutern. Ein Rotwein aus dem Piemont, ein 2015er Barbera del Monferrato Superiore, vervollkommenet das Reh.

Haha. Erschießt Bambi, bettet es im Sarg auf Buchweizennudeln, aber läßt es endlich vorbei sein. Und bleibt mir mit dem Rotwein weg.

Immerhin breitete sich allgemeine Erschöpfung aus – Ergebnis der Todsünde der Völlerei, die sich bei Frederic

mit der Todsünde Nummer 3 stritt, so daß mein ungeduldiges Warten nicht auffiel, und endlich schwebte die Servicekraft heran und durfte – hoffentlich das letzte Mal – ihr Auswendiggelerntes vortragen:

Das Dessert setzt sich zum einen aus einem Pistazienschaum auf einem in Waldhonig schwimmendem Krokantgitter zusammen, einer »Leiter« bestehend aus der klassischen Valrhona Guanaja mit abgesetzten Sprossen der Blanc Opalys, ebenfalls von Valrhona, die sich an einen Limettensaft-getränkten Biskuit-Hügel mit einer Kappe aus konzentrierter, gefrosteter Passionsfrucht lehnt, und drittens einem rauchigen Schneeball: einer Macadamia-Nuß, umhüllt erst vom Mark der Bourbon-Vanille und dann gepudert mit Kokosflocken, kurzzeitig geräuchert im Rauch getrockneten Tonkabohnenpulvers. Ein rheinhessischer Riesling-Eiswein von 2016 begleitet den abschließenden Gang.

Verglichen mit von mir in der Schule auswendig zu lernendem »Herbsttag« erreichte das hier »Patmos«-Dimensionen. Und dennoch: steckten wir die gleiche Energie und den gleichen Aufwand in die Entwicklung eines interstellaren Antriebs wie in dieses Menü inklusive babbischen Nachtischs, könnte man rechts um die Ecke in einer Entfernung von $1,795E+08$ km von Alpha Centauri einen schönen Bembel mit Eppelwoi trinken, dazu einen Handkäs mit Musik genießen oder Rippche mit Kraut. Sofern jemand die Oortsche Wolke gefunden hat. Frau Oberin, bitte noch Eiswein nachgießen. Und aus.

Ich weiß nicht, wer mich in Zimmer und Bett gebracht hatte, aber derjenige oder diejenigen hatten mich am Bett festgeschnallt. Ich spürte, wie die klaustrophobische Angst vom Bauch nach oben kroch und dort als schwarzer Nebel meinen Schädel ausfüllte. Wenige Minuten, die wenige Sekunden waren, gelang es mir, nicht zu versuchen, mit

meinen Armen die Fesseln zu sprengen, dann überwältigte mich die Panik und mit übermenschlicher Kraft bäumte ich mich auf.

Bis die leichte Bettdecke sanft auf den Boden glitt. Sie war an den Rändern zwischen Rahmen und Matratze gesteckt worden, damit ich nicht sofort aus dem Bett fiel.

Mühsam hebelte ich mich aus dem Bett, wankte zur Toilette, stieß mit dem rechten kleinen Fußzeh gegen irgendeine Kante, was mich kaum wacher machte, obgleich es höllisch schmerzte, und verabschiedete mich auf übliche Weise von den Restbeständen des Weins, bevor ich auf dem gleichen Weg zurückwankte, damit ich sicher sein konnte, auch mit dem linken kleinen Zeh gegen eine Kante zu stoßen. Dann die Erlösung der kühlen Laken, die ich kaum genießen konnte, bevor ich erneut einschlief.

Um gleich schon wieder geweckt zu werden. Vielleicht hatte ich ein Geräusch gehört oder es waren die Sonnenstrahlen, die durch das Fenster fielen. Es war ein ungewöhnlicher Sonnenaufgang, denn die Sonnenstrahlen kamen von unten. Ich verließ das Bett und blickte aus dem Fenster: da stand ein unnatürlich schmaler Mann in einem dunkelgrauen Anzug und einem kaltweiß leuchtenden konturenlosen Gesicht unter seinem schwarzen Hut. Der Mann war etwa 3,50 Meter groß und konnte gerade so in mein Fenster sehen. Ich überlegte angestrengt, wo ich so eine Figur schon einmal gesehen hatte, aber mir fiel es nicht ein; ich kniff die Augen zu, öffnete sie wieder, schaute ein zweites Mal genauer hin und schwor mir, die nächsten vier Wochen, wenigstens die nächste Woche, keinen Alkohol oder keine übermäßige Menge an Alkohol zu mir zu nehmen. Das da draußen war eine Straßenlaterne. Ich ging wieder ins Bett.

*Once upon a midday dreary, while I pondered
over a quaint volume of forgotten lore –
While nearly napping*

In der Jugendzeit war man nach ausgiebigem Alkoholgenuß indisponiert bis zur Paralyse und wollte nur mehr sterben; in späteren, weit späteren Jahren war man entweder indisponiert oder bereits tot und versuchte den Zustand zu ignorieren, indem man einfach weiter machte. Weil mein Interesse an einem wahrscheinlich ohnehin verpaßten Frühstück gering war, begann ich, Frederic zu suchen, um meinem Auftrag und hoffentlich nicht meine Bestimmung zu erfüllen.

Auf meiner Etage signalisierte die grüne Leuchtdiode der Kartenschlösser, daß alle Gäste ihre Zimmer verlassen hatten und der Weg frei war für das Reinigungspersonal. So stand es in der umfangreichen Beschreibung, die an der Rückseite der Tür befestigt war. Eventuell. Der das ganze Erdgeschoß einnehmende Raum war leer.

Ich ging zu der Burg, aber die Fallgitter waren heruntergelassen beziehungsweise die große Tür verschlossen, während durch einen Seiteneingang Angestellte hinein- und hinausgingen, um vermutlich die Lustbarkeiten des Abends vorzubereiten. Mein nächstes naheliegendes Ziel war der Seitenflügel mit den Aufenthaltsräumen, aber schon die ersten dezenten Hinweisschilder mit Piktogrammen von Langhantelstangen mit Gewichten, Wellen, verknoteten Beinen weckten den Verdacht in mir, im falschen Flügel zu sein. Sicherheitshalber sah ich, soweit möglich, in frei zugängliche Räume hinein, die wenn nicht leer, so doch ohne den Gesuchten waren. Von den beiden Saunas war nur die für Frauen belegt, und da ich nicht annahm, daß Frederic in eine Dusche umgezogen war, versuchte ich mein etwas träges Glück in dem anderen Sei-

tenflügel. Durch die bodentiefen Fenster fielen Sonnenstrahlen in den Gang, der die Aufenthaltsräume verband, und ließen die in der Luft tanzenden Staubpartikel funkeln, während an jedem Regal, an dem ich vorbeiging, der alte Bücherstaub aufgewirbelt wurde, der im Sonnenlicht glitzerte, das durch die bodentiefen Fenster in den Gang fiel, der die Aufenthaltsräume verband. Hier also waren Bücher.

Fast wäre ich mit Elaine zusammengestoßen.

»Entschuldigen Sie. Aber ich war so überrascht, daß ich Sie nicht gesehen habe.«

Elaine lächelte.

»Selbstverständlich gibt es hier Bücher, so selbstverständlich, daß es gestern nicht gesondert erwähnt wurde. Sie finden nicht nur auf dem Flur, sondern auch im Lesezimmer Bücherregale.«

Elaine hatte es eilig, so daß ich nur noch die Frage stellen konnte, ob sie Frederic gesehen hatte, was sie verneinte. Als die Tür sich hinter ihr schloß, fiel mir auf, daß sie die Antwort auf eine Frage gegeben hatte, die nicht einmal vollständig formuliert war, zudem sofort wußte, wen ich mit ›Frederic‹ meinte, und es eilig hatte, obwohl es hier keinen Grund für Eile gab. Immerhin hatte uns niemand gesehen oder gehört, so daß nicht auffiel, daß manche Teilnehmer meiner Übung nicht das waren, was sie zu sein schienen. Daß sie sich am Abend zuvor beim Essen exponiert hatte, war vielleicht nur mir und Isabel aufgefallen, aber daß sie es getan hatte und mit Erfolg, zeigte einmal die Wichtigkeit des Eingreifens, und beseitigte zweitens den letzten meiner Zweifel, es mit einer Angestellten? Dienerin? Abgesandten? des Bettlers zu tun zu haben. Eine ausgesprochen beruhigende Vorstellung.

Und auch wieder nicht.

Ich überprüfte jeden Raum: da gab es ein Billardzim-

mer, in dem zwei Männer auf ihre Queues gestützt am Tisch mehr balancierten als standen und einen Drink in der freien Hand hielten – es war gerade halb zwölf, wer denkt an die Kinder?; ein Zimmer mit starker Bewölkung, in dem ein Raucher seine Zigarre paffte; ein Lesezimmer mit altmodischen Ohrensesseln aus nachgedunkeltem Leder und je einem Beistelltisch mit einer Bankerlampe, nur echt mit grünem Schirm; ein Raum für Kartenspiele, in dem an einem Nußbaumtisch mit dunkelgrüner Filzauflage eine Dame in einem dunkelgrünen Kostüm Patienten legte; einer mit einem nicht zur Einrichtung passenden Flachbildfernseher mit wenigstens 65 Zoll, wo – laut einem neben der Tür angebrachten Hinweis – nur Sendungen von einem internen Mediaserver abrufbar waren, sowie ein stark frequentiertes Zimmer, in dem man nichts machte, also offensichtlich für Männer gedacht war. Was es nicht gab, war ein Zimmer mit Frederic.

Ärgerlich, aber ich wußte nicht, wo er sonst noch hätte sein können. Andererseits, wo ich schon im Reich der prähistorischen Vorläufer des allwissenden Trödel ladens war, konnte ich nachschauen, ob ich etwas über das ominöse »orphische Ei« finden konnte. Ich sah mir zuerst die Regale im Flur an. Die meisten Bücher sahen aus, als habe sich ihnen seit der Erfindung des Buchdrucks oder spätestens des Dreißigjährigen Krieges niemand genähert. Aber irgendjemand mußte sie eingeräumt haben und alle paar Jahre abstauben. Im Lesezimmer standen die brandaktuellen Werke, etwa ein »Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie«, das ich nach ausgiebiger Suche fand. 6 Bände, davon drei in zwei Teilbände unterteilt, erschienen zwischen 1884 und 1924 in Leipzig (in Teillieferungen). Ein Volltreffer.

Voll daneben, denn alle griechischen Stichwörter waren nur Transkriptionen des griechischen Wortes, und meine

Unkenntnis, was ›Ei‹ in Latein heißt, wurde nur noch davon übertroffen, daß ich es in Griechisch nicht einmal lesen könnte.

Wenigstens war der für die Bibliothek Verantwortliche nicht so arrogant gewesen, davon auszugehen, daß jeder Latein und Alt-Griechisch verstünde. Vielleicht standen die Wörterbücher auch nur da, weil die fleckigen, rissigen ledernen Buchrücken so gut zu den anderen Relikten paßten.

Zwischen dem keltischen Gott *Ouniorix* und dem Sohn des Herakles *Oxeus* fand sich kein lateinisches Ei, und zwischen *Avernus* und *Avia Larvarum* kein griechisches. *Orphiker* oder *orphisch* kannte das nicht ganz so ausführliche Lexikon auch nicht, aber vor *Orphnaeus* stand das Stichwort ›Orpheus‹. Und das war ausführlich. Ich blätterte zurück und blättere zurück und werde zurückblättern, bis nach einhundertneunundvierzig Spalten der Anfang des Eintrags erreicht war. Ich blickte auf den Text und mich schauderte es.

Bis ich alles gelesen hätte, wäre wahrscheinlich der Zyklus vom Werden und Vergehen der Welt zwei- bis dreimal durchgelaufen. Schon nach der Lektüre der ersten drei Spalten erschien mir die Vorstellung des Weltenbrandes als willkommene Abwechslung oder sogar Erlösung, und ich war mir sicher, daß ein »Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie« eine undokumentierte Abkürzung ins Nirvana war. Wer danach noch irgendein Bedürfnis zur Bindung an das Dasein, zum Verweilen im Samsara hatte, würde zu Recht bis ans Ende aller Tage als Journalist wiedergeboren.

Orpheus (Ὀρφεύς).

I. Die Frage nach der Existenz eines oder mehrerer Sänger des Namens Orpheus.

1) In dem folgenden Artikel sind alle wichtigeren auf O.

bezüglichen antiken Angaben, wie dies gar nicht anders möglich, unter einem Lemma zusammengetragen. Das Altertum hat allerdings, um die Ungleichheit der Heimat, der Genealogie, Chronologie oder der Mythen zu erklären oder aus litterarhistorischen Rücksichten eine Vielheit von Sängern dieses Namens angenommen. So unterschied schon Herodotus* zwei O., von denen der eine an der Argonautenfahrt teilnahm (Schol. Ap. Rhod. 1, 23). Nach Eustath. B 847 p. 359, 16 wird der Sohn des Oiagros von dem um 11 Geschlechter jüngeren O. unterschieden. Am weitesten geht in der Trennung Suidas, der 7 Orpheus unterscheidet, eine Sonderung, die allerdings z. T. auf der Aneinanderfügung verschiedenartiger Excerpte, z. T. aber ersichtlich auf dem Bestreben beruht, Verfasser für die sehr ungleichartige Litteratur zu nennen, die später unter dem Namen des O. umlief. Von neueren seien Klausen, der (bei Ersch und Gruber III, 6 22^a und ^b) den hieratischen O., die allegorische Personifikation der telestischen Gesangsweise von dem mythischen O. unterscheidet, und Creuzer Symb. 3¹ 163 ff. genannt, welcher letztere drei verschiedene O. sondert und ...

Das war es nicht.

Es wäre hilfreich gewesen, wenn ich gewußt hätte, wonach ich suche. Einen Begriff außer ›Ei‹. Irgendeinen.

II. Name.

6) Der Name Orpheus lautete dorisch (*Priscian inst.* 6, 92 S. 276, 4 II.) Ὀρφηϛ; auf einer Metope des delphischen Schatzhauses der Sikyonier ist ορφαϛ, bei *Ibyk. fr.* 10^a in den meisten Hss. ὀνομακλυτονορφη (oder ähnlich) überliefert; letzteres verbessert Hertz in ὀνο-μάκλυτον Ὀρφην, Bergk in ὀνομάκλυτος Ὀρφήν. — Die Bedeutung war schon im Altertum unklar; daher die thörichten Versuche ihn als ὠραία φωνή (resp. *optima vox: Fulgent. mit.* 3, 10; *myth. Vatic.* 3,8,20)

* Herodotos (Ἡρόδοτος) von Herakleia, falls außer dem bedauernswerten Dorain das noch jemand lesen sollte. [FH]

zu erklären; s. *Welcker, Nachtr. zur aisch. Tril.* S. 192 A. 30; 196; *Bode, Orph. poet. Graec. ant.* 54; *hellen. Dichtk.* 1,119; *Gerhard, Orph.* S. 44 A. 5. Die neuere Forschung ...

Das war es auch nicht; höchstens ein teuflischer Versuch, mich meines Restverstandes zu berauben. Dann folgten Abschnitte über ›Zeit‹, ›Geschlecht‹, ›Nationalität des Orpheus‹, ›Übersicht über die lokale Verbreitung der Orpheussagen‹ und mich überfiel eine bleierne Müdigkeit, die mich an die Schulzeit erinnerte, wo wir Fontanes »Irrungen, Wirrungen« lesen sollte. Ich hatte es versucht, ebenso wie ich jetzt noch nicht aufzugeben bereit war, aber mir schien es, durch die vergilbten Seiten und Zeiten hindurch spielte die Lyra des Orpheus ein verwünschtes Schlaflied, Dornröschenklasse.

Im siebten Abschnitt, wo es um Orpheus als Religionsstifter geht, ist er nach Seher, Vegetarier – wobei beim Fleischverbot vor allem das Verbot von Kannibalismus gemeint ist, womit auch Steakfreunde leben könnten –, Begründer der Magie, Theologe, Kumpel des halben Pantheons, Erfinder des Dosenöffners, der Diät-Cola und des Selfies auch Stifter von Mysterien öffentlicher und privater Art. Und da stolperte ich dann endlich über ein Indiz, das vielversprechend war:

b) Privatmysterien.

Die Stellung und der Charakter dieser privaten Dienste, über welche nur ein paar Zeugnisse aus dem fünften bis dritten Jahrh. v. Chr. erhalten sind, gehört zu den schwierigsten Fragen der Altertumskunde und kann hier natürlich nur gestreift werden. Die gewöhnliche Ansicht, daß die Orphiker eine Sekte oder einen Orden gebildet hätten, umfassender als der pythagoreische Orden, welcher später aus ihnen hervorgegangen oder auch nachträglich mit ihnen verschmolzen sein soll (z. B. *C. O. Müller, Proll.* 383; *Bode, Hellen. Dichtk.* 1, 173; *Bohde, Psyche*² 2,209 ff.), stützt sich teils darauf, daß

Pythagoras durch *Aglaophamos* in die orphischen Geheimnisse eingeweiht sein sollte (*Iambl. v. Pyth.* 146), teils auf die Rückführung einer ganzen Reihe von orphischen Schriften auf Pythagoreier, teils auf die vielumstrittenen Worte *Herod.* 2, 81 οὐ μέντοι ἕς γε τὰ ἱερά ἐσφέρεται εἰρίνεα οὐδὲ συγκαταθάπτεται σῶι οὐ γὰρ ὄσιον. ὁμολογέουσι δὲ ταῦτα τοῖσι Ὀρφικοῖσι καλεομένοισι καὶ Βακχικοῖσι εὐοῦσι δὲ Αἰγυπτίοισι καὶ Πυθαγορείοισι. An allen diesen Stellen, mit denen auch die unten (Sp. 1131, 36ff.) zu besprechende bei *Herod.* 2, 123 kombiniert werden muß, ist aber von einer orphischen Sekte gar nicht die Rede. Die meisten derselben beziehen sich lediglich auf Übereinstimmungen zwischen der pythagoreischen und orphischen Litteratur. Der Sinn der Worte *Herodots*, die man allerdings viel klarer wünscht, scheint folgender zu sein: in der Vermeidung der Wolle beim Gottesdienst stimmen die Ägypter mit Kulten überein, welche die Griechen dem Bakchos feiern und auf Orpheus zurückführen, während sie in Wirklichkeit vielmehr ägyptisch und pythagoreisch (d. h. von *Pythagoras* nach Griechenland übertragen) sind. Die Worte Ὀρφικοῖσι καὶ Βακχικοῖσι beziehen sich demnach zurück auf ἱερά, dies ist schon deshalb nötig, weil Ὀρφικοί und Βακχικοί nie im Sinn von Mitgliedern einer orphischen oder bakchischen Sekte vorkommen. Auf ἱερά beziehen die beiden Worte, wie es scheint, auch *Lobeck, Agl.* 1, 245 und neuerdings *Bohde, Ps.* 2² 107 A. 1, sowie *Maafs, Orph.* 164 A. 63, dessen Erklärung aber im übrigen nicht das Richtige trifft (Sp. 1110, 46 ff.); an der Übersetzung 'Orphiker' hält fest *Zeller, Sitzber. B.A.W.* 1889 S. 994. Es ist zwar möglich, daß sich die Worte ...

Wenngleich ich jetzt von der unbedingten Notwendigkeit überzeugt war, Wolle beim Gottesdienst zu vermeiden: das war wieder nichts.

Nicht nur das Lexikon, sondern auch die stickige Luft machte mich immer matter und träger. Ich mußte mir un-

bedingt einen Kaffee oder etwas Stärkeres holen, um nicht einzuschlafen. Oder bringen lassen. Vorn neben der Tür hing ein Telefon an der Wand, und tatsächlich verband mich auch hier die »3« mit dem Zimmerservice.

»Einen doppelten Espresso, bitte, oder, warten Sie, haben Sie türkischen Mokka?«

»Selbstverständlich.«

»Gut, bringen Sie mir dann bitte zwei Tassen Mokka.«

»Sofort, wenn er fertig ist. Welche Zuckermenge wünschen Sie?«

»Süß?«

»Es gibt die ungesüßte Stufe *sade*, aber da Sie ihn süß wünschen: *az şekerli* ist ein wenig gesüßt, *orta* mittel und *tam şekerli* ist stark gesüßt

»Tamm schekarle dann.«

»Sehr wohl. In etwa zehn Minuten.«

Ich wand mich wieder dem Lexikon zu, als mir einfiel, daß ich dem Service nicht gesagt hatte, wohin sie den Kaffee bringen sollten. Wurde ich etwa überwacht, beobachtet von versteckten Kameras?

Noch einmal die »3«.

»Entschuldigung, Herbst hier, ich habe eben eine Bestellung aufgegeben, aber nicht gesagt, wohin sie gebracht werden soll.«

»Wir wissen, wo Sie sind.«

Es war die gleiche Frau, mit der ich eben gesprochen hatte. War das eine Drohung? Eine Warnung? Oder war ich paranoid?

»Wo-«

»Der Computer zeigt an, von welchem Raum aus Sie anrufen. Und solange Sie keinen davon abweichenden Serviceort angeben, gehen wir davon aus, daß Sie Ihre Bestellung in dem Raum wünschen, in dem Sie sich gerade befinden.«

»Äh ... gut. Danke.«

Paranoid also.

Mißmutig und gelangweilt blätterte ich die Seiten um: »Orpheus als Sänger«, »Die orphische Literatur« mit unendlich vielen Unterkapiteln in sechsunddreißig Spalten, »Erfindungen und Reisen der Orpheus«, »Argonautenfahrt«, »Orpheus in der Unterwelt«, aber nicht die Oper, auch kein *Galop infernal*, nirgendwo, eher ein infernalisches Dahinschleichen, dann aber der »Tod des Orpheus« – das Ende war nah – oder doch nicht, »Orpheus in der Kunst« in weiteren fünfunddreißig Spalten – und dann war Schluß mit Orpheus. Und ich wußte über das ›orphische Ei‹ genausoviel wie zuvor. Entweder war das ein seltsamer Scherz, oder ich hatte etwas überblättert. Wo war eigentlich mein Kaffee?

Ich überflog noch einmal das Kapitel über orphische Literatur, weil da immerhin ein Teil des Begriffes erwähnt wurde. Und wurde fündig:

Am Anfang war die Nacht (Aristot. metaph. 1071b, 27; vgl. 1091b, 4; Eudem. bei Damask. 124 S. 382 Kopp; lo. Lydus, Mens. 2,7 S. 18 Bekk.); in diesem Sinn deutet Damask. 382 Kopp auch Il. Ξ 259 f. Ob neben ihr Chaos Erebos, Tartaros standen, ist nicht sicher, da Aristoph. av. 693 hesiodeische Reminiszenzen eingemischt haben könnte. Die schwarz geflügelte Nacht erzeugt aus sich ein Ei, aus welchem der goldgeflügelte Eros hervorgeht: das sagt zwar auch nur Aristoph. av. 695; da aber hier die Nachahmung Hesiods ausgeschlossen ist und die Verdrehung der Theogonie in eine Ornithogonie witzlos sein würde, hätte der Dichter nicht in dem Ei und der Beflügelung des Eros einen Anhalt an einer dem Publikum ganz bekannten Theogonie gehabt, so muß ich namentlich gegenüber den überzeugenden Einwänden von 50 Susemihl, Phil. Jbb. 1890 S. 824: meine Bedenken gegen die Beziehung dieser Stelle auf unser Gedicht fallen lassen. Nach

Susemihl a. a. 0. liefs das Gedicht auch Himmel und Erde aus dem Ei hervorgehn, wie auch spätere Orphika sie als Teile des Welteis bezeichneten (fr. 39; vgl. Varro bei Prob. Virg. ecl. S. 19, 2 K). Jedenfalls gehören nach Aristot., Metaph. 13, 4 S. 1091b 4 u. lo. Lydus a. a. 0. auch Gaia und Uranos zu den ältesten kosmogonischen Potenzen schon dieser Theogonie. Sie erzeugen nach Platons Tim. 13 S.140d ff., wo zwar Orpheus nicht ausdrücklich genannt, aber trotz des Widerspruchs von Kern, De Orph. Epim. Pherec. theolog. 43 und Tannery, Arch. f. Gesch. d. Phil. 11, 1897, 14 sicher gemeint ist, aus sich, wir wissen nicht auf welche Weise, aber, wie sich aus dem folgenden ergibt, ohne γάμος d. h. doch wohl ohne regelmässigen Beischlaf, den Okeanos und Tethys, die in diesem Gedicht an der Spitze aller folgenden Zeugungen stehen. Die VV. lauteten wahrscheinlich (*Griech. Kulte u. Myth.* 1, 617 f.) Ὠκεανὸς, ὅσπερ γένεσις πάντεσσι τέτυκται / ἀνδράσιν ἠδὲ θεοῖς. πλείστην ἐπὶ γαίαν ἦησι. Ersterer V. ist Il. Ξ 246 übernommen und ebd. 201 nachgeahmt; auch in der jüngeren orphischen Litteratur hat er sich dem Sinne (*hymn.* 83, 3; vgl. *Hippol.* 8, 12) und auch dem Wortlaut nach (fr. 39) erhalten. Den zweiten V. schob *Krates* hinter Il. Ξ 246 ein (*Plut. fac. in orbe lum.* 25) sehr wahrscheinlich aus der Parallelstelle ...

Es klopfte leise. Die Tür öffnete sich und mit dem Mokka kam ein Luftzug, der frische, kühle Luft in das Zimmer brachte und dabei heftig genug war, die Seiten des vor mir liegenden Buches umzublätern.

»Trinken Sie vorsichtig. Die Mokkas sind heiß.«

»Danke.«

Ich wandte mich wieder dem Lexikon zu, um die verblätterte Stelle wiederzufinden, als mein Blick auf die aufgeschlagene Seite fiel:

Aus dem Weltei entsteht hier, wie wahrscheinlich schon in der ältesten orphischen Theogonie, der goldgeflügelte

Eros, der wahrscheinlich auch Priapos (*h.* 6. 9 vgl. *Lob.* 498), Metis, Ἐρικῆπαῖος (das soll bedeuten ζῶδοτήρ, *Mal.* 4, S. 74 *Ddf.*, nach *Suid.* Ὅρφ. 2 ζῶή) oder Erikapaios (über die Form s. *Gruppe, Rhaps. TH.* 740, 1), Protogonos, Phaethon, Antauges hieß. Er ist die ungeteilte Welt, in ihm liegen die σπέρματα der (geteilten) Welt, die er, ein Zwitter, aus sich hervorgehen läßt.

War der Bettler Eros? Den Eindruck des Gottes der Liebe und sexuellen Begehrens hatte er auf mich bisher nicht gemacht. Ich griff nach der Tasse und führte sie zum Mund, ohne zu trinken. Erst einmal pusten, während das intensive Arabica-Aroma in meine Nase stieg. Ich hatte das Gefühl, ganz nah an der Aufdeckung der Identität des Bettlers zu sein.

Diese Emanation geschieht großenteils durch Zeugung, wird aber auch als Weltschöpfung bezeichnet. Der nicht verteilte Rest des Urwesens zieht sich als Sonne in den Himmel zurück. Nachdem der Sturz des Uranos und Kronos in der Hauptsache übereinstimmend mit *Hesiod* beschrieben ist, wird die zweite Zusammenfassung des Weltalls in Zeus dargestellt. Dieser verschlingt auf den Rat der Nyx die Welt und Erikepaios, d. h. den von ihm zurückgebliebenen Teil, und

Ich trank einen Schluck von dem Mokka und schrie, wollte schreien, aber mehr als das unmittelbar abbrechende Jaulen eines verwundeten Tiers kam nicht aus meinem verbrannten, brennenden, verkohlenden Mund. Der Kaffee hatte die Temperatur von flüssigem Stahl, und ich spürte, wie er Lippen verbrannte, Speichel verdampfen, die subkutane Fettschicht schmelzen ließ. Waren es der Schock oder die bereits zerstörten Nervenenden, die mich keinen Schmerz spüren ließen? Ich ließ die Tasse fallen. Auf die Seite, die ich gerade noch gelesen hatte. Es war mir egal, die ganze Welt hätte in einem Meer von Mokka ertrinken können, mein Gesicht verbrannte.

Ich hatte gerade ein altes, wahrscheinlich wertvolles Buch vernichtet oder wenigstens beschädigt. Ich sah mich verstohlen um: keine Kamera zu sehen – nur weil der Service über das Telefon meinen Standort bestimmen konnte, bedeutete das nicht, daß ich nicht auch beobachtet wurde – und versuchte dann, das Taschentuch vorsichtig abziehen, verschmierte dabei die Reste des Kaffees. Selbstverständlich war das alles nur Zufall im Wunderland der Zufälle, wo die Geschehnisse nicht einmal mehr den Anschein von Zufälligkeit erwecken wollten.

läßt aus sich die neuen Götter [...] welche den alten zu entsprechen [s] [...] [d] wahrschein- lich aus dem [...] [m]annweib- li[e/c][h/b]en [P][h/n][a/o]

Es half nichts; ich konnte den vielleicht entscheidenden Namen nicht entziffern. Also tat ich, als sei die Lektüre beendet, und stellte das Buch zurück ins Regal, wo es hoffentlich die nächsten zwanzig, dreißig Jahre niemand anrühren würde. Ich glaube, in dieser Hinsicht standen meine Chancen gut.

Was war das Ergebnis meiner Bemühungen, oder wie es in Kreisen der grundsätzlich wohlwollenden, immer besorgten Schlafmützen hieß: »Was haben Sie daraus für Ihr weiteres Leben mitgenommen?« Zwei, nein: drei Erkenntnisse. Erstens, daß ich glücklicherweise nicht Altphilologie studiert hatte; das wäre fast noch schlimmer als empirische Sozialwissenschaften gewesen, aber – zweitens – mir, wenn ich Altphilologie studiert hätte, eher aufgefallen wäre, daß man die ominöse Nüx »Nyx« schrieb, und schließlich, daß die Aufzeichnungen über die griechische Mythologie, wie wahrscheinlich über jede andere auch, vorsichtig ausgedrückt ›etwas uneinheitlich und leicht widersprüchlich‹, ergo: letztlich unbrauchbar waren. Der Mokka war inzwischen kalt.

Der kurze Weg zurück zu meinem Zimmer machte mich

trotz der frischen und nach dem zu warmen Zimmer kühlen Luft noch müder. Ein in mehrfacher Hinsicht ergebnis- und damit sinnloser Tag. Ich fühlte mich wie eine zerbrochene Amphore auf der rauhen Steinbank eines halbverfallenen, Dionysos geweihten Theaters; niedergestreckt und zerschmettert von Gelehrsamkeit in Teilbänden. Nur mehr Scherben, und auf jeder Scherbe stand mein Name. Müde.

Aber in meinem Zimmer fand sich ein Kleidersack mit einer Notiz, die mich bat, daß darin enthaltene Kostüm während des am Abend stattfindenden Balls zu tragen. Ein Kostümball. Ich öffnete den Beutel und entdeckte etwas, das mich vom Stil her an eine eher zwiespältige Begegnung erinnerte: ein komplettes Set mit Bekleidung in einem eklektizistischen Stil zwischen Barock und Rokoko: Kniehose, Weste, Rock, Strümpfe, Schnallenschuhe, Halstuch, alles mit unnützem Zierat weiter verunstaltet. Selbst an ein Unterhemd und Strumpfbänder hatte man gedacht. Zunächst hoffte ich noch, aber im Bad war auf einem Styrophorkopf eine gepuderte Perücke drapiert, dem sogar Rouge, Lippenstift und tatsächlich eine Dose mit einem Schönheitspflasterchen beigelegt war. Komplett ausgestattet sähe ich aus wie ein Clown; ein fetter Clown in einer clownesken Welt. Wäre es wenigstens Absicht oder ein Harlekinkostüm gewesen.

So müde.

Finally ... napping

Um trotz meiner Rückwärtsbewegung in der Zeit oder in die Zeitlosigkeit rechtzeitig für das Fest bereit und wie gewünscht verunziert zu sein, wollte ich mich nach einer kurzen Pause vom Zimmerservice wecken lassen. Eine dreiviertel Stunde Schlaf mußte reichen.

»Wir werden Sie dann um 15:15 Uhr wecken.«

Ich war irritiert. Gestern?

»Wieviel Uhr ist es jetzt?«

»14:15 Uhr.«

Ich dachte, es wäre wenigstens sechs. Hatte ich nur zweieinhalb Stunden in dem Lesezimmer verbracht? Ich war schon vorhin überrascht gewesen, daß es noch nicht dunkel war. Wenn alles vorbei war, mußte ich mir einen Uhrmacher suchen, der meine innere Uhr reparierte.

»Ich habe es mir überlegt; 16:00 Uhr ist ausreichend früh.«

Und ich konnte doppelt so lange schlafen. Irgendwo in einem Zimmer wurde etwas Schweres herumgerückt, aber bis es aufhörte, war ich bereits eingeschlafen.

Dharma: Weil wir noch nicht wach sind.

Dennis: Ich bin wach. Ich weiß, wann ich schlafe.

Dharma: Ja. (Pause). Wieviel Uhr ist es?

Dennis: Weiß nicht.

Dharma: Alex kommt bald. Um neun.

Dennis: Nein.

Dharma: (bestimmt) Alex kommt um neun.

Dennis: Woher weißt du das?

Dharma: Alex hat es gesagt.

Dennis: Nein.

Dharma: Doch.

Dennis: Nein.

Dharma: Wer kommt wohl um zehn?
Dennis: Niemand.
Dharma: Ich dachte Alex.
Dennis: Nein. Niemand kommt.
Dharma: Wer?
Dennis: Niemand.
Dharma: Wer kommt um neun?
Dennis: Niemand.
Dharma: Niemand kommt um zehn.
Dennis: Und niemand kommt um neun.
Dharma: Wann kommt niemand?
Dennis: Nie.
Dharma: Niemand kommt. Alex kommt.
Dennis: Nein.
Dharma: Niemand kommt nicht. Alex kommt nicht.
Dennis: Ja.
Dharma: Wann kommt niemand nicht?
Dennis: Nie ... immer.
Dharma: Ah.
(überlegt)
Dennis: Keine Füße. Keine Beine. Kein ...
Dharma: Wir warten auf niemand.
Dennis: Ja.
Dharma: Wann kommt niemand?
Dennis: Nie.
Dharma: Niemand ist da.
Dennis: Ja.
Dharma: Gut.
Dennis: Wenn niemand da ist, müssen wir auf niemand warten.
Dharma: Ja.
(steht auf und rückt den Stuhl an den

Tisch)

Auch nicht auf Alex.

Dennis: Nein.

Dharma: Eben.

Um sechzehn Uhr klingelte das Telefon; zumindest nahm ich an, daß es sechzehn Uhr war. Die Stimme des Roomservice bestätigte meine Annahme. Ich fühlte mich einigermaßen erholt, zumal ich außer einem absurden, aber nachvollziehbaren Traum, in dem ich über offener Glut in einem *Ibrik* – so wenigstens bezeichnete der nach Nelken und Zimt duftende Djin das Gefäß - in Rosenwasser mit einem Hauch Kardamom gesiedet wurde, bis sich das Fleisch von den Knochen löste, von weiteren aus dem Unterbewußtsein oder sonstwoher kommenden Belästigungen verschont blieb. Ich könnte mich daran gewöhnen, obgleich bei genauer Betrachtung ... Ich hatte noch Zeit.

Ein Gehen

Ein Spaziergang würde die restlichen Spinnweben vertreiben, die gerne auch die Reste von Kater und lexikalischer Zumutungen mitnehmen könnten. Ich ging nach unten, und der Himmel hielt meinem skeptischen Blick stand, denn die Sonne tat ihre Schuldigkeit, die vereinzelt Cumuli ebenso, irgendwo weit oben grasten Cirrocumuli.

Es war ein schöner Julitag des Jahres 2020, und ein paar Schritte weiter wartete Nina. Auf mich.

»Herr Herbst, entschuldigen Sie, daß ich Sie störe, aber hätten Sie ein paar Minuten Zeit?«

»Sicher. Worum geht's?«

»Ich möchte mich mit Ihnen über etwas unterhalten ...«

»Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, Wenn hinten, weit, in der Türkei, Die Völker auf einander schlagen.«

Oder mich in Kaffee kochen. Ich grinste sie an, offenbar immer noch infiziert oder kontaminiert von meiner vorherigen Beschäftigung. Ihr Gesichtsausdruck wechselte von irritiert zu verunsichert.

»Sie studieren welches Fach?«

»Geschichte als ein Hauptfach, Englisch als zweites. Und die obligatorische Didaktik.«

Eine angehende Lehrerin oder Taxifahrerin; das Schicksal meinte es nicht gut mit mir, heute. Und gestern. Und vorgestern.

»Na gut, das war ein Zitat aus dem ›Faust‹, mit dem ich andeuten wollte, daß ich gerne eine Unterhaltung während eines Spaziergangs führen würde.«

Nina lächelte unsicher, aber als ich einfach losging, war sie nach wenigen Schritten an meiner Seite.

»Es geht um mein Referat. Um diese Figur ›Exili‹ oder ›Nicolò Egidi‹.«

Sie machte eine Pause, als solle ich darauf in einer bestimmten Weise reagieren.

»Er ist aber keine Figur, sondern ein wenigstens halbwegs historisch verbürgter Mensch.«

Nina atmete hörbar aus. Ich hatte nicht gesehen, daß sie die Luft angehalten hatte.

»Genau das glaube ich eben nicht.«

Sie machte erneut eine vermutlich dramatisch wirken sollende Pause, um dann zu verkünden: »Daß er ein Mensch war.«

Ich mußte sie leider enttäuschen; große Zeichen von Verblüffung waren von mir nicht mehr zu erwarten.

»Warum?«

»Ich habe mir die Stelle bei E.T.A. Hoffmann angesehen, und da wird Exili als jemand beschrieben, der die Suche nach dem Stein der Weisen nicht einmal beachtet, um – warten Sie ...«

Sie holte ein mehrfach zusammengefaltetes Papier aus der hinteren Hosentasche.

»Ich zitiere: ›Nur das Mischen, Kochen, Sublimieren der Giftstoffe, in denen Glaser sein Heil zu finden hoffte, wollt' er erlernen, und es gelang ihm endlich, jenes feine Gift zu bereiten, das ohne Geruch, ohne Geschmack, entweder auf der Stelle oder langsam tötend, durchaus keine Spur im menschlichen Körper zurückläßt und alle Kunst, alle Wissenschaft der Ärzte täuscht, die, den Giftmord nicht ahnend, den Tod einer natürlichen Ursache zuschreiben müssen.«

Also da ist jemand, der ein Gift entwickelt, das mehr an einen Zaubertrank erinnert als an eine Chemikalie. Und er bringt diese ›Magie‹ Sainte Croix bei, der dann die Marquise mit dem Gift versorgt. Dann verschwindet er und es gibt nur noch wenige Aufzeichnungen über ihn: ein Mann, der eine zentrale Rolle bei der *affaire des poisons*

spielt, die umfangreiche Auswirkungen auf verschiedene Bereiche der Gesellschaft hat: Einrichtung eines Sondergerichts, Regulierung des Handels mit Giftstoffen, Verbot von Wahrsagerei, Absage an die Existenz von Hexerei und damit auch allen anderen okkulten Praktiken. Und nebenbei ein Gift entwickelt, das nicht nachweisbar ist. Bei Hoffmann steht auch noch: »Die Geschichte mehrerer Giftmörder gibt das entsetzliche Beispiel, daß Verbrechen der Art zur unwiderstehlichen Leidenschaft werden. Ohne weitem Zweck, aus reiner Lust daran, wie der Chemiker Experimente macht zu seinem Vergnügen, haben oft Giftmörder Personen gemordet, deren Leben oder Tod ihnen völlig gleich sein konnte.«

Ich nutzte die Pause, die sie zum Luftholen brauchte: »Sie wissen schon, daß die Erzählung von Hoffmann eine fiktive Erzählung ist.?«

Sie wirkte leicht eingeschnappt.

»Natürlich. Das sieht man auch daran, daß man Hoffmanns Urteil umdrehen muß, um den Sinn zu erkennen. Isabel hat das – leider zu Recht – bei ihrer Kritik an meinem Referat gemacht. Sie hat nach dem Motiv gefragt und mit »Fortschritt« geantwortet. Es ist eben nicht »ohne weitem Zweck, aus reiner Lust«, sondern zielgerichtet, um etwas anderes zu erreichen.«

Sie sah mich fragend an.

»Ich weiß.«

»Ja, natürlich, sie waren dabei.«

Ich lachte kurz.

»Das auch. Aber das meinte ich nicht. Erinnern Sie sich, daß Isabel ihre aggressive Kritik – für die ich mich entschuldigen möchte, ich hätte da eher eingreifen müssen –« – Kleine Notlügen erhalten die Freundschaft. Oder schaffen sie. – »damit beendete, daß sie provokant darauf hinwies, sich »bei Gelegenheit« Gedanken darüber zu ma-

chen, daß sich hinter dem offensichtlichen Mordgeschehen noch etwas anderes verbarg.«

»Ja, Ich glaube, das ist es, um das es mir auch geht, aber ich komme nicht weiter. Und weil ich kein menschliches Motiv finden kann, gehe ich davon aus, es hier bei dem Verursacher mit keinem Menschen zu tun zu haben.«

Sie lächelte verschämt, ersetzte das Lächeln aber sofort durch ein Grinsen. Das ›Basta‹ verkniff sie sich gerade noch so.

»Exili war ein Mensch.«

War Nina enttäuscht, weil sie es zu einem kleinen Teil wirklich geglaubt hatte oder weil ich nicht auf ihre spielerische Phantasterei einging?

»Exili war ein Mensch. Aber die Entität hinter ihm nicht.«

Nina nahm das, was sie als abschätzigen Kommentar zu ihren Überlegungen verstand, nicht gut auf.

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit meinen Spinnereien belästigt habe.«

Das war wenigstens ebensosehr wirkliche Enttäuschung wie passiv-aggressiver Trotz. Na gut.

„Exili war ein Mensch. Die Entität hinter ihm nicht.«

»Ja, ist gut, ich habe es verstanden.«

Jetzt war sie wirklich wütend. Anstatt den Satz nochmals zu wiederholen, blickte ich sie mit meinem besten Pokerface an. Und blickte nicht weg. Und blickte immer noch nicht weg. Dann knickte sie ein.

»Sie meinen das ernst.«

Ich vermute, daß ich in diesem Moment so traurig aussah, wie ich mich fühlte, denn Ninas Wut verschwand und Verwirrung und Verunsicherung übernahmen.

»Gestern vor dreihundertvierundvierzig Jahren, während wir hierherfuhren, fuhr die Marquise de Brinvilliers weniger komfortabel zum Schafott.«

Das verstörte sie endgültig, obgleich es nur ein belangloser Zufall war. Wahrscheinlich nur Zufall.

Ich konnte an ihrem Gesicht ablesen, wie sie mit sich kämpfte, ob sie die Sache auf sich beruhen lassen sollte oder mehr darüber wissen wollte, immer unter dem Vorbehalt, daß ich kein Spinner war. Es dauerte, aber dann straffte sie ihren Rücken:

»Welche Entität?«

Nein, das fragte sie nicht; es hätte mich auch vor die schwierige Entscheidung gestellt, ob ich ihr alles erzählen sollte und sie möglicherweise damit stärker als ohnehin gefährdete. Es war offensichtlich, daß sie auf Grund ihrer Verbindung zu mir hier war, aber ich konnte damals nicht abschätzen, zu welchem Zweck und ob ihr eine wirkliche Gefahr drohte.

»Wie kommen Sie zu dieser Auffassung?«

Also berichtete ich alles, was ich mir in einem früheren Kapitel überlegt hatte: von der wissenschaftlichen Vorgehensweise, die nicht nur die Wirkung, sondern auch die genauen Umstände – hier die Dosierung des Giftes – durch empirische Versuche herauszufinden versuchte; der Vermutung, daß Exili immer aus einem bestimmten Grund im Kreis hochstehender Damen auftauchte, aber selbst kaum in Erscheinung trat – aus welchem, übergang ich, weil er mir selbst nicht klar war –; von der Möglichkeit, daß es nicht nur um die Entwicklung von Giften, sondern auch anderen Substanzen ging, worauf die »siebenundzwanzig Stückchen Papier«, »jedes mit der Aufschrift: ›Verschiedene sonderbare Geheimnisse‹« hindeuteten. Immerhin das wenigstens weckte Ninas Interesse, weil sie den genauen Inhalt der Kiste noch nicht kannte. Denn während meiner betont umständlichen Schilderung fiel mir eine gewisse Gelangweiltheit auf, weil ich durch die

Auslassung des mythischen Hintergrunds und der *ofs* nicht viel Neues zu sagen hatte. Ihr auch.

»Was meinten Sie vorhin mit der ›unmenschlichen‹ Entität?«

War es denn nicht Zeit, sich auf den Ball vorzubereiten? Fragte ich jetzt nach der Zeit, schiene es, als wolle ich der Frage ausweichen, weil ich vorher Humbug geredet hatte. Also improvisieren.

»Ich weiß nicht, ob Sie mir das Folgende abkaufen werden, weil es sich doch sehr nach einer Verschwörungstheorie anhört.« Und ich als noch größerer Spinner dastände als jetzt schon.

»Versuchen Sie, es mir zu verkaufen.«

Schneller improvisieren.

»Zunächst einmal ist mit dem Begriff der ›Entität‹, die nicht menschlich sei, kein einzelnes übernatürliches Wesen gemeint, sondern ... es ist eine Metapher für eine Gruppierung von Menschen, die über Jahrhunderte an einem Ziel arbeitet und als Gruppe sozusagen unsterblich und damit nicht-menschlich ist, während das Individuum selbst sterblich und ein Mensch ist.«

Ich sprach schnell weiter; sie bloß nicht zum Nachdenken kommenlassen.

»Und diese Gruppe sind die Auftraggeber nicht nur von Exili, der Marquise und Saint Croix, sondern auch von einer weiteren historischen Figur aus den Referaten.«

Nina war noch unentschieden, aber wenigstens hatte sie sich nicht umgedreht und war gegangen – was ich getan hätte, wäre mir so etwas erzählt worden, bevor ich unmittelbar die Möglichkeit der Existenz noch der krudesten Phantasie selbst erfahren hätte.

»Ich meine damit die Gräfin Báthory, deren Vorgehensweise anders war, die vielleicht sogar die ursprüngliche Initiatorin der Geheimgesellschaft war.«

»Das verstehe ich nicht: was hat die Dosis-Untersuchung einer chemischen Substanz mit den perversen Folterungen zu tun. Das eine ist Wissenschaft, die erst in ihrer Anwendung auf ein bestimmtes Objekt ethisch mehr als fragwürdig wird; das andere das Ausleben einer psychischen Veranlagung zu Sadismus.«

»Als Dozent müßte ich jetzt die Frage an das Plenum stellen: was ist die Gemeinsamkeit dieser unterschiedlichen Verhaltensweisen.«

»Nichts, es gibt keine.«

»Man könnte sich eine vorstellen.«

Sie blickte mich mit einem skeptischen Ausdruck an, der bereits den Wechsel zum abschätzigen Urteil ankündigte.

»Die Gemeinsamkeit ist, herauszufinden, bis zu welchem Punkt man einen Menschen schädigen kann, bevor er stirbt. Bei der Báthory mit eher handfesten Methoden der Folter, bei der Marquise mit chemischen Mitteln. Und wenn es verschiedene physische Herangehensweisen gibt, so gibt es auch bestimmt psychische. Und dazu bedarf es keiner geheimen Verschwörung, denn solche Dinge probieren das Militär, jeder Geheimdienst, jede Geheimpolizei gerne mal aus: Schlafentzug, Lärmterror, Erniedrigung, gefakte Folter wie das *water boarding*. Die Möglichkeiten sind nahezu unbegrenzt.«

Nina schob das bereits gefällte Urteil beiseite und überlegte, während ich noch ergänzte:

»Und in trauter Eintracht war auch hier der Tod nicht nur ein Meister aus Deutschland, sondern auch aus Österreich. Wenn Sie nach einer der Foltermethoden Báthorys suchen, wo bereits gequälte Mädchen bei Frost nackt mit Wasser übergossen wurden, finden Sie ohne Mühe das noch perfidere Pendant in Sigmund Rascher, der sich nach Ausschwitz versetzen ließ, weil es dort kälter als in Dachau

war und die Gefolterten die unangenehme Angewohnheit entwickelten, bei der Kältefolter zu schreien. Was dann wegen der Weitläufigkeit des Freizeitparks Ausschwitz als nicht so störend empfunden wurde.

Vergessen sollte man freilich nicht, daß alles im Dienste der Wissenschaft und Auftrag der ehrenwerten Luftwaffe geschah und die Versuche notwendig für die Habilitation waren, während Báthory als bloße Soziopathin im Urteil der Zeit- und Nebengenossen keine Ehrungen zu erwarten hatte. Unklar bleibt, ob der Professor Holzlöhner wegen seiner tadellosen Haltung oder des Ausweises vorzüglicher pädagogischer Leistung bezüglich seines Assistenten Rascher zum Rektor der Universität Kiel ernannt wurde; vielleicht auch, weil er bloß ein Willfähiger unter Willfähigen war, die kurz darauf zu Schuldlosen metamorphisierten wie die Raupe zum toten Schmetterling.

Daß bei den Meerwasser-Versuchen der Österreicher Eppinger und Beiglböck der Tod der Opfer nicht eingeplant war – man wollte nur genau bis zum Punkt kurz vor dem Exitus gelangen – und trotzdem der eine oder andere verreckte ... Ja mei! A bisserl a Schwund is immer.«

»Hören Sie bitte auf.«

»Ja.«

Wir schwiegen.

»Ich ...«

»Bitte!«

Ich wollte eigentlich noch die »Liste von KZ-Ärzten« im digitalen Trödeladen erwähnen und speziell die Anschlußverwertung derer, die nicht durch einen Henker oder sich selbst gerichtet wurden, aber die Taktik, über geteilte Abscheu und Verabscheuung eine Bindung zu schaffen war verwerflich, fast schon krank. Und hoffentlich erklärbar durch meine Beschäftigung mit diesen Din-

gen. Sonst hätte ich ein weiteres Problem. Aber die Parallelen ...

»Ich frage mich, ob seitens unserer Gastgeberin eine Verbindung zu einer dieser Gruppierungen besteht.«

Nina schüttelte unbewußt den Kopf.

»Das denken Sie nur, weil sie mich so scharf kritisiert hat und ... « Sie stockte.

»Merkwürdig ist die ganze Situation hier, das mit der Einladung und dem Essen und heute abend dem Ball schon, aber was ist der Zweck? Wollen Sie an uns testen, wie widerstandsfähig wir sind, bevor es zum Exitus kommt? Ich glaube, wenn so eine Gruppe existieren sollte, dann hatte sie in den Jahrhunderten genug Gelegenheiten, ihre Menschenversuche durchzuführen.«

Ich mochte es nicht, schachmatt gesetzt zu werden.

»Da wir nicht mehr im 16. und 17. Jahrhundert leben, sind vielleicht die Möglichkeiten begrenzt, neue Verfahren auszuprobieren.«

Wie die *ofs*, zum Beispiel. Was ich als Versuch der Begrenzung meiner argumentativen Niederlage dahingeklappert hatte, war möglicherweise die Wahrheit. Sollte Isabel erst jetzt im Besitz der *ofs* sein, dann mußten diese auch getestet werden. Aber hier war die Frage nach dem ›warum‹ nur auf eine modernere, gegenwärtige Ebene verschoben. Was war der Zweck der Versuche? Irgendetwas stimmte an meinen Versuchen, das Rätsel zu lösen, nicht. Vielleicht war meine Perspektive falsch, aber ich hatte nur die eine. Und Ninas unterschied sich nicht wesentlich von meiner. Zudem war beunruhigend, daß meine unvorbereitete Erzählung logisch einigermaßen funktionierte und es dazu des ganzen Mythologie-Überbaus nicht bedurfte.

»Herr Herbst, hallo, ist mit Ihnen alles in Ordnung?«

»Äh – ja, ich habe nur über etwas nachgedacht.«

»Mit Erfolg?«

Ich grünte, aber Nina hatte bereits für sich entschieden, das Rätsel nicht weiter zu verfolgen und besser das Thema zu wechseln.

»Ich habe gesagt, daß ich schon früher in einer Übung von Ihnen war. Sie werden sich wahrscheinlich nicht an mich erinnern.«

»Ich erinnere mich an Sie.« Und wie.

»Irgendwie erschienen Sie mir in diesem Semester verändert und zugleich vertrauter.«

Einfach so dahingesagt. Daraus folgte aber, daß es ein ›Übersprechen‹ bei den einzelnen Zeitlinien gab; Χρόνος – ich war immer noch lexikongeschädigt – hatte gespart und keine Twisted Pair-Zeitlinien verwendet. Angesichts der Fähigkeiten in Bezug auf die Manipulation der Zeit war es auch möglich, daß der Bettler Chronos war, aber hatte der Bettler dann auch das Ei gelegt? Ich mußte noch mal zurück ins Lesezimmer; der Buchstabe ›C‹ fand sich in einem anderen Band, so daß ich nicht das Buch der Schande aufschlagen mußte. Vielleicht wäre da auch ein Verwei-

»Sind Sie wirklich okay?«

»Ja, ich denke nur ... können Sie mir sagen, wie spät es ist? Wir haben ja noch eine gewisse Bekleidungsaktion vor uns. Und ich weiß nicht, wie oft ich die Perücke aufsetzen und erneut pudern muß, bis sie sitzt.« Lahm.

»Sie haben wirklich eine Perücke, so mit Locken bis zur Brust? Ich kann Ihnen ja helfen.«

Sie lachte, und es fehlte nicht viel und ich wäre auf die Knie gefallen. Die Verbindung ist groß in uns.

»Werden Sie sich wieder den ganzen Abend mit Ihrem Bekannten unterhalten und mich gelangweilt sitzenlassen?«

»—«

Ich unterhalte mich gerne nicht nur diesen Abend mit ihrer neuen Version; es schienen noch genug Teile vom Originalmodell vorhanden.

»Wer war ihr Bekannter? Auch ein Uni-Dozent, weil er an der letzten Sitzung teilgenommen hat?«

»Nur ein alter Freund, den ich lange nicht gesehen haben werde.«

Sie grinste mit jenem Ausdruck, der überspielen sollte, daß man den Scherz oder die Anspielung nicht verstanden hatte. Wahrscheinlich betrachtete sie es als Retourkutsche, weil ich eben genauso gegrinst hatte.

»Ich verspreche Ihnen beim Reagenzglas des Exili, Sie nicht erneut den ganzen Abend nicht zu beachten.«

»Okay. Das ist zwar schräg, aber es reicht mir.«

Sie holte ihr Smartphone aus der anderen Hosentasche.

»Wenigstens geht die Uhr auch ohne Netz. – Oh, es ist fast sechs, und ich habe bestimmt mehr als Sie anzuziehen. Kommen Sie mit zurück?«

»Nein, ich bleibe noch ein paar Minuten hier.«

»Bis später dann.«

Ich hatte keine Ahnung, was ich hier draußen machen sollte. Über die Begegnung mit Nina konnte ich überall nachdenken, aber möglicherweise war es doch schicklicher, wenn wir nicht beide zugleich im Gästehaus ankamen. Wenn mich ›Schicklichkeit‹ im entferntesten interessiert hätte. Wahrscheinlich wollte ich nur allein mit der Erinnerung sein, bevor sie vom weiteren Verlauf des Tages irgendwo in eine staubige Ecke verschoben wurde, wo andere einen Gedächtnispalast, ich bloß eine gemietete Rumpelkammer hatte. Warum fühlte ich mich so niedergeschlagen? Sicher, es gab keinen Grund für Euphorie, aber dieses Treffen mit Nina war bislang nicht das schlechteste und konnte vielleicht noch einen geteilten zweiten Platz erreichen. Etwas machte mich traurig.

**Cadde l'incanto,
E spezzato con esso, a terra sparso
Il giogo: onde m'allegro.**

»Dorain. Herr Herbst.«

Ich drehte mich um. Frederic sprintete geradezu in meine Richtung.

»Ich suche Sie schon seit einigen Stunden.«

Da hatten wir etwas gemeinsam. Nur zu unterschiedlichen Zeiten.

»Ich hatte heute mittag ein Treffen mit Frau Lírio. Ich weiß nicht, ob alles der Wahrheit entspricht, was Sie mir gestern abend erzählten, aber Isabel, Frau Lírio, ist nicht nur ein wenig merkwürdig oder eigen, sondern so befremdlich, daß sie kaum wie ein Mensch wirkt.«

»Was ist passiert?«

»Ich bin kein Mensch, der über solche Dinge mit Fremden redet, oder überhaupt mit jemandem. Meine Priorität war immer, private Dinge auch im Privaten zu belassen. Aber nach dem, was Sie mir gestern erzählten, haben sich meine Prioritäten verschoben. Und neben Isabel, die bei diesem Thema kein Gesprächspartner sein kann, sind Sie der einzige mir bekannte und nach meinem vorläufigen Urteil vertrauenswürdige Mensch nicht nur hier ...«

Er sah mich an, als wolle er Beifall für sein Geständnis. Ich schwieg. Er trat von einem Fuß auf den anderen und setzte zum Sprechen an, nur um den Versuch sofort wieder abzubrechen. *What's your name, Frederic? – I don't know.* Wenn er auf eine Aufmunterung wartete, mußte ich ihn enttäuschen. Eine zu pudernde Perücke wartete auf mich.

»Sie hatten Sex mit Isabel.«

Er wurde rot wie eine Klosterschülerin im 19. Jahrhun-

dert, die einen leicht frivolen Witz hörte, und begann erneut herumzudrucksen.

»Reden Sie, Ihre ... unsere Zeit läuft ab.«

Meine Schroffheit sollte wehtun, und sie tat weh.

»Ich hatte keinen körperlichen Kontakt mit Frau Lírio.«

Das war dann doch überraschend.

»Zuerst dachte ich an so etwas, als sie mich auf ihr Zimmer bat, und dort auch noch ihre spezielle Fähigkeit einsetzte. Kennen Sie ...«

»Die singuläre Pheromonfalle, wenn man die Biologie bemüht; der Gürtel der Venus, wenn einem die Mythologie zusagt.«

Ich hätte ihm sagen können, daß ich die Wirkung selbst erfahren hatte, aber ich war immer noch ungehalten, weil ... wegen was eigentlich? Weil er mich beim Abrutschen in Melancholie gestört hatte? Ich war genau der richtige, sich über klosterschülerinnenhaftes Verhalten zu mokieren. *Sissies*, alle beide.

»Ja. Sie war das Versprechen Phlegräischer Felder, das die Einlösung verweigerte. Auf scheinbar unverblühtes Beben folgte nichts außer schwülem Dampf.«

»Ein Vulkan mit Verstopfung.«

»Der vorgab, Vesuv des 24 Oktobers 79 kurz vor Mitternacht zu sein. *Belle de nuit*, nicht ohne Grund in einen Sarg gebettet.«

Fredrics verdrehte Anspielung auf einen Film war nicht illegitim, aber sie war falsch. Es paßte nicht zu ihm; es paßte zu mir. Dann verstand ich, was hier geschah. Aus dem gleichen Grund, aus dem ich Nina vertrauter erschien, verwendete Frederic Filmanspielungen, während ich zugleich depressiv und aggressiv war. Die Zeitströme liefen nicht einfach nur nebeneinanderher und schufen bei bestimmten Konstellationen eine engere Verbindung, die sich als nicht näher bestimmte ›Vertrautheit‹ oder als

personenbezogenes Déjà-vu zeigte, sondern sie blendeten Teile von sich in den anderen gekoppelten Strom. Als wäre es nicht schon mühselig genug, die eigenen divergierenden Bewußtseinsströmungen in eine einigermaßen schlüssige Richtung zu zwingen, drängelten sich jetzt auch noch die anderer Individuen hinein. Schizophrenie geschüttelt, nicht gerührt, und noch eine Unwägbarkeit, die mir schaden oder nutzen konnte.

»eckensten war ihre Weigerung, sondern ihre Begründung. Sexualität und damit verbundene körperliche Ausscheidungen seien«

»Entschuldigen Sie, was hatten Sie davor gesagt? Ich war abgelenkt.«

»Ich sagte, daß ich knapp zusammenfassen werde, was Isabel sagte, damit Sie meine Entscheidung verstehen. Sexualität, also selbstbestimmte Sexualität, sei nicht etwas, das uns von Tieren unterscheide, sondern diene allein der Befriedigung körperlicher Gelüste und benötige in vielen Fällen eine Bedürfnisanstalt, die man ›Partner‹ nenne und als Zeichen von Zivilisiertheit ansehe, zur Entsorgung nutzloser körperlicher Sekrete und Stoffe. Ich mildere ihre Formulierungen nur leicht ab.

Ich fragte, was mit der Notwendigkeit der Sexualität für die Fortpflanzung und das Weiterbestehen der menschlichen Rasse sei, worauf sie mit einer Gegenfrage antwortete. Was an dem Menschen so wertvoll sei, daß es den Gedanken an die Notwendigkeit oder nur Wünschenswertigkeit eines Fortbestehens dieser Spezies hervorriefe. Wenn es zudem nur durch Gurren und das Wälzen in Schlamm und Schweiß wie bei Schweinen möglich sei. Sie seien Schaumgeborene. Ich weiß nicht, wen Isabel damit außer sich noch meinte.«

Frederic bewegte den Kopf, als könne er damit die Ansichten Isabels wegschütteln.

»Ich fragte sie, wozu sie dann ihre sexuelle Anziehungskraft benötige, und sie meinte: ›Eine Venusfliegenfalle will auch keinen Sex.« Als sie meinen erschrockenen Blick merkte, versuchte sie das Gesagte abzumildern, indem sie auf Bienenköniginnen verwies, die Pheromone nutzen, um ihre alleinige Herrschaft zu sichern.«

Frederic machte eine Pause.

»Ich sagte ihr, sie sei wahnsinnig. Sie lachte und aktivierte wieder ihre Anziehungskraft. Ihre Hand strich über meine Wange, und obgleich ich das Bild von einem Wesen mit Fingern wie Maden, das sich aus einer Torfschicht wühlte, vor Augen hatte, merkte ich, wie sich der Ekel in Erregung verwandelte.«

»Ce n'est pas ma faute.«

»Was?«

»Je suis impuissant face à ça – nichts. Das war mein Mantra, dem Einfluß Isabels zu entkommen. Was haben Sie gemacht?«

»Nachdem ich nacheinander mit einer Sekretschleuder, einem Schwein, einem Insekt und einer Drohne gleichgesetzt wurde, erschien mir die Vorstellung, in Inneren eines Fangblattes der *Dionaea muscipula* verdaut zu werden, als kein wünschenswertes Ergebnis des mißlungenen Tête-à-tête.«

»Zumal«, fügte er mit geliehenem Sarkasmus hinzu, »noch ein Hängen auf mich wartet.«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Also ging ich – ich floh. Es erschien mir sicherer, ihr meine Entscheidung, die Weiterentwicklung des Ragnarök-Device zu beenden und alle Unterlagen darüber zu vernichten, in einem Rahmen mit mehr Menschen um mich herum mitzuteilen. Heute abend. Wenn ich Sie gestern richtig verstanden habe, sollte das genügen, weil das Device ohne meine Ergänzungen und Anleitungen nicht das

Potential hat, mein Leben und wer weiß was noch zu zerstören.«

»Soweit ich weiß, genügt das.«

DAS änderte alles. Ich hatte gehofft, Frederic gäbe nur Rag-Dev nicht an die Falschen, aber es niemandem zur Verfügung zu stellen, sondern es gleich zu zerstören, übertraf alle Erwartungen. *Game over*. Nyx, Isabel, Bettler und wer da draußen noch versuchte, uns seinen Willen aufzuzwingen. Treibt eure Spielchen und plant Kabalen und Intrigen im Olymp oder meinetwegen im Hades oder in einer Imbissbude um die Ecke, aber laßt uns in Ruhe!

»Sie machen das Richtige.«

»Bedeutet das auch, daß mein Selbstmord oder fingierter Mord nicht stattfinden wird?«

»Ganz ehrlich? Ich weiß es nicht. Aber es gibt keinen Grund mehr, Sie zu eliminieren. Ohne Rag-Dev sind Sie ein Mensch wie jeder andere, in Ihrer Individualität natürlich, und ohne Bedeutung für die da oben. Genau wie ich.«

»Gut. Das reicht mir. Ich nehme an, wir sehen uns später bei dem Ball?«

»Ich werde mir nicht entgehen lassen, wie sich Isabel in zwei Hälften zerreißt. Adios Señorita.«

Das erste Mal seit verschiedenen Zeiten fühlte ich mich nicht wie ein Dotzball, den jeder nach Belieben in eine Ecke donnern und sich am wiederholten Aufprallen erfreuen konnte. Die Amphore war wieder gekittet; das Lebenstheater konnte weitergehen.

Ein Fest

Es machte mir nicht einmal etwas aus, das alberne Kostüm und die noch albernere Perücke anzuziehen, mich weiß zu schminken und das schwarze Schönheitspapperl wie ein *Bindi* zu tragen, um damit gegen möglichst viele Konventionen gleichzeitig zu verstoßen. Am Ende sah ich aus wie ein Hybrid aus Hanswurst, dem Joker und tanzendem Zirkuspferd – und das trat mit seinen Hufen extra hart auf den Boden. Mein Übermut reichte aus, um an der Tür von Ninas Zimmer zu klopfen.

Sie öffnete sich sofort, als habe Nina nur auf mich gewartet, aber es war nur ein Zufall, daß sie im gleichen Moment den Raum verlassen wollte als ich klopfte. Ein richtiger Zufall. Und Nina hatte es irgendwie geschafft in diesem Gelump aus geheucheltem Taft, Brokat, Chintz und allem, was man noch mit synthetischen Fasern simulieren konnte, zugleich verführerisch, anmutig und possierlich zu wirken. Selbst die hochgesteckten Haare mit den rechts wie links das Gesicht umrankenden gelockten Strähnen waren ihr gelungen. Sie sah meinen bewundernden Blick.

»Ich habe die Bedienungsanleitung benutzt.«

»Bedienungsanleitung?«

»Lag bei Ihrem Kostüm keine Bedienungsanleitung, wie und in welcher Reihenfolge Sie die einzelnen Kleidungsstücke anziehen sollen? Wie Sie sich frisieren müssen. Und auch, wie stark Sie sich schminken sollen.«

Nina beugte den Kopf leicht zur Seite und sah mich skeptisch von unten an.

»Anscheinend nicht.«

Sie grinste. Ein freches Grinsen.

»Vielleicht hat man vergessen, sie mir beizulegen, und ich sehe darum wenigstens ebenso elegant aus wie ein Albino-Orang-Utan im Schlafrock.«

»Möglich.«

- »Aber ich habe die Schuhe richtig herum an.«
- »Was bei einleistigen Schuhen kein Kunststück ist.«
- »Einleistig?«
- »Rechter und linker Schuh sind gleich, erst durch das Tragen ergibt sich eine Unterscheidung.«
- »Woher ...«
- »Hauptfach Geschichte. Sozialgeschichte. Geschichte des privaten Lebens. Geschichte der Mode. Geschichte besteht nicht nur aus Königen und Kaisern.«
- Stimmt, gemacht wird sie von Göttern.
- »Gut. Begleiten Sie mich zum Ball?«
- »Eigentlich war ich mit Lea und Niklas verabredet, aber ich habe sie den ganzen Tag nicht gesehen. Sie?«
- »Nein«, log ich halb, denn wer waren noch einmal Lea und Niklas? Weil ich aber keinen der Studenten außer Nina und Elaine gesehen hatte, war es nur eine halbe Lüge.
- »Dann dürfen Sie *mich* begleiten.«

Auf dem Weg zum Hauptgebäude kam uns ein Gärtner entgegen, der ein Wägelchen mit Gartenwerkzeug, Erde, Dünger und anderen für seine Arbeit notwendigen Dingen hinter sich herzog. Anscheinend hatte ihn auch das Kostümfieber in einer schwächeren Ausprägung erwischt. Neben gewöhnlicher Arbeitskleidung oder Kleidung, die so aussah, wie ich mir die Arbeitskleidung eines Gärtners vorstellte, trug er einen roten Fez. Als er an uns vorbeiging, sagte er leise, als spräche er mit sich selbst: »Was an einem Ort nicht stattfinden wird, kann in einer kommenden Zeit schon stattgefunden haben.«

Ich hielt an, er hielt an.

»Haben Sie etwas gesagt?«

»Rosen und Lilien, Herr Herbst, Lilien und Rosen. Bereits gepflanzt. Vertragen sich nicht.«

Wir gingen weiter, Nina und ich in die eine Richtung, der Gärtner in die andere.

In der Halle, in der gestern das Menü serviert wurde, war heute ein Art Büffet für diejenigen errichtet, die von den Anstrengungen des Balls erschöpft, hungrig und durstig waren, und ein zusätzlicher Tisch mit gehaltvolleren Getränken für die anderen, die der Ball nicht interessierte, also genau jene Klientel, das bei jeder Feier, ob in einem noblen Club, einer schummrig beleuchteten Diskothek oder in einer mittelalterlichen Burg an der Bar oder wie hier: improvisierten Theke zu finden war und wahrscheinlich noch im Aufenthaltsraum einer Isolierstation für hochinfektiöse Krankheiten um den Getränkeautomaten herumgestanden hätte. Der Ball fand aber nicht im *Dürnitz*, sondern im *Palas* ein Stockwerk höher statt. Nina versorgte mich mit einer Vielzahl unwichtiger Begriffe, darunter auch solchen zu unserer Kleidung, wobei die Erkenntnis, daß ich in *Justaucorps*, *Gilet*, *Culotte* und *Jabot* gewandet war, mit diesem *Allonge*-Gewimmel auf dem Kopf, nichts daran änderte, daß ich aussah wie ein puckischer Gnom, der gerade aus der Satteltasche eines Nachtmahrs gefallen war, während Nina in ihrer *Robe à la française* eine ernstzunehmende Konkurrenz für Titania darstellte. The Beauty and the Ugly. Was ich ihr nahezu wortwörtlich sagte, um die unterschiedlichen Sphären des ›was ich nicht alles weiß‹ wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Shakespeare gegen Louis XIV. Es konnte nur einen geben, aber Nina ignorierte alles bis auf das Kompliment, das sie trotz dessen Affektiertheit gerne annahm. Historiker.

Wir gingen eine prunkvolle Innentreppe hinauf und standen in einer verwirrenden Version des Versailler Spiegelsaals. Mangels eines zu spiegelnden Gartens bestand

eine Seite aus großen, wie tatsächliche Fenster gestalteten Bildschirmen, die einen Blick in einen imaginären Garten gewährten, während die gegenüberliegenden Spiegel diese Projektion reflektierten, was prinzipiell dem Vorbild entsprach. Allerdings zeigten die Bildschirme nicht statisch ein ohnehin bewegtes Bild mit sich leicht im Wind wiegenden Blumen – die topiari-geschädigten Buchsbaumsträucher standen dagegen stumm wie gemauert –, sondern fungierten selbst gleichzeitig als Spiegel, die die Reflektion einer Illusion reflektierten. Wahrscheinlich wechselten sie mit hoher Frequenz zwischen der Gartenprojektion und einer spiegelnden Oberfläche, so daß man im einen Moment in einem fiktiven Garten stand und im nächsten in der Unendlichkeit sich gegenseitig spiegelnder Spiegel gefangen war. Jemand hatte mich einmal vor dieser Konstellation gewarnt.

Die im nicht vorhandenen Wind flackernden LED-Kerzen verstärkten den unwirklichen Eindruck, und ich schloß kurz die Augen. Fast erwartete ich, als ich die Augen wieder öffnete, in dem erstaunlich gut gefüllten Saal – mir schienen es mehr Teilnehmer als am Abend zuvor zu sein – eine Ansammlung leerer Kostüme zu sehen, die gesellig beieinanderständen, aber als Vampir in einem Spiegelsaal herumzuturnen, wäre eine erlesen dämliche Idee gewesen. Die jedoch künstlerische Vorbilder hatte.

Mit Erleichterung nahm ich zur Kenntnis, daß nicht nur die Kleidung mit sichtbaren Menschen gefüllt waren, sondern auch, daß der groteske Anblick älterer Männer in einem Barockkostüm mühelos von dem alter Männer übertroffen wurde. Und die entsprechend überreifen Frauen, Altersdiskriminierung hin, Galanterie her, gleichfalls besser im Verborgenen geblieben wären. Apart dagegen waren die an den schmalen Seiten des Saals aufgereihten Bodyguards, die man in Livreen gesteckt hatte, die

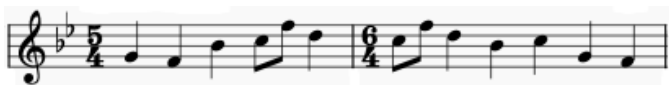
einerseits dem Kostümthema entsprachen, andererseits auch das Uniformartige nicht verbargen. Was auch an den notgedrungen offen getragenen Schulterhalftern gelegen haben könnte.

Nina entschuldigte sich, weil sie Isabel entdeckt hatte und sie etwas fragen wollte. Als sie kurz darauf zurückkam, teilte sie mir mit, daß »Lea ein Unwohlsein befallen habe« und sie deswegen zurückgefahren wurde, wobei Niklas sie begleite, damit sie nicht allein war. Alles war gut.

Zumal es Frederic, der gerade den Saal betreten hatte, ernst meinte: er trug sein Kostüm, aber keine Perücke.

Ohne Nina hätte ich mich bereits jetzt gelangweilt und mich wahrscheinlich zu der Thekenklientel ein Stockwerk tiefer gesellt, aber ich durfte auch nicht den Augenblick verpassen, wenn Frederic Isabel seine Entscheidung mitteilte. Meine vom glücklichen Zusammenspiel von Serotonin und Dopamin befeuerte Euphorie wurde nur kurzzeitig gedämpft bei dem Gedanken daran, daß Isabel die Ankündigung vielleicht nicht mit derselben Gelassenheit, die ich momentan fühlte, aufnahm. Möglicherweise würde es häßlich. Bevor ich die naheliegendere, weitaus heiklere Konsequenz dem für Risikofolgenabschätzung zuständigen Teil meines Gehirns unterbreiten konnte, vergewisserte ich mich der Fee an meiner Seite. Sie war noch da, und alles war gut.

Warum aber spiegelte ein Mussorgski-Tinnitus Stationen dieses Abends in meinem Kopf? Zwei Takte, wieder und



wieder. Erst falsche Gnome, dann der Garten, zwar ebenfalls von Le Nôtre gestaltet, doch verschoben wie beim Blick in einen Zerrspiegel, der schon log, als er noch plan

war. Die Spiegel. Ähnliche Spiegel, gleiche Epoche. »Gehen Sie nicht zwischen den Spiegeln durch«, hatte der Bettler gesagt und wir standen mittendrin. Hochgefühl wich Desillusionierung. Wenn Isabel Baba Yaga war, das derzeitige Treiben der Marktplatz von Limoges, das Ballett der ungeschlüpften Küken der bald beginnende Ball, was war dann die Entsprechung der Katakomben?

Nina hatte schon einige Male zu mir hingesehen, und nutzte jetzt die Gelegenheit, daß ich anscheinend momentan geistig nicht abwesend war.

»Mir ist beim Ankleiden noch etwas eingefallen, worüber wir heute nachmittag gesprochen haben. Ich hoffe, es stört Sie nicht, wenn ich wieder damit anfangen, aber momentan passiert hier nicht wirklich viel.«

Bis vor einer Minute noch hatte mich außer dem Kostüm und der juckenden Perücke zwei, drei Stunden lang nichts gestört. Es käme schon nicht so schlimm; im unerfreulichsten Fall rissen mir Nyx oder der Bettler den Kopf ab, versuchte ich Gedanken an die möglichen Konsequenzen von Frederics Entscheidung wieder aus dem Bewußtsein zu scheuchen. Nicht alles war gut.

»Fragen Sie. Aber achten Sie nebenbei auf Frederic und Isabel.«

»Warum?«

Ich verzog den Mund zu etwas, das vor wenigen Minuten ein Schmunzeln geworden wäre.

»Sie werden es sehen. Oder hören.«

»Sie erwähnten heute nachmittag eine Kiste, in der sich Papiere mit der Aufschrift ›sonderbare Geheimnisse‹ befanden, und Sie waren nicht der Ansicht, daß damit weitere Gifte gemeint seien, sondern andere ›Substanzen‹. Welche?«

Leave no good deed unpunished. Thanks, fate. Aber eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß diese Frage irgend-

wann käme, und mir beim Pudern der Perücke überlegt, wie ich sie beantworten könne, ohne die *ofs* zu erwähnen, hinter denen dann das ganze Mythengewimmel angekrochen käme.

»Haben Sie schon einmal Drogen genommen.«

Sie war von der Frage so überrascht, daß sie mich wahrscheinlich heftiger, als sie wollte, anfuhr: »Was geht Sie das an?«

»Gut, dann geht es Sie auch nichts an, was ich über die Substanzen weiß.«

Sie war weniger verärgert wegen meiner harschen Entgegnung als erschrocken; sprachlos hilflos, weil sie nicht wußte, wie sie reagieren sollte, blickte sie mich an, um herauszufinden, ob das vielleicht eine ironisch gemeinte Provokation war.

Ich lächelte nicht.

»Was ... was habe ich gemacht?« Sie biß sich auf die Unterlippe. Verletzlich, verletzt.

»Ich hatte einen Freund.« Ich schluckte und blickte hinüber zu Frederic, der teilnahmslos Isabel ansah, die mit einem Gast sprach.

»Ich hatte einen Freund, von dem ich dachte, er fühle sich schon als Junkie, wenn jemand eine Duftkerze anzündete. Aber ich hatte mich getäuscht. Er was aus gesundheitlichen Gründen bereit, alle möglichen psychoaktiven Substanzen, eben auch Drogen, auszuprobieren, von denen er hoffte, daß sie ihm helfen könnten.«

»Was hat das mit mir zu tun?«

»Es gibt Drogen mit Eigenschaften jenseits all dessen, was wir Normalen uns vorstellen. Sie können sein wie Krankheitserreger, die sich über kontaminierte Gegenstände oder sogar die Luft übertragen können. Oder wie Sporen. Vergleichbar mit pulverisiertem Fentanyl. Und sie können ein paradoxes Wirkungsspektrum haben. Wo nor-

malerweise beim Konsum von Drogen auf das High das Low folgt, verursachen sie nur das Low. Ich hatte mehrfach ungewollt Kontakt mit diesen Varianten und es war nicht erfreulich, wobei es kein „unerfreulich“ der Kategorie „Ich habe gerade Wäsche aufgehängt und jetzt regnet es.“ war, sondern „Ich erstickte und werde keinen Regen mehr sehen.«

»No rain.«

»Ja.«

Nina hatte sofort gemerkt, daß der als Aufmunterung gemeinte Scherz mißglückt war: »Entschuldige bitte.«

»Kein Problem.«

Es wird nie ein Problem sein.

»Und es gibt das genaue Gegenteil, wo auf das High nichts folgt. Kein Low, keine Entzugserscheinungen, nur das Verlangen nach mehr. Jeder mit nur einer geringen Affinität zu Drogen verfällt ihnen in kürzester Zeit.«

Ich holte tief Luft; das war viel einfacher erschienen, als ich mir überlegt hatte, wie ich die Wirkung erklären könnte.

»Ich weiß, das klingt wie eine beliebige Droge, die süchtig macht, aber es ist – «

Ich suchte ein passendes Wort; so sorgfältig hatte ich mir das offenbar doch nicht überlegt.

»Anders.«

»Anders?«

»Ich kenne diese Drogen nicht aus eigener Erfahrung. Aber was ich von ihnen weiß, ist, daß sie mit keiner anderen psychoaktiven Substanz vergleichbar sind. Sie erzeugen kein unspezifisches Hochgefühl, sondern rufen die Erinnerung an eine Emotion hervor, ganz egal, ob die Erinnerung real ist oder nicht. Und das in einer Intensität, die stärker ist als das tatsächlich Erlebte. Viel stärker.«

Ich wußte nicht, wie ich es ihr erklären sollte. Ich ver-

stand es auch nur deshalb wenigstens ansatzweise, weil ich die negativen Erfahrungen gemacht hatte.

Nina wirkte nicht sonderlich überzeugt oder gar beeindruckt.

»Ich stelle Ihnen jetzt eine Frage, die eigentlich viel zu intim ist, aber mir fällt sonst keine Möglichkeit ein, wie ich es erklären könnte.«

Nina sah mich skeptisch an.

Mit der Frage: »Waren Sie schon einmal erfolgreich verliebt?« hob ich schon abwehrend die Hände.

»Keine Einzelheiten. Es geht nur darum, ob Sie das Gefühl kennen.«

Puh, war mir das peinlich. Wie ist man ›erfolgreich verliebt? Solche Dinge wußte ich nicht einmal von der ersten Nina.

»Ja.«

»Und dann kennen Sie wahrscheinlich auch das Gefühl nach der Trennung. Liebeskummer. Traurigkeit. Schmerzhaft, aber durch die Erinnerungen von einer besonderen Qualität, die kein anderer Schmerz hervorrufen kann.«

Nina sagte nichts; ich hatte das Schlimmste hinter mir. Sissy.

»Stellen Sie sich jetzt vor, wie das Gefühl beim Verliebtsein war. Sie haben eine Erinnerung, eine gute, sehr schöne wahrscheinlich, aber nur eine Erinnerung, ein Schatten des einstigen Gefühls.

Und jetzt stellen Sie sich vor, es gäbe eine Substanz, die Sie dieses Gefühl noch einmal fühlen läßt. Nur wesentlich stärker. Nicht als Erinnerung, sondern so, als wären Sie in diesem Moment wirklich verliebt.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß so etwas möglich ist.«

»Ich sagte eben, daß es jenseits all dessen ist, was wir uns vorstellen können. Aber es existiert.«

»Und wenn die Wirkung vorbei ist?«

»Bleibt nur die Erinnerung, wie es sich anfühlt, verliebt zu sein.«

»Hmm.«

Sie überlegte.

»Und was hat das mit Ihrer Frage nach dem Liebeskummer zu tun?«

»Das ist vielleicht das noch Erstaunlichere. Wenn es nur darum geht, sich gut zu fühlen, täten es auch die üblichen Drogen wie Heroin oder Oxy oder Meth. You name it. Aber welche bekannte Droge kann das exakte Gefühl von Liebeskummer hervorrufen? Jene Symphonie von widerstrebenden Empfindungen, süß und bitter zugleich.«

Nina überlegte wieder.

»Warum sollte ich so etwas wollen?«

Gute Frage.

»Gute Frage. Warum mögen manche – Lakritz beispielsweise. Oder gehen ins Theater? Warum mögen manche Leute Islay-Whiskys oder darmbefreite Brühwürste?«

Jetzt konnte es nicht mehr lange dauern. Und es dauerte nicht lange.

»Gut, gehen wir davon aus, daß die Drogen etwas können, was kein anderes Mittel kann.«

»Die Erzeugung komplexer Emotionen aus dem Nichts.«

»Von mir aus. Was hat das alles mit dem ursprünglichen Thema zu tun?«

Ich bemühte mich um meinen vergeistigtsten, abgeklärtesten Gesichtsausdruck und antwortete bedeutungsvoll: »Keine Ahnung.«

»Das meinen Sie nicht ernst.«

Ich wäre am liebsten als schillernde Seifenblase davon geschwebt und geplatzt.

»Doch. Leider.«

Sie schaute mich an, und brachte meine geistige Ausstattung mit meinem Erscheinungsbild zur Deckung. Sie schüttelte zwischen Enttäuschung, Resignation und Faszinoslosigkeit schwankend den Kopf.

»Sie wissen es nicht?«

»Nein, aber ich vermute, daß es weniger mit den ›netten‹ Drogen zu tun hat als mit den anderen. Und – da lehne ich mich weit aus dem Fenster – die gleichen Versuche wie mit dem Gift auch mit den anderen Substanzen durchgeführt wurden, um eine nicht tödliche Dosis zu finden. Fragen Sie mich aber nicht wozu.«

»Wozu?«

Ich wußte gar nicht, daß sie so dreckig grinsen konnte. Wenigstens war sie nicht wütend auf mich, auch wenn die Einschätzung, Volltrottel oder nicht, noch in der Schwebe hing.

»Haben Sie eine Idee? Irgendeine?«

Damit war der Volltrottel abgeräumt, wobei ich nicht wußte, ob das Mitgefühl nicht noch erniedrigender war. Egal.

»Nein.«

Bei meinem krampfhaft-verzweifelten Versuch das zu erklären, für das ich keine Erklärung hatte, hatte ich Frederic aus den Augen verloren. Aber ich fand ihn schnell wieder; immerhin gab er nicht länger die Salzsäule an Isabels Seite, sondern sprach leise auf sie ein, wenn sie nicht gerade von anderen Gästen abgelenkt wurde.

Es war im übrigen ein seltsamer Ball, bei dem niemand tanzte, sondern nur herumstand. Vielleicht die ungewohnten Kostüme, das hohe Alter, oder das noch nicht genügend hohe Alter, denn es war bestimmt schon eine Weile her, daß Menuett und Sarabande, Gavotte und Galliarde auf dem Stundenplan der hochwohlgeborenen Damen stand – wiewohl einige aussahen, als hätten sie

ihre Erziehung noch in der Maison Royale de Saint-Louis genießen dürfen. Aber selbst, wenn diese zu motivieren gewesen wären, hätte man bei der Courante, spätestens Gigue das Erdgeschoß in ein Lazarett verwandeln müssen. Möglicherweise lag es auch daran, daß keine Musik spielte.

»Woran denken Sie?«

»Daran, daß ich so viel Zeit auf das Thema Ihres Referates verwandt habe, daß ich bis ans Ende der Zeit beschäftigt bin, unnützes Wissen zu vergessen.«

»Und das wäre?«

»Tänze. Mätressen. Marquisen.«

»Markisen?« Sie bildete mit ihren Händen ein Dach und grinste. Es kam mir vor, als wolle sie mich aufmuntern. Als Vorbereitung auf etwas, von dem sie dachte, es gefiele mir nicht.

»Wir könnten ein Menuett tanzen, wenn Sie sich so ausgiebig informiert haben.«

»Ich kann nicht tanzen.«

»Ich kann es Ihnen erklären.«

»Im Erdgeschoß stehen Ritterrüstungen, die wahrscheinlich besser tanzen können als ich.«

Ich wartete.

»Ihr Freund, den Sie erwähnt haben, der mit dem Drogenproblem, ist er das?«

Sie deutete leicht mit dem Kinn in Richtung Frederic.

»Ja.«

»Scheint gut ausgegangen zu sein.«

Das Gespräch zwischen Isabel und Frederic wurde energischer; ich sah, daß beide mit gepreßter Stimme sprachen, um nicht laut zu werden und aufzufallen. Nina sah es auch.

»Ich wüßte zu gerne, worüber sie sich unterhalten.«

»Nein.«

»Hat es mit den Drogen zu tun?«

»Auch.«

Auf das dröhnende ›Nein. Niemals.‹, das ich Frederic weder nach Volumen noch Lautstärke zugetraut hätte, folgte Stille. Alle Anwesenden bis auf die Personenschützer, ungerührt wie die Männer der King's Guard, drehten sich um.

»Dann geh.«

Einen Augenblick wirkte es, als wolle Frederik sich weigern zu gehen, aber er drehte sich wortlos um. Seine verkrampften Kiefermuskeln deuteten darauf hin, daß er gerne noch etwas gesagt hätte. Isabel atmete tief ein und aus – wahrscheinlich wäre ihr Gesicht auch ohne die vielen Schichten Clownsrouge weiß vor Wut gewesen –, und dann tat sie etwas, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Sie richtete ihre sexuelle Ausstrahlung auf alle Anwesenden, wodurch sie zwar einen schwächeren Effekt als beim exklusiven Einsatz hatte, aber selbst in einer Notaufnahme oder auf dem Konzert einer Boy Group konnte es keinen prozentual höheren Anteil an Menschen nahe Ohnmacht, Schlaganfall oder Herzinfarkt geben. Selbst bei dem einen oder anderen Mitglied der Leibwache glaubte ich ein Zucken des einen oder anderen Gesichtsmuskels zu sehen. *Ce n'est pas votre faute. Vous êtes impuissants face à ça.*

Mit einer theatralisch ausladenden Bewegung wandte sich Isabel an ihre Gäste: »Entschuldigen Sie. Ein kleines Mißverständnis, wie es immer wieder bei Paaren vorkommt. Amüsieren Sie sich weiter. Musik bitte.«

Sie schaltete ihre Anziehungskraft aus; sie hatte ihr Ziel erreicht. Fast.

»Welche Musik?« fragte Nina.

Eben.

»Der menschliche Geist hat wirklich bemerkenswerte Fähigkeiten. Er muß sich nicht einmal bemühen, Ereignisse nachträglich zu verdrängen; er kann sie schon, wäh-

rend sie geschehen, ignorieren. Eine Fähigkeit, die sich vom Verprügeln einer Frau durch ihren Mann und vice versa bis zum Genozid bewährt hatte.«

Nina war sich nicht sicher, wie sie mein sarkastisches Verdikt verstehen sollte, aber dann berührte meine Zeitlinie ihre und sie stimmte mir – immer noch unsicher – zu.

»Da steh' ich nun, ich armer Tor, Und bin so klug als wie zuvor!«

Ich schaute sie überrascht wie verständnislos an. Sie zuckte entschuldigend mit den Schultern: »Ich weiß nicht mehr.«

Ich schwieg und überlegte, was das jetzt bedeutete.

»Ich weiß nicht, was eben geschehen ist.«

»Isabel hat ihre Macht gezeigt, weil sie sie verloren hat.«
Je ne suis plus impuissant face à ça.

»Das klingt ziemlich paradox.«

»Ja, aber entscheidend ist, daß Frederic nicht sterben wird und ...« Ich nicht sterben werde, wir nicht sterben werden. Alles war wieder gut.

»Und ...?«

»Ich weiß es noch nicht, ich kann die Implikationen nicht überblicken. Aber es hat sich eben vieles geändert.«

»Auch das mit den Drogen.«

»Wahrscheinlich schon. Zumindest ihre weitere Verbreitung sollte gestoppt sein. Und da es nicht einfach ist, überhaupt an sie zu gelangen ...«

Nina atmete auf.

»Gut, ich hatte schon Bedenken, als Sie von dem Suchtpotential berichteten.«

Ich hob eine Augenbraue.

»Naja, ab und zu mal ein Joint. Aber nicht regelmäßig. Glauben Sie, daß diese Drogen ... «

»Wenn es sie noch gäbe, wären sie für jeden eine Gefahr.

Affinität hin, Affinität her. Das vorhin war etwas verharmlosend, weil ich Sie nicht unnötig erschrecken wollte.«

Dann erst nahm ich bewußt wahr, daß aus unsichtbaren Lautsprechern Musik erklang. Aber keine Engelsposaunen und Teufelstrompeten, sondern etwas von Bach, wahrscheinlich. Aus den Tiefen rufe ich, Herr, zu dir: halte sie bitte vom Tanzen ab! Aber schon begannen sich die kaum belebten Kostüme zu bewegen. Von den beiden gegenüberliegenden Seiten traf sich das erste Paar in der Mitte, und mit Abstand und gemessenen, vielleicht auch lahmen Schrittes folgten weitere Paare beim Versuch der Aufführung eines Menuetts. Nina und ich sahen entgeistert zu, und dann uns an.

»Ich bin mir sicher, daß das Menuett ausgesprochen elegant aussehen könnte, wenn man sich die Mühe gemacht hatte, die Schritte erst einmal zu lernen. – Wollen Sie immer noch tanzen?«

Nina unterdrückte ein Lachen: »Ich glaube, ich will lieber gehen.«

Während hinter uns ein infernalisches Stolpern & Getöse™ losbrach, verließen wir den Saal, ohne uns umzudrehen.

Als wir gemeinsam zu unserem Quartier gingen, glaubte ich, diesen verschiedenartig anstrengenden Tag überstanden zu haben und endlich ausruhen zu können. Wir verabschiedeten uns, und als wir uns gute Nacht gewünscht hatten, küßte sie mich zum Abschied auf die Wange. Alles war besser.

***Nur wer der Minne Macht entsagt,
nur der entzieht sich dem Zauber.
So verfluch ich die Liebe!***

Ich wußte nicht, wie spät es war, vielleicht zehn, vielleicht elf, aber selbst wenn die Sonne nicht bereits untergegangen wäre, hätte mich Licht nicht vom Schlaf abhalten können.

Im Gegensatz zu dem Kratzen, Zerren und Schieben, das ich bereits am Mittag gehört hatte. War es wirklich nötig, um diese Zeit die Wohnung zu reparieren, mußten diese geistlosen Quälgeister nicht am nächsten Morgen arbeiten? Ich sollte mich bei der Hausverwaltung beschweren. Moment. Ich war nicht in meiner Wohnung; die Wahrscheinlichkeit, daß sich meine Studenten handwerklich betätigten, gering. Die Geräusche mußten mich aus jener Phase des Schlafzyklus geweckt haben, aus der man besser nicht gerissen wurde, weil Teile des Bewußtseins noch nicht von anderen Orten zurückgekehrt waren und die Gefahr bestand, daß sie den Weg zurück nicht fanden. Ich schaltete das Licht ein. Die Bedeutung der Geräusche konnte ich nicht bestimmen: schwere Schuhe, deren Sohlen quietschten, das dumpfe Geräusch eines auf den Boden fallenden Gegenstandes, ein Fluchen, ein Schleifen, ein weiteres Fluchen, eine Tür wurde geöffnet.

Ich ging zu meiner Tür und öffnete sie leise einen Spalt. Der Gang wurde nur spärlich durch in regelmäßigem Abstand angebrachte Nachtlichter und den fahlen Schein des Dreiviertelmondes erleuchtet, der am Ende des Gangs durch ein Fenster fiel. Alle Leuchtdioden der Kartenschlösser glommen rötlich, außer denen von Lea und Niklas, die abgeschaltet waren, sowie meiner, wobei ich hoffte, daß das grünliche Glimmen nicht bemerkt wurde, und der des Zimmers, aus dem zwei der Männer, die offenbar nicht nur

zum Schutz der Gäste hier waren, gerade Frederic entführten.

Wenigstens nahm ich trotz der Kapuze über dem Gesicht an, daß es Frederic war, der sich da halb führen, halb schleifen ließ. Sie kamen aus seinem Zimmer, das Opfer hatte seine schwächliche Statur und es machte keine Anstalten, sich zu wehren – was angesichts seiner Begleiter kein differenzierendes Merkmal war. Ich wartete, bis sie aus meinem Blickfeld verschwunden waren und tastete in dem Zwielficht nach meinen Schuhen. Schnallen. Nur die Notwendigkeit, keinen Lärm zu verursachen, hielt mich davon ab, sie mit Schwung in eine Ecke, ins Klo oder aus dem Fenster zu schmeißen. Ich fand etwas mit Schnürsenkeln und zog es an. Durch mein Fenster konnte ich nicht sehen, wohin sie Frederic brachten.

Sie gingen langsam, weil Frederic sich immer noch sträubte und häufiger seine Füße über den Boden schleifen ließ, als selbst zu gehen, und ich war nicht überrascht, wohin sie gingen. Frederics Widerborstigkeit erlaubte es mir zu warten, bis sich Wolken wenigstens so weit vor den Mond schoben, daß ich in den Schatten den Männern un-gesehen folgen konnte. Es hätte mir klar sein müssen, daß sich Isabel nicht einfach so geschlagen gäbe, zumal sie auch noch vor ihren Gästen blamiert worden war. Wahrscheinlich würden sie Frederic unter Androhung oder auch Anwendung von Gewalt dazu bringen, seine Ablehnung noch einmal zu überdenken. Die Wolken zogen weiter, und ich mußte stehenbleiben und warten. Sie hatten die Burg fast erreicht, aber gingen erst gar nicht zum Haupteingang, der inzwischen wieder geschlossen war, sondern rechts um das Gebäude herum. Die Bediensteten hatten am Morgen einen Seiteneingang auf der linken Seite benutzt. Wolken, zieht! Als es endlich dunkel genug für die Fortsetzung meiner Verfolgung war und ich dem

Weg der Männer folgte, war da – nichts. Keine Tür, kein Seiteneingang. Grob behauene Steinquader, die die Mauer bildeten, niedrige Sträucher, hinter denen sich keine Tür verbergen konnte. Das meinten sie doch nicht ernst. Ein Geheimgang? Die ganze Angelegenheit mit der Burg, dem Menü, dem Ball lavierte teilweise nicht mehr nur an der Grenze zum Kitsch, übertrat die rote Linie dann noch nicht ganz, aber ein Geheimgang? Auch noch einer, den ich nicht fand, weil ausgerechnet jetzt die Wolken dichter wurden und das Mondlicht nahezu vollständig blockierten. So faszinierend der Anblick der wie ein von unten lichtgeflutetes Meer aus gestaffelter Zuckerwatte aussehenden Wolken war: ich brauchte das Licht nicht da oben, sondern hier unten. Und je länger ich mich hier an der Mauer aufhielt, desto größer wurde die Gefahr, daß selbst im Dunkeln jemand über mich stolperte. Sollte ich jetzt die Wand abtasten auf der Suche nach Spalten, durch die ein Luftzug zu spüren war, oder gegen Steine klopfen, um ein hohles Geräusch zu hören, um dann nichts zu finden, während Frederic inzwischen wahrscheinlich schon Isabel gegenüber saß? Vielleicht mußte ich eine Melodie pfeifen, einen verborgenen Hebel ziehen oder mich auf den Kopf stellen; mir ging die Zeit aus, und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Mit jedem Moment wuchs meine Besorgnis, meine Angst. Wenn Frederic Rag-Dev weitergäbe, hätte nicht nur er ein Problem oder ich oder Nina, selbst Isabel, die vielleicht nicht einmal verstand, daß auch sie nur eine Spielfigur mit begrenzten eigenen Möglichkeiten war. Ich lehnte mich gegen die Mauer und landete hart auf dem Boden, wo eigentlich die Mauer hätte sein müssen. Als ich mich auf den Rücken drehte, baute sich die Mauer mit einem Flimmern und Knistern wieder auf. Ein Hologramm und ein Zufall. Aber ich hatte keine Zeit mehr. Vor mir sah ich einen Lichtschimmer und ging auf ihn zu. Der

Gang führte leicht nach unten und fast wäre ich nach wenigen Metern eine in die Tiefe führende Treppe hinuntergestürzt. Ich hatte keine Lust mehr auf Abenteuerfilm.

Nach neunzehn oder zwanzig Stufen, die einmal durch einen längeren Absatz unterbrochen waren, wurde der Boden eben, und Nachtlichter leuchteten hell genug, daß ich mir nicht länger das Genick brechen könnte. Zumal ein Geländer aus Edelstahl, das, wie ich nach einem Blick zurück feststellte, auch schon die Treppe gesichert hatte, zusätzlich den Weg erleichterte. Der Bereich, in dem ich mich befand, war wieder eine Kombination aus Altem und Neuem. Die Grundlage war eine rudimentäre Kanalisation, die das Abwasser irgendwohin leitete oder vielleicht ursprünglich einfach versickern ließ. Irgendwann wurden die Kanäle gemauert und mit Einfassungen versehen, später kamen Abwasserrohre ebenso wie Versorgungsleitungen für Wasser und Strom hinzu. An den verschiedenen Halterungen der Wände konnte man die entsprechende Entwicklung der Beleuchtung ablesen: von Fackeln, Benzinlampen, elektrischen Lampen über Leuchtstoffröhren hin zu LED-Leuchten, die verhinderten, daß ich mich näher als etwa zwanzig Meter der Gruppe nähern konnte. Isabel war da. Noch unpassender gekleidet als am Abend, wo es wenigstens einen Grund für die Kostümierung gab, trug sie einen bodenlangen Mantel aus weißem Pelz mit einem etwas dunkleren Kragen. Frederic war da, ohne Kapuze jetzt, gestützt von einem der Schergen Isabels, während drei weitere in zwei Meter Abstand sorgfältig jede Bewegung Frederics registrierten. Sie waren nicht zum Schutz von Isabel da, sondern um Frederic an der Flucht zu hindern, und mir wurde erstmal wirklich bewußt, daß es hier vielleicht nicht nur darum ging, Frederic durch Drohungen oder mit mehr oder weniger physischer und psychischer Gewalt dazu zu bringen, seine Entscheidung

zu revidieren. Niemand bewegte sich. Nur ein schwarzer Käfer kroch unbekümmert neben mir an der Wand hoch.

»Du wirst mir das *Vajra* geben.«

Frederic erwiderte den Blick und schwieg.

»Gut.«

Eine kleine Pistole erschien in Isabels Hand, und der Knall des Schusses hallte von den Decken, von den Wänden, wurde gebrochen, reflektiert, so daß es klang, als käme der Schall aus allen Richtungen. Der Mann, der Frederic gestützt hatte, ließ ihn jetzt los. Unbekümmert von den Knochensplintern und Blutspritzern auf seiner Funktionsweste. Hinter einem Gitter knapp über dem Boden leuchteten rote Lichtpunkte. Frederic sackte langsam zu Boden. Der Mann ging einen Schritt aus dem Weg. Isabel verbarg die Waffe unter ihrem Hermelin. Der schwarze Käfer setzte ungerührt seinen Weg fort.

»Bringt mir jetzt den anderen Idioten.«

Eine Flucht

Ich mußte weg. Drehte mich um und rannte, ohne auf die Laufgeräusche zu achten, die ich wahrscheinlich verursachte. Sie hatte Frederic erschossen. Normalerweise sollten sie mich nicht hören können. In meinen Ohren summte es. Der Schuß war laut gewesen, sehr laut, hallte von den Wänden; vielfach gebrochen und verstärkt hatte man ihn vermutlich noch in Berlin oder Mogadischu hören können.

Mein Gehör kam schneller wieder als erwartet. Und nicht nur meins. Sie hatte Frederic erschossen. Hinter mir hörte ich Schritte, nicht laut, aber regelmäßig wie ein Uhrwerk im Gegensatz zu meinem Gestolpere. Noch konnte ich den Abstand wahren. Vor mir führte ein Gang nach rechts, den ich vorher nicht bemerkt hatte. Er besaß nicht einmal eine Sicherheitsbeleuchtung. Bei der Wahl zwischen Schnelligkeit und Verborgenheit erschien mir die Dunkelheit sicherer. Ich verminderte meine Geschwindigkeit und bog in den finsternen Gang ein. Neben mir, knapp über dem Boden, sah ich jetzt deutlich die roten Lichtpunkte, die ich vorhin schon gesehen zu haben glaubte. Sie bewegten sich mit mir, aber nicht gleichmäßig, mal liefen sie parallel, mal voran, mal hinterher. Immer wieder verschwanden sie, um nach einigen Metern wieder aufzutauchen. Als führe man mit der Bahn durch eine Kette völlig dunkler Tunnel und man sähe nur außerhalb der Tunnel etwas, bevor man vom nächsten verschluckt wurde. In meinen Ohren fiepte es. Panik ließ mein Herz stolpern. Richteten sich Laservisiere auf mich? Ich sah an mir herunter: keine roten Punkte, die über meinen Körper strichen. Die Schritte meiner Verfolger hörte ich schwach hinter mir, ebenfalls langsamer. Wenigstens hatten sie keine Nachtsichtgeräte, sonst wäre ich ein einfaches Ziel gewesen. Auch der kurze Gedanke, daß sie mich nicht töten konnten, weil ich jetzt der Einzige

war, der Zugang zu Rag-Dev beschaffen könnte – das wenigstens glaubte Isabel fälschlicherweise –, beruhigte mich nicht. Denn weil sie es bei Frederic aus irgendeinem Grund nicht mit Folter versucht hatten, bedeutete nicht, daß ich ebenfalls einfach mit einem Schuß in den Kopf davonkam. Sie durften mich nicht bekommen, aber ihre Schritte wurden schneller. Auch die roten Punkte neben mir überholten mich jetzt und verschwanden schließlich ganz. Verlor ich dieses Wettrennen? Wann hatte ich das Wettrennen verloren? Das Fiepen wurde stärker, die Schritte zielgerichteter. Der Gang machte eine leichte Biegung. Im Scheitel der Kurve hatte sich eine Öffnung aufgetan, deren Umrisse kaum heller als die alles umgebende Finsternis waren. Etwas fiepte mich von unten an. Ich blickte hinunter und sah in leuchtend rote Knopfaugen. Es fiepte wieder, und was ich als Tinnitus mißverstanden hatte, war der Versuch, mir etwas mitzuteilen.

»Quiieell!«

Ich starrte verständnislos auf die Quelle des Quiekens.

»Quiieell!«

Sie drehte sich um und ging ein paar Schritte tiefer in die Öffnung, wobei die Helligkeit zunahm, als habe jemand die Luft heller gedreht, und ich sah, daß die weiße Ratte mit dem Schwanz schlenkerte und sich nach mir umsah, als wolle sie, daß ich ihr folge. Die Schritte waren nah, und mir blieben nicht viele Möglichkeiten. Als ich den Gang betrat, summte es kurz in meinen Ohren. Ich drehte mich zum Eingang, um zu sehen, ob meine Verfolger bereits den neuen Gang entdeckt hatten, aber da war kein Eingang. Ich streckte vorsichtig die Hand aus, um die Illusion des Hologramms nicht zu zerstören, aber meine Finger berührten kalten Stein. Ich drehte mich wieder zu der Ratte, die sich nicht bewegt hatte. Als sie merkte, daß sie meine Aufmerksamkeit hatte, trippelte sie behende

los. Ich beeilte mich, ihr zu folgen. Ungern wollte ich sie in einem Loch verschwinden sehen, aber etwas geschah mit ihr. Sie wurde größer. Oder vielleicht schrumpfte ich? Zog sich der Gang zusammen oder war er sich verjüngend angelegt worden? Es war mir egal, ich trottete der Ratte hinterher wie ein Lamm, das gerade der Schlachtbank entronnen war. Frederic war tot. Wir folgten dem Gang eine Weile, bogen mal nach rechts, mal nach links ab, irgendwann war ich kaum größer als die Ratte, bis wir in einen Bereich kamen, der immer noch ein Gang war, aber durch beidseitige Ausbuchtungen fast wie ein Raum wirkte. Mein Führer gesellte sich zu seinen Artgenossen. Dreizehn rote Augenpaare blickten mich an.

»Quiell...enn.«

Die Ratte, die gesprochen hatte, und es war ein Sprechen, ich konnte es nur nicht verstehen, war nicht nur größer als die anderen, was im Tierreich auf den Anführer hinwies, sondern trug auch einen Bolero. Wahrscheinlich die einzige Jacke, die zu seinem Körperbau paßte. Nebenbei ging er aufrecht. Was sollte ich machen? Mich verbeugen? Vor einer Ratte? Mir war schlecht.

Abgelenkt von dem Jäckchen bemerkte ich erst jetzt, daß die Ratte einen Notizblock in der Hand hielt, den sie mir jetzt reichte. Es war ein elektronischer Notizblock, und inzwischen hatte die Helligkeit so weit zugekommen, daß ich mühelos erkennen konnte, was da in einer feinen, zierlichen Handschrift geschrieben stand: *Sie können uns nicht gut verstehen. Sprechen Sie möglichst hoch. Wir verstehen Sie dann. Sie sind in Sicherheit.*

»Wo bin ich? Wer seid ihr?«

Die Ratte blickte mich an. Hatte sie mich nicht verstanden, hatte ich etwas Falsches gesagt?

Sie streckte ihre vierfingrige Hand in meine Richtung. Der Notizblock. Sie drückte einen Knopf an dem Gerät und

schrieb dann, indem sie den Stift zwischen erstem und zweitem Finger hielt. So unpassend der Zeitpunkt war oder vielleicht gerade deswegen, bewunderte ich ihr Geschick mit Schreiftafel und Stift. Ich hatte erwachsene Menschen gesehen, die sich schwerer taten.

in sicherheit. die ratten im gemäuer

»Im Gemäuer?«

Der Wechsel des Gerätes lief jetzt reibungsloser.

zwischen allen wänden gänge. so gebaut

Die Ratte forderte den Notizblock, bevor ich eine weitere Frage stellen konnte.

gibt gänge nicht zwischen wänden

Was auch immer.

»Können Sie mich hier herausbringen, ohne daß die Männer mich sehen?«

schwierig. alarmanlage jetzt eingeschaltet. nur gänge sicher

Ich war gefangen.

»Ist die Alarmanlage nur in dem Haus?«

Die Ratte blickte bedauernd, sofern Ratten bedauernd blicken konnten.

überall. ganzes gelände.

Bevor die Knie ungewollt nachgeben konnten, setzte ich mich auf den Boden.

müde. ausruhen;

»Ich muß nur nachdenken.«

komm

Ich mühte mich wieder auf die Beine und folgte ihr, sobald ich sicher war, daß meine Knie sich nur weich anfühlten. Wir gingen etwa hundert Meter, bis wir wieder zu einer ausgebuchteten Stelle kamen. Hier lagen verschiedene, mit Stroh gefüllte Betttücher auf dem Boden. Der übliche Wäscheschwund eines Hotels. Erst beim Anblick der improvisierten Bettstatt merkte ich, wie erschöpft ich

war, weniger körperlich, obwohl der Tag lang war, sondern ... Ich ließ mich auf eines der Polster sinken. Die Ratte reichte mir die Tafel.

wir weg. zwei wachen bleiben. beide seiten. komme später mit wasser.

Ich gab ihr das Gerät zurück, schloß die Augen und versuchte das Bild der Fontäne aus Blut und Knochen, die aus Frederics Kopf entsprang, zu verdrängen.

Kaum hatten die ersten Strohhalme einen Weg gefunden, mich durch mein T-Shirt zu pieksen, war ich schon wieder an einem Ort, den ich bereits aus einem anderen Traum kannte: ein unbegrenzter Raum, Wände und Decken in weißem Nebel sich verlierend, farbenbesprenkelte Staffelei, Mischpalette. Modell, Maler, Beobachter. Ich wollte jetzt nicht träumen; ich wollte nie wieder träumen. Am allerwenigsten eine Wiederholung, die mir auch beim zweiten Mal nicht die Rätsel der Welt erschlösse. Was sollte ... etwas war anders. Ich war der Beobachter, aber nicht mehr Maler, sondern gleichzeitig Modell. Und der Maler war diesmal eindeutig. Isabel. Ich dachte an den Film, der offensichtlich die Inspiration für den ersten Traum und diese Variante gewesen war, und was mit der portraitierten Frau passiert war. Aber dieses Mal waren die Voraussetzungen andere: ich wußte, das hier war ein Traum, und diese Form des *lucid dream* zeichnete nicht nur das bewußte Wissen um das Traum-Sein aus, sondern auch die Möglichkeit in den Ablauf des Traums einzugreifen und in meinem Sinne zu beeinflussen. Ein Fingerschnippen und hinter mir läge der Traum. Ein Fingerschnippen – und nichts änderte sich. Vielleicht lag es daran, daß ich nur Beobachter, kein Akteur war, und es bei einem Klartraum nötig war, daß der Träumer zugleich Akteur sein mußte, um aktiv eingreifen zu können. Aber ich war doch ebenfalls Träumender, oder beugte jemand erneut die Re-

geln? Ich sah zur Malerin, die eben noch Isabel gewesen war und jetzt ein wirbelnder Schemen, dessen Pinsel wie ein Irrwisch über die Leinwand tanzte. Entsetzt sah ich, wie das Modell mit jedem Pinselstrich farbloser, grauer wurde, um irgendwann in dem weißen Nebel aufzugehen. Ich konnte für das Modell-Ich nichts machen, ich schien mich nicht einmal zu bemerken, aber der Schemen hielt einmal inne, wandte mir zu, was das Gesicht sein mußte, weil es ein hämisches Grinsen enthielt, und deutete mit dem Pinsel auf mich. Ich war der nächste. Wenige Graustufen trennten mein anderes Ich noch von der Farbe des Nebels und damit dem Verschwinden. Und auch an mir bemerkte ich erst sanft, dann fordernder ein Zerren und Zupfen. Aber ich war ein Beobachter! Wieso konnte ich nicht eingreifen, aber angegriffen werden? Das Zerren wurde stärker.

»Qu...aiin.«

Der hohe Ton war so laut, daß er in den Ohren wehtat. Ich öffnete die Augen. Über mir starrten zwei Blutmonde auf mich herab, und Ranken umklammerten meine Arme und zogen an mir. Etwas trat mich.

»Qu...aiin.«

Ich versuchte, die Augen erneut zu öffnen, aber sie waren bereits offen.

»Licht.«

Wieder war es, als würde direkt die Luft oder was uns auch immer umgab heller gedimmt. Direkt vor meine Augen war das Notizbuch.

entschuldigung. für uns licht ausreichend

Die Ratte zog den Notizblock zurück, schrieb hastig und gab ihn mir.

müssen weg. gefahr. männer hier.

Ich richtete mich auf.

»Warum? Ich dachte, hier wäre es sicher.«

Statt zu antworten machte sie nur eine Geste, ihr zu folgen, bevor sie sich auf alle viere sinken ließ. Ich vermutete, daß es schwierig werden könnte, ihr zu folgen. Eine der Wachen, vielleicht war es auch eine andere Ratte, bildete die Vorhut, der Anführer blieb, soweit es die Breite der Gänge erlaubte, an meiner Seite, lief manchmal voraus, manchmal hinter mir, blieb aber in meiner Nähe, eine weitere Ratte sicherte nach hinten ab. VIP.

Schon wenig später wußte ich nicht mehr, wo wir uns befanden und wie weit wir schon gelaufen waren. Ab und zu hörten wir die Schritte meiner Verfolger, dann bogen wir ab und es waren nur noch meine Schritte wahrnehmbar. Meine Eskorte konnte sich nicht nur schneller bewegen, wesentlich schneller wahrscheinlich, wenn ich sie nicht aufgehalten hätte, sondern auch fast lautlos, was wiederum durch mein unelegantes Getrampel konterkariert wurde.

Plötzlich stoppte die Ratte an der Spitze, mein Begleiter rannte zu ihr, kommunizierte mit ihr und rannte zu mir zurück, wofür ich wenigstens fünfmal so lange gebraucht hätte. Sie schrieb.

nicht weiter. viele männer. männer auch von hinten.

»Und jetzt?«

verstecken;

»Und wo?«

Die Ratte schrieb nichts, sondern gab mir erneut ein Zeichen, ihr zu folgen.

Wir eilten den gleichen Gang zurück und bogen erneut mehrere Male ab. Die Ratten wirkten weniger angespannt, wahrscheinlich waren unsere Verfolger in eine andere Richtung abgebogen. Ich hatte einige Fragen, aber noch bewegten wir uns in den Wänden.

Einige Zeit später, ich ging immer langsamer und schleppender, und wenn wir nicht bald eine Pause einlegten,

würde ich durch die Gänge torkeln und wie eine betrun-
kene Flipperkugel zwischen den Wänden hin- und her-
prallen.

»Stop. Pause.«

Die Ratte sah mich an, und rannte dann nach vorne, bis
ich sie nicht mehr sehen konnte. Schon kurz darauf kam
sie zurück und rannte, ohne mich zu beachten, in die an-
dere Richtung. Dann kam sie zurück und schrieb etwas
auf.

pause möglich. zehn minuten. aber problem

»Welches Problem?«

Sie schrieb eine ganze Weile.

*die marionette der göttin hat mehr männer als wir wuß-
ten. sie hat von ihrer herrin die macht, männer in das ge-
mäuer zu schicken. wir können ihnen nicht mehr lange ent-
kommen*

Sie streckte die Hand nach dem Notizblock aus.

*wir haben keine waffen. wir können gegen automatische
gewehre nicht kämpfen. ich weiß nicht, wie lange ich sie
schützen kann*

»Und dann? Was sind unsere, meine Optionen?«

Die Ratte setzte den Stift an, setzte wieder ab, schrieb
etwas, löschte es, und schrieb dann doch.

*es gibt eine möglichkeit. ein versteck. die jüngerin kann
dahin nicht folgen. nur die göttin könnte es. aber die ist nicht
hier*

»Wo ist dieses Versteck?«

hier. überall

Ich hatte eine Ahnung, daß dieses Versteck nicht so
etwas Banales wie Gänge in den Wänden war.

»Wie komme ich da hin?«

ich kann ein portal öffnen. mehr können wir nicht tun

Sie verlangte wieder den Notizblock.

ich kann nicht mitkommen. und ich kann sie nicht zurückholen

»Was ist das für ein Ort?«

Es schien, als ziehe sie ihren Kopf zwischen die Schultern zurück, was eine menschliche Geste war, die ihr anatomisch eigentlich nicht möglich war. Sie tat es dennoch.

Anderraum

»»Anderraum« was ist das?«

Es war ihr sichtlich unangenehm.

ich weiß es nicht

»Wie komme ich zurück?«

ich weiß es nicht

»Warum sollte ich dann dahin gehen?«

Sie begann zu schreiben, unterbrach, hob unvermittelt den Kopf, als habe sie etwas gehört. Ich hörte nichts. Sie ließ den Stift fallen, hob ihre rechte Hand und führte einige sehr schnelle Gesten aus. Ihre roten Augen flackerten kurz. Ich hörte immer noch nichts.

Aber ich sah den roten Punkt, der wie ein drittes Auge auf ihrer Stirn erschien. Ich duckte mich unwillkürlich, und bevor ich mich umdrehen konnte, spritzte rotes, leuchtendes Blut aus dem Loch im Kopf der Ratte auf mich. Ich drehte mich doch um. Zwei Männer, Nachtsichtgeräte hochgeklappt, die schallgedämpften Sturmgewehre mit Laservisier im Anschlag, kamen vorsichtig näher. Hinter ihnen lag die Vorhut in ihrem Blut. Anscheinend sahen sie nicht den Riß im Raum direkt vor mir. Ich machte einen Schritt vorwärts und blickte mich noch einmal um, ob ich meine neue Gefährtin vielleicht mitziehen konnte, aber sie war gegen die Wand gesackt, der Notizblock aus ihrer Hand geglitten. Was wollte sie mir noch mitteilen? Ihre Augen leuchteten nicht mehr. Ich ging in den Anderraum.

Ein Raum

Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte. Einen Raum ohne Grenzen wie im letzten Traum oder ein Zimmer mit Barockmöbeln wie bei meiner Begegnung außerhalb der Zeit mit dem Bettler; einen Spiegelsaal, in dem das, was in der Burg nur als Möglichkeit angedeutet, zur Verwirklichung gelangt war. Alles, nicht das.

Ich stand in einem unmöglichen Raum. Grau in grau, als habe der Raum noch keine Gelegenheit gefunden, sich für Farben zu entscheiden, führten Treppen zu anderen Treppen; die wiederum zu Rampen wurden, die sich um Turmstrukturen wanden wie die Schlange um den Äskulapstab, um schließlich unbegehrbar steil ansteigend im Nichts zu enden oder sich als eine auf eine höhergelegene Treppe folgende Rutsche zu erweisen. Grobe Mauersteine faßten vergitterte Durchgänge unterschiedlicher Höhe ein, die ebensogut Kerkerzellen, Pferdeboxen oder Koben für Schweine hätten sein könnten. Manchmal versperrte das Gitter nur wenige Zentimeter bis zu einer weiteren Mauer. Vier Brücken trafen sich unter einem miniaturisierten Kreuzgewölbe, aber es gab keinen Zugang zu den Brücken, dafür eine Treppe, die auf den Abschluß des Gewölbes oder von ihm wegführte. Kanzeln klebten an Säulen wie Wespennester, von denen Übergänge zu Plattformen führten, die keine Verbindung zu einem anderen Bauelement hatten.

Mir schien es unmöglich, in diesem Konglomerat offensichtlich planlos angeordneter Komponenten einen Sinn oder auch nur eine Richtung zu finden. Entweder hatte diesen Raum ein wahnsinniger oder mir weit überlegener Geist geschaffen. Während ich noch überlegte, was ich jetzt tun sollte, wohin, wenn überhaupt, ich gehen könnte, begann sich die Struktur zu verändern. Treppen, Brücken, Übergänge hoben und senkten sich, rotierten – meist um

die Y-Achse – und schufen so neue Verbindungen. Wo zuvor ein Übergang an einer Mauer endete, führte jetzt eine Treppe weiter nach oben oder unten. Steile Rampen bewegten sich mit einem Teil in eine eher horizontale Position, während wie bei einer Wippe der andere Teil sich mehr ins Vertikale orientierte und dadurch den Anschluß an eine Brücke herstellte.

Der Raum schien weniger architektonisches Gebilde als lebendiges Wesen zu sein, ein amorphes Wesen, das sich in seiner eigenen Wirklichkeit einzurichten suchte, indem es mal hierhin, mal dorthin Tentakel ausbildete und wieder in seinen Körper zurückzog, der eigentlich die Hülle war, denn ich befand mich offensichtlich im Inneren von ... was.

»Dem Anderraum.«

Jemand kam die Treppe herunter, die eben noch nicht dagewesen war. Es war ich, der mich am Fuß der Treppe stehen sah.

»Wo sich alle denkbaren Möglichkeiten gleichzeitig zu verwirklichen versuchen.«

Er trug *meinen* grauen Wollmantel mit Fischgrätmuster über *meinen* Springerstiefeln. Was mich aus irgendeinem Grund ärgerte, obwohl ich es war.

»Was bist du?«

»Wer. Ich bin derjenige, der die Träume träumt, an die du dich nicht erinnern willst.«

»Welche Träume?«

Er – ich grinste. Meine Frage war in mehrfacher Hinsicht nicht besonders schlau.

»Was machst du hier?«

»Ich bin nicht hier.«

»Du stehst aber vor mir.«

»Ich stehe vor *mir*.«

Gab es etwas, daß ich schon immer über mich wissen

wollte, aber bisher nicht die Gelegenheit hatte zu fragen?
Mir fiel nichts ein. Mein Kopf war leer.

»Und jetzt?«

»Ich weiß es nicht. Ich bin nur hier, weil ich hier bin.«

»Könntest du, nur pro forma, die Unterscheidung zwischen ich und du aufrechterhalten?«

»Es gibt keine Unterscheidung. Es gibt nur mich.«

»Es gibt mich und es gibt dich.«

»Eine Frage der Definition. Wenn ich mich als du bezeichne, bist du immer noch ich.«

Ich schnaubte.

»Wie komme ich hier heraus?«

»Ich weiß es nicht.«

»Zu was bist du dann zu gebrauchen?«

»Die Frage müssen wir uns stellen.«

»Also sind wir doch zwei.«

»Nein. Wenn ich die Frage beantworten könnte, dann wüßtest du die Antwort schon.«

Frederic tot. Die Ratte tot. Und mir fiel nichts Besseres ein, als mich selbst in den Wahnsinn zu treiben.

Ich ließ mich stehen, stieg die nächstbeste Treppe hinauf, ging über eine Brücke und stand vor einer Mauer. Ich ging zurück, und die Treppe, durch die ich auf die Brücke gelangt war, führte jetzt nicht mehr nach unten, sondern nach oben. Auch gut. Ich stieg die Stufen hinauf, bis ich wieder vor einem vergitterten Durchgang stand.

Das konnte es nicht gewesen sein. Das durfte es nicht gewesen sein. Ich lehnte meinen Kopf gegen die Mauer und sah von schräg oben in den Spiegelsaal.

»Wie der Zauberer von Oz: scheinbar omnipotent, aber nur machtlos. Ohnmächtiger Gott in der Nische.«

Ich stand grinsend auf der anderen Seite der Mauer.

»Was willst du hier?«

»Was ich will. Hier heraus.«

»Warum?«

»Ich träume nicht mehr. Meine Träume sind mir genommen.«

»Dann bist du überflüssig.«

»Ja.«

*ubi enim sunt duo vel tres congregati in nomine
meo ibi sum in medio eorum*

Ich konzentrierte mich wieder auf den Saal unter mir, der da nicht sein konnte. Eine Projektion wie der frühmorgendliche Garten auf den Bildschirmen. War es bereits Morgen? Wenn das, was ich sah, eine Projektion war, dann konnte es ein beliebiger Morgen sein aus Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Ebenso konnte bereits das Bild auf den Monitoren ein aufgezeichnetes sein. Ich nahm an, es wäre vergeblich, mein verstummtes Ich nach der Uhrzeit zu fragen, ich war mir nicht einmal sicher, ob es nicht bereits unsinnig wäre, überhaupt nach *Zeit* zu fragen.

Der Saal füllte sich mit den anderen ›Gästen‹. Die Selbstverständlichkeit, mit der jeder sich im Raum orientierte, deutete auf eine vielfach geübte Routine hin. Jeder kannte seinen Platz; wußte, wo er zu stehen hatte, folgsamer als das bravste Schaf. Hier traf sich eine Gemeinde zum Gottesdienst, wobei ich sicher war, daß es wenig mit dem zu tun haben würde, was regelmäßig noch an Sonntagvormittagen in nahezu leeren Kirchen zelebriert wurde. Am ungewöhnlichsten war, daß die äußere Erscheinung nicht der Uniformität des Verhaltens entsprach. Keine Roben, bestenfalls nur durch unterschiedliche Farben – dem Grad der gerade aktuellen Erleuchtung entsprechend – unterscheidbar, keine spitzen Kapuzen mit Sehschlitzen, keine *coroza*, keine Zipfelmütze, nicht einmal Federmasken. Nur die übliche Kleidung in all ihrer gedeckten Biederkeit, Kostüm oder Kleid bei den Frauen, Anzug oder Sakko mit Hose bei den Männern. Wahrscheinlich war einmal Kostümierung genug der Exzentrik. Ich verabscheute sie.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne, der taubedeckte Rasen, die gerade erwachenden Blumen verschwanden von den Schirmen und wurden durch eine sternlose Nacht ersetzt. Nach einem Augenblick völliger Finsternis

ersetzte indirektes Licht wenigstens teilweise das geraubte Morgenlicht, was aber nur dazu führte, daß die von den Spiegeln erschaffende unendliche Dunkelheit sichtbar wurde. Ich war mir nicht sicher, ob dieser Eindruck allein durch die Reflektion der Spiegel hervorgerufen wurde. Alles war bereit für den großen Auftritt, *Please welcome the band*, und an einem anderen Tag an einem anderen Ort hätte ich mich über die Inszenierung amüsiert und auf Lichtgewitter und Trockeneisnebel gewartet. Aber selbst da wäre ich enttäuscht worden. Isabel betrat ohne jegliche Theatralik den Raum, stellte sich vor ihre Gemeinde und verkündete ruhig, mit exakt passender Lautstärke: »Heute ist es soweit.«

Und wo vorher Schweigen herrschte, hob ein Getuschel an, das genau wieder die Reaktion bei Isabel hervorrief, die ich nicht erwartet hatte. Keine großspurige, oder wenigstens weitausholende Geste, um die Menge zum Schweigen zu bringen. Sie wartete einfach, bis sich Gemurmels beruhigte.

Wie hatte ich mich so täuschen können? Nur weil Isabel nicht die Macht hatte, Berge zu versetzen oder sie sogar aus dem Nichts zu erschaffen, implizierte das nicht, daß sie ungefährlich und ebenso schwach war wie ich. Abgesehen davon, in dieser nahezu kosmischen Auseinandersetzung ganz profan eine Pistole einzusetzen, zeigte ihr Auftritt bar jeder Theatralik, daß sie, sofern nicht noch anders wahnsinnig, sich ihrer selbst sicher war und wahrscheinlich nicht unbegründet davon ausging, ihr Ziel zu erreichen. Und selbst wenn es ihr mißlänge: ich wäre tot. Nachher.

Oder für immer gefangen an diesem unsinnigen Ort. Den ich, selbst wenn ich wüßte, wie, nicht verlassen dürfte, weil die Truppen Isabels immer noch nach mir suchten. Zumindest war keiner ihrer Schergen im Saal zu sehen,

wie ich erst jetzt bemerkte. Und noch jemand fehlte. Wie konnte mir das entgehen? Es war fast so, als konnte ich zwar alles sehen, aber mein Gehirn registrierte nicht, wenn jemand fehlte. Oder etwas. Ich konnte mir nicht einmal sicher sein, ob die Wachen und meine Studenten tatsächlich nicht da waren, oder ob ich sie nur nicht wahrnahm, so wie ich damals, bald – unter dem Einfluß Majas Dinge sähe, die *nicht* da wären.

Isabel sprach wieder, und auch die letzten verstummten: »Dieses Wochenende wurden die letzten Experimente dank der Hilfe unserer jungen Gäste erfolgreich abgeschlossen.«

Zu viel höhnisches Kichern. Meine Studenten waren also nicht mehr anwesend. Und Nina? Erstaunlicherweise machte ich mir über sie keine Gedanken. Ich mußte weg hier; so wie sich außen Treppen und Übergänge verschoben, so wurden in mir Maßstäbe verrückt. Möglicherweise war es tatsächlich der Anderraum, und ausnahmsweise nicht einer meiner Feinde oder temporären Verbündeten, die in meinem Gehirn herumrührten. »Ein Raum, wo sich alle denkbaren Möglichkeiten gleichzeitig zu verwirklichen versuchen«, hatte ich mir erklärt. Und eine Möglichkeit war die schreckliche Gleichgültigkeit. Ich stellte mir den Moment vor, als Isabels Kugel Frederic traf – nichts. *Ich habe Ihre Beobachtung zur Kenntnis genommen, darf ich Ihnen noch etwas bringen? Vielleicht eine tote Ratte?* Und ohne Überleitung hatte ich panische Angst, Angst, was mit Nina geschehen könnte, Angst, was mit mir geschehen würde.

»Ich kann mir helfen.«

Der Hilfs- und Ersatzträumer.

»Wie?«

»Laß mich ich werden.«

»Und dann?«

»Werde ich den Anderraum verlassen, wenn ich ihn verlasse.«

»Nein, wie wirst du mir helfen?«

»Ich kann Möglichkeiten reduzieren.«

»Und?«

»Ich werde ich sein. Möglichkeiten werden Möglichkeiten, ohne sich zu realisieren.«

»Gut, was habe ich schon zu verlieren.«

»Mich.«

Und er, ich, was auch immer, war weg. Wenn Nina noch leben sollte, dann nur aus dem Grund, um mich unter Druck zu setzen. Das – so viel war mir inzwischen klar – war der einzige Grund ihrer Anwesenheit. Nicht klar war mir, wie sich der Druck manifestieren sollte.

Isabel sprach: »Noch ein letzter kleiner Schritt, und ich werde genügend von dem Elixier für alle haben.«

Ein weißhaariger Mann in einem grauen Maßanzug, der die dreißig Kilo zuviel nur wenig erträglicher anzuschauen machte, trat vor:

»Und es wird so wirken, wie es uns versprochen wurde?«

Isabel, erneut zu meiner Überraschung, lächelte mild: »Besser – die erwähnten letzten Experimente haben dazu geführt, daß auch das letzte Restrisiko beseitigt werden konnte. Nach Jahrhunderten der oftmals tödlichen Versuche ist die Dosis so präzise bestimmbar – für jeden einzelnen von Ihnen angepaßt –, daß unglückliche Zwischenfälle ausgeschlossen sind.«

Wenn jemand die Ungefährlichkeit, egal welchen Produktes, so betonte, sagte mir die Erfahrung, daß es möglicherweise nicht so ungefährlich war; aber das sollte nicht mein Problem sein.

»Die Transformation wird gelingen. Unsterblichkeit durch Schmerzen.«

Und jetzt erfüllte sich doch das Sektenklischee. Alle Anwesenden beteten unisono:

»Unsterblichkeit durch Schmerzen.«

WTF? Darum ging es? Unsterblichkeit? Das war alles? In dem Alter? Bei anderen Phantasmen war gewöhnlich ewige Jugend im Paket inbegriffen. Wollten die einen denn nicht durchs Elysium hüpfen, die anderen ›Hosanna‹ oder – je nach Façon – ›Hosianna‹ nicht krächzen, sondern trällern, die dritten mit ihren 72 Trauben spielen, bis sie Rosinen werden, und die vierten herumhängen wie Kiffer im Endstadium?

Ich glaube, es hatte einen Grund, daß ich mich an bestimmte Träume nicht erinnern wollte oder sollte: sie führten zu einem gewissen Zynismus. Aber immerhin beantworteten die drei Worte, ob Verheißung, Beschwörungsformel oder gewaltiger Bluff, fast alle Fragen. Einige allerdings nicht.

Der korpulente Mann, offenbar Sprecher oder Anführer der Sekte, wagte sich erneut vor:

»Ich will nicht anmaßend erscheinen, aber Sie erwähnten einen letzten kleinen Schritt. Was meinten Sie damit? Hat das etwas mit der Auseinandersetzung gestern abend zu tun? Wir warten alle schon so lange.«

Jetzt aber würde Isabel Feuer auf die Sekte und ihren impertinenten Anführer regnen lassen – sei ruhig.

Isabel sprach: »Die Meinungsverschiedenheit gestern war privat, aber ich benötige ein Objekt, für das ich im Tausch das Elixier erhalte. Dieses Objekt habe ich momentan nicht, aber ich werde es bekommen.«

»Wie?«

Isabel sprach, und diesmal war ihr Ton drohend, so daß jeder ihre Aussage auch auf sich beziehen konnte:

»Ich habe Mittel, um das zu erreichen, was ich will. Von

jedem. Bei jedem. Und in diesem Moment habe ich das stärkste Druckmittel überhaupt.«

Nina.

»Beantwortet das ihre Frage, oder muß ich weitere Zeit mit überflüssigen Beteuerungen verschwenden, wenn ich die Angelegenheit bereits erledigen könnte?«

Nina.

Der Mann trat zurück in die Menge, Isabel hatte deutlich gemacht, daß ihr Auftritt beendet war, das Licht wurde dunkler.

Ein Fenster

Leicht benommen zog ich meinen Kopf zurück, der sich anföhlte, als habe er tatsäclich die Mauer durchdrungen, um an einem anderen Ort die Versammlung verfolgen zu können.

Wie sollte ich hier heraus kommen? Ich mußte Nina warnen, wenn es nicht bereits zu spät war. Aber ich wußte nicht, wie ich mit ihr in Kontakt treten sollte; ich wußte nicht einmal, was es möglich gemacht hatte, das Geschehen eben verfolgen zu können. *Unsterblichkeit durch Schmerzen*. Das klang nicht nur genauso scheiße wie ›Kraft durch Freude‹, sondern war ein noch abartigerer Auswurf menschlicher Verkommenheit. Und ich konnte nichts machen, außer Treppen herauf- und hinunterzulaufen. Oder mich setzen und sitzenbleiben wie der Bonsai-Ginkgo auf der Terrasse meines Geburtshauses, der schon seit 250 Millionen Jahren dasaß. Seine Wurzeln waren durch den fahlen Marmor gewachsen und hatten sich unbeobachtet, fast schon heimlich, nicht ohne Tücke – aber wer konnte wissen, was das Ziel eines Ginkgos war –, mit den Wurzeln all der anderen Bonsais auf all den anderen Terrassen verbunden. Und wenn ich nachts in meinem Kinderbettchen lag und das Mobile ansah, das sich zu bewegen weigerte, konnte ich manchmal das Wispern der Ginkgowurzeln hören.

Ich weiß nicht, wie lange ich auf der Treppe gesessen hatte, aber meine Gelenke fühlten sich steif an, als ich die Beine vorsichtig ausstreckte. Als ich mich abstützte, um aufzustehen, begannen meine Handflächen erst zu kribbeln, als seien sie eingeschlafen gewesen, um dann gefühllos zu werden. »Falsche Reihenfolge«, dachte ich, bevor ich vergeblich versuchte, die Hände zu Fäusten zu ballen. Interessiert betrachte ich erst die Oberseite dieser nicht mehr mir gehörenden Anhängsel, dann die Innenseite.

Meine Handflächen spielten einen Film ab, beide den gleichen, aber sie spielten ihn nicht selbst ab. Es war so, als werde er von einem unsichtbaren Projektor auf sie projiziert. Natürlich ohne Ton, denn meine Hände hatten keine Lautsprecher. Kleine Männchen in meinen Handflächen. Eines der kleinen Männchen war Isabel, die auf andere kleine Männchen mit Gewehren einredete. Wenn ich nur einfach wie schwerfälliger Agavensirup die Treppen hinaufließen könnte und wenn die Männer kämen, beginge ich wie ein japanischer Scarabaeus Seppuku, indem der *kaishaku-nin* mir mit einem passenden Ginkgoblatt den Tod zufächelte.

Ich träumte. Oder träumte er einen Traum in mir? Hoffentlich keinen von meinen. Ich hätte einen Arm gegeben für einen doppelten türkischen Mokka, so wie der, den ich gestern, vorgestern, irgendwann verschüttet hatte, so daß ich ›Phanes‹, einen weiteren, irrelevanten Namen nicht entziffern konnte. Aber schon als der Gedanke sich noch materialisierte, war mir klar, daß Wünsche an einem Platz, wo sie eine Möglichkeit waren, wenn schon nicht unterlassen, so doch sorgfältig überlegt werden mußten. Wenigstens hatte ich jetzt einen doppelten türkischen Mokka. Vielleicht auch nur eine Illusion, aber sie war heiß.

Inwieweit war es mir möglich, Möglichkeit in meinem Sinn zu beeinflussen? Reichte der bloße Wunsch, um vielleicht sogar den Anderraum zu verlassen? Wenn die Projektion von eben eine Entsprechung draußen hatte – und zumindest paßte es zu den Absichten Isabels –, dann wäre es möglich, daß nicht mehr zwischen den Wänden nach mir gesucht würde. Also wünschte ich und wünschte und wünschte stärker, bis mir ein Comic einfiel, das ich vor langer Zeit gelesen hatte, wo ein kleiner Junge oder ein kleines Mädchen immer so lange die Luft anhielt, bis der Kopf rot anlaufend fast platzte, um ihren Willen durchzu-

setzen. Ich wußte nicht mehr, ob er irgendwann geplatzt war, aber mein Wunschen wäre dazu die Analogie gewesen. Nichts geschah; glücklicherweise hatte ich nicht die Luft angehalten. Und wahrscheinlich waren Isabels Schergen schon auf dem Weg zu Nina, hatten sie bereits in ihrer Gewalt. Es mußte einen Weg geben, sie zu erreichen, zumal die Erpressung Isabels darauf beruhte, daß ich von der Gefahr für Nina etwas mitbekäme. Wenn sie aber vom Anderraum nichts wußte, wäre der ganze Plan sinnlos; ein Erpresserschreiben, das mit dem Vermerk ›unzustellbar‹ an den Absender zurückginge. Daß mir Isabels Absicht bekannt war, konnte – ausnahmsweise – ein Zufall sein, zumindest schien sie von meiner stillen Beobachterrolle nichts zu wissen – es sei denn, *es sei denn*, der Auftritt Isabels und ihre Versicherung, bald im Besitz von Rag-Dev zu sein, waren an mich gerichtet. Das mußte aber nicht bedeuten, daß sie vom Anderraum wußte; sie konnte mich auch an einer bisher nicht überprüften Stelle zwischen den Wänden vermuten. Wußte sie aber von dem Anderraum, dann waren ihre Fähigkeiten tatsächlich eingeschränkter als die des Anführers der Ratten, denn sonst hätte sie ihre Männer hinter mir hergeschickt. Also mußte ich irgendwie aus meinem Versteck gelockt werden, was aber von meiner Seite aus nicht möglich war, weil ich nicht wußte, wie ich hier wieder herauskam. Kein klassisches Patt, eher ein Spiel, das gleichzeitig auf zwei unterschiedlichen Spielbrettern gespielt wurde. Was für mich keine komfortable, aber erträgliche Situation hätte sein können – Isabel mußte heute noch liefern –, wenn nicht zugleich Ninas Zeit abgelaufen wäre. Im antiken Theater hätte man nun den Deus ex machina auf die Bühne hinabgelassen, aber ausgerechnet in diesem Drama, dem es an Göttern und anderem Getier nicht mangelte, war der Operator der Hebemaschine eingeschlafen.

Ich war verzweifelt; vielleicht noch nicht verzweifelt genug. Wie war es mir vorhin gelungen, Beobachter der Geschehnisse im Spiegelsaal zu sein? Ich hatte vor einem vergitterten Durchgang gestanden und dann entmutigt den Kopf gegen die Mauer gelehnt. Und dann konnte ich in den Saal sehen. Ich war mit dem Kopf durch die Mauer gegangen. Ich war *buchstäblich* mit dem Kopf durch die Wand gegangen.

Ich blickte mich um. Zwei im rechten Winkel angeordneten Treppen unter mir war einer dieser mit Gittern versperrten Durchgänge. Mich interessierte nicht der Durchgang, zumal er sich früher oder später in eine Mauer oder einen offenen Übergang verwandeln würde. Mich interessierte, ob Metallgitter hier nur *Schall und Rauch* waren. Ich ging die Stufen hinab, und als ich nur wenige Zentimeter von dem vergitterten Zugang entfernt war, zwang mich der Schalldruck des weißen Rauschens auf die Knie und der metallisch schmeckende, beißende Rauch erstickte mich fast. Nachdem das Husten aufgehört hatte und ich mir die letzten Blutfäden vom Mund gewischt hatte, kehrte auch mein Gehör zurück. Das Gitter war weg.

Sprache war mein *Deus ex machina*. Jetzt benötigte ich nur die passenden Redensarten. Ich brauchte eine Pause, nicht nur, um wieder völlig klar zu werden, sondern auch um vor weiteren Schnellschüssen genau zu überlegen, was eventuell die Konsequenzen sein konnten. Dieser spontane Einfall eben hätte auch unangenehm ausgehen können, wobei ich dabei nicht an die schon eingetretenen Schäden dachte. Redewendungen im Stil von ›aus allen Wolken fallen‹ oder ›aus der Haut fahren‹ ließe ich besser bleiben. Zunächst sollte ich das Mißgeschick mit dem verschwundenen Arm beseitigen, indem ich mir *etwas aus dem Ärmel schüttelte*. Perfekt. Genau wie zuvor; *wie neu* hätte seltsam ausgesehen.

Könnte ich Nina *Revue passieren lassen*, käme ich nur bis zu dem Gute-Nacht-Kuß, was verlockend war, aber Zeit bis irgendwann später hatte. Jetzt mußte ich sie in ihrer gegenwärtigen Zeit erreichen; wichtig war, sie *auf dem Schirm zu haben*.

Das Zimmer, von der Einrichtung identisch mit meinem, allerdings spiegelverkehrt, war dunkel und leer. Allein ein rötlicher Schein, der durch das Fenster fiel, ließ Bett, Nachttisch, Stuhl, Spiegel flackern, ebenso Ninas Reisetasche. Ich war erleichtert; sie war nicht plötzlich abgereist. Wg. eines finalen Unwohlseins. Warum konnte ich sie dann aber nicht sehen? War die Redensart defekt?

An irgendeiner Stelle bestand eine Diskrepanz. Entweder war der Ort falsch oder der Zeitpunkt oder es funktionierte generell nicht so, wie ich es mir gedacht hatte. Was war am wahrscheinlichsten? Alles. Sowohl Ort wie Zeit waren seit einiger Zeit eine eher wackelige Angelegenheit, was ihre Bestimmtheit und Bestimmbarkeit betraf, und das mit den Redewendungen wäre überall ein schlechter Scherz gewesen. Der hier, weil er denkbare Möglichkeit war, funktionierte. Ob auch undenkbbare Möglichkeiten gingen? Während ich überlegte, wurde der Schein außerhalb des Raums heller und kleine Funken schwebten am Fenster vorbei, getrieben von einem Wind, den ich nicht spürte. Und obwohl einiges für ein größeres Feuer sprach, konnte ich keinen Rauch riechen; im Gegensatz zu meinem ersten Test mit der Redewendung. *Though this be madness, yet there is method in't*. Mit Hilfe eines Bildschirms konnte ich sehen, vielleicht noch hören, wenn es nicht so eng gesehen wurde, aber nichts spüren oder riechen. Das half mir aber auch nicht. Der Schein wurde schon wieder heller, die Funken flogen dichter. Kein Feuer konnte in solch kurzer Zeit so an Intensität zulegen; wenigstens keines, das hier brennen würde. Mehr Zeit, es

hatte mehr Zeit für Wachstum gehabt, als für mich verstrichen war. Das paßte auch zu meinem Zeitempfinden, vielleicht hatte ich zwei oder drei Stunden auf der Treppe vertrödelt, aber sicher nicht elf oder zwölf Stunden. Ich war zu spät, es war bereits Abend. Aber *noch war nicht aller Tage Abend*.

Gleiches Zimmer, aber Sonne schien durch das Fenster auf das Bett, den Nachttisch, den Stuhl und die zwei Handlanger Isabels, die neben der Tür warteten. Die Tür öffnete sich und dann konnte ich das sehen, was ich im Falle von Frederics Entführung nur gehört hatte. Einer der Männer umfaßte Nina, die sich strampelnd wehrte. Seine schweren Schuhe rutschten über den Boden, als er versuchte, sie festzuhalten, aber sie rutschte zwischen seinen Armen durch und plumpste auf den Boden. Der andere Mann bewegte seine Lippen, schleifte Nina ein Stück über den Boden, drehte sie um und drückte sie mit seinem Knie nach unten. Dann fixierte er ihre Handgelenke mit Kabelbindern hinter dem Rücken, zog sie auf die Füße, und der andere Mann streifte ihr eine Kapuze über. Die Tür wurde geöffnet, sie zerrten Nina mit sich, ich versuchte noch, *einen Fuß in die Tür zu bekommen*, aber die Tür wurde von meiner Redensart unbeeindruckt geschlossen.

Ich hatte es befürchtet: ich konnte aus dem Anderraum heraus in der normalen Welt zumindest physisch nichts bewirken. Und wenn mir keine parapsychischen Kräfte erwachsen, war ich ein überaus agiler Mensch mit Locked-in-Syndrom, der zu nichts zu gebrauchen war.

Ich mußte ihr dennoch folgen, und sie dazu weiterhin auf *dem Schirm haben*. Ich sah jedoch nur den leeren Raum. Ich probierte es erneut mit demselben Ergebnis. Das durfte nicht wahr sein. Wie jede anständige Phrase funktionierte sie offensichtlich nur einmal. Davor hatte ich nur eine weitere Redenswendung an eine vorhandene an-

gehängt, wodurch sie weiterhin gültig blieb. *Though this be madness ...* Einerseits war das günstig, weil ich in derselben Zeit blieb, andererseits gingen mir die Redensarten aus. *Mit Kanonen auf Spatzen schießen*, fiel mir ein, aber das war nicht hilfreich und sollte ich mir für eine andere Gelegenheit aufheben. Gab es keine Wendung mit ›verfolgen‹? Doch. *Wer alle verfolgt, wird von allen verfolgt*. Genau das mußte ich vermeiden. Aber ich könnte auf Ninas *Spuren wandeln*. Perfekt, aber ich kam zu spät. Ich hatte vielleicht ein oder zwei Minuten überlegt, aber die Männer und ihre Geisel hatten wenigstens fünf, eher zehn Minuten Vorsprung, obwohl sich Nina sträubte. Die Relation zwischen den Zeitabläufen gestaltete sich komplizierter, als ich gedacht hatte. Hätten meine Stärken in der Schule in Fächern wie Mathematik und Naturwissenschaften gelegen, wo man etwas wissen mußte und es nicht reichte, bloß reden zu können, hätte ich Einsteins Vertreter im Physikunterricht die Frage stellen können, was mit der Zeit passiert, wenn der Zwilling im All seinen Bruder auf der Erde anruft, um zu fragen, ob er glatte oder krause Petersilienpaste in sein Essen rühren sollte ... konnte dann überhaupt eine Kommunikation stattfinden, hörte der eine den anderen in irrwitziger Geschwindigkeit und Tonhöhe sprechen oder dieser jenen in unverständlicher Gedehntheit brummen? In Sport war ich auch nicht gut.

Sie führten Nina in die Burg, und das, was immer ich hier war, ein Flimmern in der Luft, der Duft von verblühtem Flieder, die unscheinbare Brechung eines Lichtstrahls, folgte, bis es oder ich gegen eine Barriere prallte. Der Zugang zur Burg war mir verwehrt. Etwas anderes hätte mich auch überrascht. Endstation.

Einige Meter abseits von dem Eingang, durch den Nina gedrängt worden war, unterhielt sich Elaine mit dem Gärtner. Ich war erleichtert, aber erneut nicht wirklich über-

rascht, daß Elaine kein Opfer dessen geworden war, was Isabel mit den anderen Studenten gemacht hatte. Irritierend, aber nur leicht, war, daß beide immer wieder während ihres Gesprächs in meine Richtung blickten, als könnten sie mich sehen. Vielleicht konnten sie es tatsächlich; inzwischen war ich mir nicht mehr sicher, welche der hier anwesenden Personen normal-menschlich war. Vielleicht das Personal und der Zimmerservice. Ich wartete; unsicher, auf was ich wartete. Sollte ich nicht wieder im Anderraum sein und dort auf was auch immer warten?

Eine Rötelmaus steckte ihr Köpfchen aus dem geschützten Bereich eines Oleanders ins Licht. Allmählich wurde es albern.

»Du bist im Sommer nachtaktiv und solltest nicht hier sein.«

Die Maus schnupperte nach meinen Worten.

»Und wahrscheinlich überträgst du das Hantavirus oder wenigstens einen Fuchsbandwurm.«

Grinste die verdammte Maus?

»Falls mich das nicht erwischt, gibt es ja noch den Oleander. Feuer und Schwefel regnen lassen, wäre auch eine Idee.«

Ich schaute hoch. Elaine und der Gärtner waren verschwunden; meine Frustrationstoleranz weit überschritten.

»Zu gern würde ich mit dir, Mäuschen, spielen und dich mit dem eigenen Schwanz aufhängen. Drecksvieh.«

Ich sah zwei Paar martialisch aussehende, schwarze Schnürstiefel aus Leder mit Profilmisohle, ein Paar lachsfarbene Sneaker mit roten Schnürsenkeln und ein Paar weiße Riemensandaletten. In den Sneakern und Sandaletten steckten Füße; in den Stiefeln wahrscheinlich

auch. Auf die Füße waren Beine gestapelt, dann Körper und oben Köpfe mit mehr oder weniger Haaren. Unter anderen Umständen hätte ich die Perspektive einer Maus vielleicht interessant gefunden, aber jetzt war es nur eine weitere Schikane.

Isabels Schergen standen wie immer scheinbar uneteiligt hinter Nina und versperrten den Ausgang. Vor Nina stand eine geringschätzig blickende Isabel. Nina sah erschöpft aus, Tränen hatten ihren Kajalstift verschmiert.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich weiß nicht, wo er ist.«

Es klang, als sagte sie das nicht das erste Mal; der flehend-verzweifelte Tonfall deutete eher darauf hin, daß sie es unzählige Male wiederholt hatte.

»Ich weiß nicht, wo er ist.«

Ich hatte das unangenehme Gefühl, nicht nur Vorschau und Werbung verpaßt zu haben, sondern erst kurz vor Ende des Films im Filmtheater eingetroffen zu sein.

»Er wird kommen.«

»Warum soll er wegen mir kommen? Ich habe es schon tausend Mal gesagt: wir sind bestenfalls Bekannte, ich bin eine Studentin, er mein Dozent. Sonst ist da nichts.«

»Er wird kommen.«

»Warum? Weshalb läßt du mich nicht gehen. Ich habe nichts mit Herrn Herbst.«

»Du bist von großer Bedeutung für ihn. Du verstehst es zwar nicht, aber ...«

»Warum? Was habe ich getan? Warum sollte ich eine Bedeutung für ihn haben.«

»Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß du für ihn von Bedeutung bist, wärst du bereits tot.«

Nina fing an zu weinen.

»Ich verstehe es nicht.«

»Nein, du verstehst es nicht, Würmchen. Vielleicht

wirst du es verstehen, vielleicht nicht. Die Zeit des bloßen Wartens ist nun vorbei.«

Isabel nickte den Männern zu, und ohne Verzögerung schalteten sie vom passiven Modus in den aktiven, der sich vermutlich nicht darin erschöpfte, einem Menschen nur wieder die Kapuze über den Kopf zu ziehen und den Sitz der Kabelbinder zu überprüfen.

Ich hoffte, nie ihre Wege zu kreuzen. Es würde mein kurzer *winter of discontent*.

Bevor die Tür geschlossen wurde, hörte ich gerade noch, wie Isabel gegenüber Nina eine zweite Phase größerer Öffentlichkeit ankündigte, in der Absicht, mich endlich aus meinem Versteck zu holen

Sofern sie noch etwas sagte, konnte ich es nicht mehr als Sprache wahrnehmen, weil – so viel immerhin hatte ich inzwischen verstanden – meine Zeit wieder langsamer ablief, sobald ich nicht mehr in direktem Kontakt mit dem Teil der anderen Welt stand, der mein Bezugspunkt gewesen war. Das bedeutete aber auch, daß ich schnellstens eine neue Verbindung herstellen mußte, sollte mir Nina nicht wieder in der Zeit verlorengehen. Und verlieren durfte ich sie nicht. Zumal ich erste Ideen hatte, wie ich aus dem Anderraum entkommen konnte, um ihr zu helfen. Auch wenn das im Anschluß bedeutete, mich zu fügen. Prioritäten.

Vorerst benötigte ich aber eine passende Wendung, um wieder eine Verknüpfung zwischen den Räumen zu etablieren. Vorerst fiel mir aber nichts ein. Und dabei blieb es, während ich immer unruhiger wurde. Redewendung. Redewendung. Meine Zeit tröpfelte, die andere strömte. *Wo sich eine Tür schließt, öffnet sich eine andere*. Zu spät. Die Tür war lange schon geschlossen. Vielleicht wurde der Anderraum jetzt auch zickig; also statt der mißverständlich lokalen eine konditionale Variante. *Wenn sich eine Tür*

schließt, öffnet sich eine andere. Ich hörte das Knarren einer sich öffnenden Tür. Ich rannte die Stufen hinauf, wo ich das Geräusch gehört hatte, bis ich vor der offenen Tür stand, die aber nur das Betreten eines Durchgangs erlaubte, an dessen Ende wieder ein Gitter war. Neuer Versuch. *Wenn sich eine Tür schließt, dann öffnet sich die nächste.* Knarren. Stufen. Hinab. Offene Tür, die nächste. Durchgang. Gitter.

»Wenn ihr das lustig findet«, brüllte ich die Mauern an, »... es ist nicht lustig. Es ist SCHEISSE!«

Ich war verzweifelt, und das Öffnen weiterer Türen half mir nicht, zumal sie durch die stetige Bewegung der Struktur auch einfach wieder zu einem Mauerstück werden konnten. Die Zeit verrann.

Ich überlegte: wo mir vorher der Anderraum bei der Interpretation weit entgegengekommen war, damit ich mein jeweiliges Ziel erreichte, schien es jetzt, als wolle er mich verspotten. Oder mich von etwas abhalten. Mich davon abhalten, *etwas zu sehen*. Und wenn es nicht der Raum war? Sondern jemand anderes? Es gab da ein möglicherweise passendes russisches Sprichwort ... *Wenn Gott dir eine Tür zuschlägt, öffnet er dir ein Fenster.*

Und es ward mir aufgetan das Fenster, durch das ich nicht hatte durchsehen sollen. Und es auch nicht gewollt hätte, wenn ich gewußt hätte, was anzusehen ich gezwungen wäre.

Gehst du nach Italien

Ich war der Geist im Bildschirm, der den Zuschauern zuschaute. Es waren die gleichen, die schon bei Isabels Ankündigungsveranstaltung anwesend waren; immer noch ohne Roben und Kapuzen und Masken. Sie waren sich ihrer so sicher, daß sie nicht einmal versuchten, ihre Identität zu verbergen. Jetzt trugen sie Abendgarderobe, die dem Anlaß angemessen war, während sie um das letzte überflüssige Opfer herumstanden und mit etwas gelangweilten Mienen Isabels Ausführungen zuhörten.

»Wie wir sehen konnten, führt das äußerliche Zufügen von Schmerzen im besten Fall zu einer kurzen Bewußtlosigkeit, sofern es nicht, wie bei jeder anderen Form der Schmerzapplikation, übertrieben wird.«

Ein leises Stöhnen schien die atmosphärische Hintergrundbegleitung für diesen Empfang zu sein, bei dem statt Canapés Schmerzen und statt Champagner Tränen gereicht wurden. Ein perfektes festliches Beisammensein perfekter wohlhabender Menschen zu einem besonderen, aber perfekten Anlaß, wäre da die nicht Quelle des Stöhnens, das jetzt in ein leises Schluchzen überging, gewesen, diese zierliche Figur, fixiert an der Mittelstange eines nicht zu großen Stehkarussells, das auch sicherlich manches Kind auf dem Spielplatz prächtig unterhalten hätte, diese zierliche Figur, deren nackter Körper fast vollständig von einer zu fett aufgetragenen Blutlotion bedeckt war.

»Als nächstes präsentiere ich Ihnen die Effekte von exotischen, manchmal geläufigen, aber auch seltenen, in jedem Fall exquisiten Substanzen, mit denen uns die Natur überreich gesegnet hat.«

Sagte Isabel. Vielleicht. Ich wußte es nicht. In dem Augenblick als ich Nina sah, waren Wahrnehmung und Empfindung auseinandergedriftet, bis ich irgendwo in der leeren Mitte strandete. Dissoziiertes Ding. Konsistenz und

Kohärenz des Ichs, das ich mir nicht länger als meines vorstellen konnte, waren zerfallen, haltlos verweht wie die Samen eines gewöhnlichen Löwenzahns. Während alle Spiegel das gleiche Bild einer dozierenden Isabel auf einem Katheder zeigten, reflektierte einer ein Gesicht, das nur ich sah, das mir aber fremd erschien. Wenn ich mich jetzt umdrehte, sähe ich keine Gesichter mehr, keine freundlichen, keine fremden, keine höhnischen, keine bekannten, keine lebenden, keine toten, aber das Bild von Ninas einverständnisloser blutiger Nacktheit, daß mich ebenso entwürdigte wie sie, bliebe. Ich drehte mich nicht um.

»Leider fehlt uns die Zeit, uns dem ergiebigen Feld der krankheitsbedingten neuropathischen und psychosomatischen Schmerzen hinzugeben, all den Effekten von Viren und Bakterien, Tumoren und Geburten, weswegen wir uns allein den mannigfaltigen Giften und ihrer Wirkung auf die Nozizeptoren widmen wollen.«

Isabel lies suchend die Augen über den Raum schweifen.

»Ist ein Arzt anwesend? Wir haben einen Notfall und müssen schnell einen Zugang für die Infusion von Schmerzen legen.«

Travestie des Hippokratischen Eides. Und wirklich meldete sich jemand.

»Ich war früher Notarzt.«

Isabells kristallenes Lachen wurde von den Spiegeln in den Raum zurückgeworfen. Manche im Auditorium stimmten unsicher ein, manche kicherten verstohlen.

»Danke für das Angebot. Aber einen peripheren Venenkatheder werde ich noch legen können. Notfalls erweitere ich die Öffnung mit dem Rasiermesser, das Sie bereits kennen.«

Sie leckte sich die Lippen. Jetzt war das Gelächter allgemein und nicht länger verschämt. Eine kleine Kamera-

drohne, die ich vorher nicht gesehen hatte, näherte sich Ninas rechtem Arm; die Spiegel zeigten jedes Detail.

Isabel blockierte den Blutfluß mit einem Stauschlauch, suchte eine Vene auf Ninas blutigem Handrücken und führte die Kanüle ein, ohne sich mit Kleinigkeiten wie Desinfektion aufzuhalten. Wozu auch.

Der Konus füllte sich mit Blut, die Nadel drang weiter in die Vene ein, der Plastikkatheder wurde über die Punktionsnadel geführt. Isabel löste den Venenstauer, fixierte den Katheder mit einem Schlitzpflaster, zog die Stahlkanüle und stoppte das herausfließende Blut mit einem Plastikmandrin. Sie hätte Ärztin werden können, wäre sie nicht zu sehr damit beschäftigt gewesen, Leiden zu verursachen.

Nina hatte die Prozedur ohne Regung über sich ergehen lassen; vielleicht hatte sie sie nicht einmal registriert nach dem, was man ihr vorher vermutlich schon angetan hatte.

Isabel holte aus dem Fach unter der Ablage eine Besteckschatulle hervor, die anstatt Eßbestecken eine leere sowie fünf bereits aufgezugene Plastikspritzen und sechs unbeschriftete Injektionsvials enthielt. In einer anderen Situation, zu einem anderen Anlaß hätte man die Aufnahmen der Drohne als Rohmaterial für einen medizinischen Tertianer-Lehrfilm betrachten können, aber jetzt war es, als sehe man einem Chemiker bei der Synthese eines Losts zu.

Mein wackeliger Verstand versuchte weiterhin, mir Argumente für die Auffassung zu liefern, daß alles, *alles*, hier eine Illusion, eine Farce, ein vergilbtes Stück aus einer Abstellkammer des *Théâtre du Grand Guignol* war, aber als Isabel den Inhalt der ersten Spritze über das Einspritzventil in Ninas Vene drückte, gab auch er auf. Nina schrie. Isabel grinste. Adepten stierten in freudiger Erwartung. Ich kotzte.

Ein erneuter schneller Blick vom einen zum anderen Ende des Saals, um mich zu vergewissern, daß die Leibwächter weiterhin nicht anwesend waren. Es war höchste Zeit, *in die Bresche zu springen*. Kurz glaubte ich den Schmerz Ninas zu spüren, aber es war nur eine trügerische Hoffnung: für mich gab es keine Lücke in der Mauer, kein Spalt zwischen den Dimensionen.

Nina war inzwischen bewußtlos, aber Isabel holte sie mit einer weiteren Injektion zurück, nur damit Nina sofort wieder ohnmächtig wurde. Isabel zuckte entschuldigend mit den Schultern, wartete kurz, zog die Spritze wieder auf und injizierte die Flüssigkeit erneut. Diesmal blieb Nina im medizinischen Sinne bei Bewußtsein, aber ob da momentan ein Bewußtsein war, bezweifelte ich.

»Was Sie eben sahen, war das *Irukandji-Syndrom*, hervorgerufen vom Nesselgift einer putzigen Würfelqualle, der *Carukia barnesi*. Während der Extraktion des Giftes haben wir auch die Zeit bis zum Eintritt der Wirkung verkürzt. Schließlich haben wir nicht die ganze Nacht Zeit.«

Der dicke Mann aus der Versammlung vom Vormittag, der mich an einen anderen *fat man* erinnerte, der Dingen hinterherjagte, die sich dann als fataler Schwindel entpuppen, fragte Isabel: »Wie können wir wissen, ob das Ziel nicht bereits erreicht ist? Und wie können wir wissen, wann das Ziel erreicht ist?«

Anstatt zu antworten, holte Isabel ein Skalpell aus dem Fach, griff sich Ninas linke Hand, nachdem sie der Drohne signalisiert hatte, ihrem Tun zu folgen, und schnitt gerade tief genug quer über die Handfläche, damit das fließende Blut seine dramatische Wirkung nicht verfehlte. Dann drehte sie ihre linke Hand nach oben, und zog das Skalpell in gleicher Weise über die Innenseite ihrer Hand.

»Nun warten wir. Nur einen Augenblick.«

In seltener Einmütigkeit tropfte das Blut aus beiden

Schnittwunden auf den Boden. Aber es dauerte nicht viel mehr als eine Minute, bis Isabels Wunde aufhörte zu bluten, während aus Ninas unvermindert Blut floß.

»Wie Sie alle wissen, werden Sie nicht unverwundbar, aber Sie werden an der Wunde nicht sterben. Im Gegensatz zu meinem Vorführobjekt hier, das bestimmt schon blaß im Gesicht wird.«

Isabel holte Verbandsmaterial, deckte den Schnitt in Ninas Hand mit einer sterilen Kompresse ab, fixierte sie mit Rollenpflaster und wickelte eine Mullbinde um die Hand. Wahrscheinlich war es ein Ergebnis zivilisatorischen Fortschritts, daß die Erstversorgung von Wunden zur Grundausbildung von Folterknechten gehörte.

»Beantwortet das Ihre Frage?«

Der Mann zog sich schweigend in den Schutz der Gruppe zurück.

»Das nächste Gift ist das des Steinfisches, ein weiteres Prachtexemplar aus der Wiege des Lebens, das eine stärker lokalisierten, dafür um so heftigeren Schmerz verursacht. Weil es in den meisten Fällen nicht tödlich ist, können wir seine Wirkung etwas länger genießen.«

Und Nina schrie. Blut lief ihr aus den Mundwinkeln. Sie hatte sich entweder auf die Lippen oder die Zunge gebissen.

Ich war bereit, *den Rubikon zu überschreiten*, selbst wenn ich dabei *Berge versetzen* und die *Büchse der Pandora öffnen* mußte.

Es war nicht so, daß überhaupt nichts passierte, aber was geschah, war zu wenig. Ich war nicht länger im Bildschirm, sondern im Spiegel; die vollständige Struktur, nicht nur einzelne Elemente des Anderraums hatte sich verschoben; was aus der Büchse der Pandora entwichen war, befand sich bereits vorher vollständig in der Welt und

konzentriert im Spiegelsaal. Hoffnung hatte sie nicht mehr enthalten.

Isabel hatte Nina inzwischen wieder etwas injiziert, was entweder die Schmerzweiterleitung unterdrückte oder sie nur stumm leiden ließ.

»Unser nächster Giftlieferant ist mir aus verschiedenen Gründen besonders sympathisch. Der südafrikanische Parabuthus hat nicht nur wie wir alle, mehr oder weniger versteckt, eine Tendenz zum Kannibalismus, wobei gewöhnlich auch ganz ohne Quote das Männchen vom Weibchen gefressen wird. Im allgemeinen aber bevorzugt der Skorpion es, in seinem unwirtlichen Lebensraum in Ruhe gelassen zu werden.

Am interessantesten ist seine Fähigkeit, einen Giftcocktail speziell für jeden Gast zu mischen. Die Kleinen bekommen etwas mit nur paralyisierender Wirkung, die Großen etwas Potenteres für starke Schmerzen, das auch die Grundlage für die nächste Injektion ist. Daß der Skorpion sein Gift wie manche Giftnattern verspritzen kann, betrachte ich als Bonus.«

Dieses Wesen, das vielleicht irgendwann als Mensch geboren wurde, war nicht nur nicht mehr menschlich, sondern auch ... psychopathisch? Geisteskrank, wahnsinnig, völlig irre? Oder war Isabel der eigentliche Mensch, der perfekte Mensch, dem man mit der Furcht vor dem Tod und dem Leiden auch die Furcht vor den Konsequenzen des eigenen Handelns genommen hatte? Und jetzt handelte frei von allen Beschränkungen. Der *uomo novo*. Ex tenebris.

Und es schrie in meinem Kopf. Ich wollte, daß es aufhört, daß alles aufhört. Ein letzter Versuch, ein letztes Spiel, der letzte Trumpf. Es war Zeit, *Tabula rasa zu machen*.

Doch solcher Grenze, solcher ehrnen Mauer Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt

All die Mauern, die Treppen, Übergänge, Gitter, Türen waren nur bedruckte Pappe, sorgfältig ausgeschnitten, gefaltet und zusammenklebt. Jeden zweiten Dienstag nach den Hausaufgaben, Minuten bevor der Zeitschriftenladen öffnete, stand ich vor der Tür und preßte mir die Nase platt, um zu sehen, ob die nächste Ausgabe mit den Bastelbögen für das Verlies einer Ritterburg bereits eingepackt und ins Regal eingestellt war. Und wenn dann endlich die Tür aufging, rannte ich fast Frau Wolf um, die immer eine gestärkte weiße Schürze über einem ihrer geblühten Kleider trug.

»Nicht so eilig, junger Mann.«

Aber schon stand ich vor der Theke und wartete, daß sie den unendlich langen Weg von der Tür hinter die Verkaufstheke zurückgelegt hatte. Denn ich mußte nicht zum Regal, und mir dort das Heft holen. Nein, ich war so wichtig, daß Frau Wolf die neueste Ausgabe immer auf die hintere Ablage legte, neben die vorbestellten Fernsehzeitschriften und Wochenblätter, die man sich damals sogar noch reservieren ließ.

Schnell die exorbitanten zwei Mark fünfzig hingelegt, das Heft kurz auf Vollständigkeit (manchmal war ein Bogen herausgerutscht) und Korrektheit (manchmal war ein Bogen doppelt, während ein anderer fehlte) geprüft und dann ab nach Hause. (Eis und Brausestangen fielen in diesen zweiten Wochen aus, was nicht nur am fehlenden Taschengeld lag.) Zuhause am Schreibtisch nochmals geprüft, ob alles in Ordnung war, und wenn das der Fall war, trat die Schere in Aktion. Ich hatte mir angewöhnt, erst alle Teile auszuschneiden und die zusammengehörigen jeweils auf einen Stapel zu legen, denn manchmal war ein Teil auf Bogen 2, das eigentlich zu Bogen 1 gehörte.

Außerdem konnte ich dann die Einzelteile nacheinander falten und zusammenkleben, ohne ständig darauf achten zu müssen, die Klebstofftube zu schließen.

Und nach zwölf Wochen war das Verlies fertig, manches war etwas schief, weil ich mit der Schere vom Weg abgekommen war, oder ich mußte bereits verbundene Teile wieder trennen, weil sie falsch zusammengeklebt waren. Aber meistens lagen die Fehler an den Bögen, die jemand ohne das nötige Verständnis für Verliese von Ritterburgen zusammengestellt hatte.

Zwanzig Wochen danach wurde ein Platz gesucht, wo das heißgeliebte Burgverlies nicht so sehr störte, nach dreißig Wochen war es ziemlich staubig und beim Versuch, das Pappgebilde abzustauben, löste sich manche Mauer oder es knickte eine Fackelhalterung ab. War ja auch nur Pappe.

Irgendwann wurde die Burg erneut umgeräumt, ich verlor sie aus den Augen, bis sie wohin auch immer verschwand; wahrscheinlich zusammen mit den Zeitungen von gestern und alten Zeitschriften im Papiercontainer beerdigt.

Aber keines meiner Bastelprojekte erhielt eine Feuerbestattung wie das hier im Anderraum. An fast allen Oberflächen entstanden abrupt Papeln, die sich kaum entstanden in feuergefüllte Vesikel verwandelten. Sie brachen auf, und das Feuer fraß sich durch die Pappe, bis nur noch große Aschefetzen langsam zu Boden sanken. Weiß und leer hätte der Raum sein sollen, aber neben mir war noch jemand hier.

»Warum lebe ich noch?«

»Sie haben eine Aufgabe.«

»Warum sind Sie nicht früher gekommen?«

»Sie haben eine Aufgabe.«

Ich schwieg, Elaine schwieg, während die Schmerzens-

schreie seltsam gedämpft klangen, bevor sie in ein Gurgeln übergingen. Vielleicht hatte ich ein Echo erwartet, wenigstens Hall in einem leeren Raum, aber der Raum hatte keine Wände, die etwas reflektieren konnte, so daß der Schall sich immer weiter ausbreitete, bis niemand mehr daran interessiert war, ihn zu hören.

»Warum lassen Sie das zu? Und sagen Sie nicht, weil ich eine Aufgabe hätte.«

Elaine schlug die Augen nieder.

»Warum helfen Sie ihr nicht?«

»Ich kann nicht.«

»Können Sie nicht oder wollen Sie nicht?«

»Ich darf nicht.«

Ich hätte sie am liebsten geschlagen, aber das brächte mich auch nicht in die Nähe Ninas.

Wie Sie feststellen können, sind auch die giftigen Tränen eines Skorpions nicht ausreichend. Wenden wir uns jetzt den Grubenottern zu. Eine von diesen ist Ihnen bisher hoffentlich nur dem Namen nach bekannt. Rassel, rassel.

Ein amüsiertes, wenig damenhaftes Glucksen folgte Isabels Präsentation.

»Können Sie mich hier herausbringen? Dann kann wenigstens ich versuchen, ihr zu helfen. Was ist das hier überhaupt?«

Elaine zögerte, als überlege sie, welche Antwort auf meine Fragen die unverfänglichste sein könnte.

Ich verwende aber hier das Gift der ›Deinagkistrodon acutus‹ aus China, weil es schneller und umfassender wirkt als das der amerikanischen Klapperschlange. Durch meine medizinische Fürsorge ist ein nicht erwünschtes Versterben unwahrscheinlich, und die in ein paar Tagen eintretende Nekrose ist für unseren Zweck ohne Bedeutung.

»Der Anderraum verhält sich zu der Ihnen vertrauten

Form von Raum, wie die Kleinsche Flasche eingebettet in \mathbb{R}^4 zur nur immigierten in \mathbb{R}^3 . Das bedeutet ... «

Ich hörte nicht zu. Ich versuchte alles, was ich hätte hören können, auszublenden oder wenigstens zu ignorieren. Es war schon unerträglich, was der Teil von mir, der im Spiegel festsaß, sich anzusehen gezwungen war, aber ich befürchtete, wenn ich die Augen schloß, verlöre ich die Verbindung.

»Oder kurzgefaßt: von Ihrer normalen Seite aus betrachtet, ist der Anderraum ein \mathbb{R}^3 -Raum, weswegen ein Portal reicht. Wobei auch das Portal nicht jeder öffnen kann, Isabel kann es nicht.«

Sie konnte anderes. Und ich konnte es hören. Was mir bei Nina ganz und Elaine teilweise gelang, versagte hier, aber ich ahnte, wieso. Die ganze Vorführung war keine Verkaufsveranstaltung für die ohnehin schon Überzeugten, sondern richtete sich an mich. Ich sollte aus meinem Versteck hervorkommen, und ich war mir sicher, daß ich sie an jeder Stelle des Hotel- und Wellnesskomplexes hätte hören können.

Bevor wir zum Finale kommen, das die Wirkung der von Ihnen sehnsüchtig erwarteten Substanz auf eindrucksvolle Weise demonstrieren wird, zeige ich die Ausnahmestellung des ofs, indem ich unserer Laborratte das Gift der ›Paraponera clavata‹ injiziere, das gemeinhin als schmerzhaftestes Insektengift gilt.

»Wie komme ich hier heraus?«

Ich hatte überlegt, das Gift mit dem der Wespe ›Pepsis grossa‹ aufzuwerten, zu ›tunen‹, wie man heute sagt, aber ich wollte die Gefahr nicht eingehen, die unverfälschte Wirkung des Poneratoxin zu mindern, da nicht wenige selbst toxische Substanzen bei anderen Giften als Gegengift wirken können.

»Es gibt nur eine Möglichkeit, um diese \mathbb{R}^4 -Dimension

zu verlassen. Um ein Gebilde ohne Innen oder Außen wie die Kleinsche Flasche zu verlassen, ist es hilfreich die Immersion im dreidimensionalen Raum in eine einfachere Struktur zu überführen ...«

»Halt.«

Ich konzentrierte mich wieder auf das, was Isabel sagte.

Wie Sie unschwer erkennen können, ist auch die Intensität des Wespengiftes nicht hinreichend. Unser Versuchsobjekt ist weiterhin etwas mitgenommen, aber angemessen reaktiv. Leider wird es ungeachtet meiner Bemühungen nur noch kurze Zeit leben. Die Zeit drängt.

»Bringen Sie mich jetzt in den Spiegelsaal. Sofort!«

»Gleich.«

»Nicht gleich. Jetzt!«

Jetzt injiziere ich Unsterblichkeit. OUR LADY OF DOLOURS.

Ich konnte nicht hören, aber sehen, wie alle Anhänger das Motto sprachen. Unsterblichkeit durch Schmerz.

»Sie können die Kleinsche Flasche in zwei nicht-orientierbare Flächen zerlegen.«

»Was soll ich mit diesem Mathematikkauderwelsch anfangen? Was muß ich wissen? Was kann ich *tun*?«

»Sie benötigen ein ... «

Die Schmerzen entluden sich nicht in einem Schrei. Das wäre vielleicht noch zu ertragen gewesen. Aber es war eine Emanation, die für den Bruchteil einer Sekunde alle Nervenenden in den Ursprung des Schmerzes an sich eintauchen ließ. Ich schwankte, konnte mich kaum auf den Beinen halten, obwohl mich der abgründige Raum zwischen den Räumen schützte. Die brüchigen Alten im Spiegelsaal dagegen wurden niedergestreckt wie morsche Kiefern im Sturm. Nina, die eben nur noch von den Fesseln gehalten wurde, drückte ihre Beine durch, als habe sie längere Zeit in einer unbequemen Position verbracht und müsse jetzt ihre Standfestigkeit wiedergewinnen

»... Möbiusband.«

»Was?«

»Sie können den Anderraum nur mit einem Möbiusband verlassen.«

Es fiel mir schwer, mich zwischen Resignation und Wut zu entscheiden.

»Und das konnten Sie mir nicht früher sagen? Vor ein paar Stunden vielleicht, bevor Nina beinahe zu Tode gefoltert wurde?«

»Nein.«

»Nein?«

Es ist vollbracht.

»Nein.«

Zum Beweis eine letzte Demonstration.

Isabel winkte in Richtung der Kamera, und es betrat einer ihrer vermeintlichen Wachleute den Raum. Offensichtlich befanden sie sich in der Nähe, was alle meine Absichten, Nina zu befreien, als Wunschdenken erscheinen ließ.

Ich habe hier eine Spritze mit dem Nesselgift der australischen Seewespe, das schmerzhaft, aber längst nicht so intensiv ist wie das der anderen verabreichten Toxine. Es hat zwei Vorteile: zum einen tötet es innerhalb von fünf bis zwanzig Minuten, wobei die hier verwendete Konzentration eher einen Zeitraum von drei bis vier Minuten erwarten läßt. Und zum anderen gibt es ein Gegengift.

Das Gift werde ich zunächst meinem Assistenten injizieren, einem großen, kräftigen, durchtrainierten Mann. Wieviel wiegen Sie?«

»112 Kilogramm bei 187 cm Größe. 8% Anteil Körperfett.«

Irgendwann hatte sich die Logik verabschiedet, oder mein beschränktes Denken war nicht in der Lage die Logik, hinter den Entscheidungen sowohl von Isabel als auch

Elaine nachzuvollziehen. Wenn Isabel beweisen wollte, daß Nina unsterblich war, mußte ihr Vasall sterben. Ein Gegengift war überflüssig. Und wenn ich für Elaine Rag-Dev besorgen sollte, wäre meine Motivation sicherlich größer gewesen, wenn ich Nina unmißhandelt, unverletzt und in Sicherheit gewußt hätte.

»Wenn Sie Rag-Dev nicht bekommen können, und danach sieht es aus, ist es meine Aufgabe, zu verhindern, daß sie darüber gebietet.«

Meinte sie Isabel oder Nyx?

»Bevor ich einen Deal einginge, würde er mich töten.«

»Ja. Entweder Sie, oder Sie töten Isabel und auch alle ihre Gefolgsleute.«

»Was ist mit Nyx.«

»Wir können Nyx nicht aufhalten. Nur er kann es mit Hilfe des Ragnarök Device.«

»Der Gärtner. Ich habe gesehen, wie sie sich unterhalten haben. Über die neue Strategie nach Frederics Tod.«

Elaine schwieg.

»Und es war kein Zufall, daß ich hier gestrandet bin.«

Elaine schwieg, und auch der mit dem Quallengift traktierte Mann schwieg bisher stoisch. Selbst die Kamera, die jetzt auf sein Gesicht gerichtet war, zeigte keine Schweißperlen auf der Stirn. Wie lange war seit der Verabreichung vergangen? Zwei, drei Minuten. Sein rechtes Augenlid flatterte leicht.

»Es würde mich nicht wundern, wenn der Anderraum von ihm dafür geschaffen wurde. Oder? Haben Sie ihre Zunge verschluckt? Ich kann mich auch einfach hier auf den nichtexistenten Boden setzen und auf meinen Tod warten. Und dann *machd doch eiern Drägg alleene*, was auch nicht wahr, aber wenigstens gut erfunden ist. Im Gegensatz zu ...«

»Diese Inkarnation des Andersraums. Er hat sie geschaffen. Er ist der Architekt.«

Der Mann hatte sein Schweigen beendet und schließlich dem Gift der Medusa nachgeben müssen.

Sie konnten sich von der Wirksamkeit des Giftes überzeugen. Ich werde die doppelte Dosis unserem Objekt verabreichen. Beachten Sie, daß es höchstens die Hälfte des leider Verblichenen wiegt und somit die vierfache Dosis erhält.

Wenn die ganze Sache mit der Unsterblichkeit kein umfassender Schwindel war, dann waren momentan Ninas Überlebenschancen größer als meine. Isabel löste ihre Fesseln.

»Sie oder ich. Das ist meine Alternative.«

Elaine nickte.

»Und wenn ich hierbliebe? Ohne Kontakt zu Isabel wäre ich keine Gefahr. Was wäre dann?«

»Sie haben eine ähnliche Frage schon einmal gestellt, und die Antwort hat Ihnen nicht gefallen. Sie hat sie hierhergebracht.«

»Also ich gegen sie. Gegen wieviele? Zwanzig, fünfzig, vielleicht hundert, die ausgerüstet und tödlich sind wie eine Armee von Tausend?«

Nina hatte die Injektion erhalten, und es war kein Bluff gewesen. Sie hatte nicht einmal gezuckt.

»Ich habe etwas, das Ihnen helfen wird. Es ist von ihm.«

Elaine gab mir ein Apothekerbriefchen, das mit einem fünfstrahligen silbernen Stern versiegelt war.

Sie sehen, es wirkt. Oder in diesem Fall wirkt es nicht.

Das Grinsen.

»Was bewirkt es?«

Die Alten, die inzwischen wieder standen, klatschten, klatschten tatsächlich, als hätten sie einer erfolgreichen Opernpremiere beigewohnt oder wären gerade mit dem Flugzeug abgestürzt. Da capo!

Nicht jedem ist es vergönnt, unsterblich zu sein.

»Es hilft.«

»Aber sie ist unsterblich«, wandte der Vorturner ein.

Das hämische Grinsen.

»Ich weiß es nicht genau.«

Im Prinzip. Kein Gift, keine Waffe, keine Krankheit kann dem Unsterblichen etwas anhaben. Nur der Grund kann die Folge aufheben. Oder wie es in der Homöopathie formuliert wird: Similia similibus curentur.

»Wie komme ich hier heraus?«

»Sie kennen den Ablauf bereits, die Vorstellung, in der ein Symbol zu einer Möglichkeit wird. Allerdings müssen Sie von dem einen Möbiusband auf das andere wechseln. Oder sie trennen die Möbiusbänder voneinander und springen in die Lücke.«

»Das klingt kompliziert. Wie kann ich sicher sein, daß es dieses Mal sofort funktioniert?«

Jahrhunderte der Versuche waren notwendig, um das richtige Maß zu bestimmen. Und eines der Ergebnisse war, daß die therapeutische Breite sehr gering ist. Der Grund, warum jeder von Ihnen eine angepaßte Dosis bekommt, und wir vorher eine ausführliche Anamnese durchgeführt haben.

Die grinsende Maske.

»Wann soll ich die ofbenutzen? Hier oder wenn ich ...«

Also werde ich das Objekt von der Unsterblichkeit erlösen, indem ich ...

» ... zurück in dem Raum ... «

... eine Dosis verabreiche, deren therapeutischer Quotient ungünstig ...

»... bin.«

... ist.

Dann geschahen Dinge. Elaine verschwand wie glitzern-

der Tau im ersten Sonnenlicht; ich stolperte in die Lücke zwischen zwei Bändern; Isabel injizierte das letzte Mal ein Gift; Nina begann zu krampfen und zu zucken. Das Publikum staunte und wußte nicht, ob es applaudieren sollte.

Ich kniete neben der zitternden Nina, nahm ihre Hände.

»So nimm mich mit, es friert mich hier.«

Mit einem letzten schwachen Lächeln flüsterte sie. »Das kannte ich auch noch.«

Blütenblätter fielen wie Tränen auf ihre toten Hände. C'est ma faute. Ich brach das Siegel.

*Then once by men and angels to be seen,
In roaring he shall rise and on the surface die*

Da kniete er, stumm, spürte, wie die *of* bis in die entferntesten Kapillare gepumpt wurde, spürte, wie ein wütender Sturm sich in seinem Innern ballte, Gewitterwolken dichter und dunkler und finsterer wurden. Soll ich meiner Brüder Hüter sein? Die Stimme des Bluts meiner Schwester schreit zu mir von der Erde. Wir standen auf.

Mir kam es vor, als wollte es nicht mehr aufhören aufzustehen. Sollte sich es sich so anfühlen, wenn auf einer Streckbank die Gliedmaßen gestreckt wurden? Vielleicht am Anfang, denn meine Extremitäten schienen nicht nur das Als-ob der Folter zu erleiden, sondern sich tatsächlich zu strecken, wenn ich das knirschende und schleifende Geräusch der Knochen, das wie ein dumpfes *Klonk* klingende Arretieren der Gelenke in ihrer neuen, noch ungewohnten Heimat und die bis zum Platzen gespannten Haut richtig interpretierte. Ich wuchs, die Arme und Hände allerdings stärker als die Beine, bis ich mich mehr wie ein Orang-Utan denn als Mensch fühlte.

»Warte noch ein Weilchen, du wirst sehn: werd' erst grün, kannst dann klettern, kaum noch gehn«, trällerte ich. Oder irgend etwas benutzte mich. Ich betrachtete meine Arme, Hände, Beine: sie sahen aus wie immer. Aber dann wandte ich mich denen zu, die Unsterblichkeit wollten und der Tod erwartete. Ich ging zwei Schritte auf sie zu. »Greife so weit die Arme reichen; ist uns gleich, sind alles die gleichen.« Und meine Arme griffen, weit. »Sind es Masken, wird es sich weisen, wenn wir die Haut vom Knochen reißen.«

01 Der erste Kopf zerfiel wie Blätterteig zwischen meinen Händen, Füllung ran über Unterarme. Augen, aufgerissen durch ungläubiges Erstaunen glotzten mich an. »Sind die

Augen groß, mach sie klein und drücke sie ins Hirnlein rein.«

Mein Daumen drückten sie zunächst tief zurück in ihre Höhlen, hörten dann aber nicht auf zu drücken. Eine alte Frau mit einem zu jungen Kleid aus floraler Spitze hörte nicht auf zu schreien. »Warum glaubst du, schreien zu müssen? Ausm Schlund lass uns die Zunge küssen.«

0 2

Es stellte sich heraus, daß der glitschige Muskel gar nicht so einfach zu fassen und festzuhalten war. Und als er schließlich in meiner Hand lag, sah er weniger aus wie eine Zunge als ein geplättetes Stück Leber. Wirklich lästig war aber, daß die Frau noch nicht tot war.

»Dürstet dich immer noch zu leben? Blut ist der Saft, frisch von den Reben.« Langsam steckte mich die gute Laune an. »Vom Meer das Treibholz kommt getrieben; dann von der Hand wird es zerrieben.«

0 3

Und tatsächlich.

0 4

Die Schädel zersplitterten wie morsches Treibholz.

0 5

Das Schreien und Kreischen, Greinen und Weinen, Jammern und Klagen hatte die Wachleute alarmiert, die versuchten, in den Saal zu gelangen, während die, die bereits drinnen waren, übereinander fielen bei dem Versuch, nach draußen zu kommen.

»Man sieht es: wohin sie auch fliehen, der Hades wird sie zu sich ziehen.«

0 6

0 7

Noch als ich darüber sinnierte, ob zur Abwechslung ein Limerick unterhaltsam wäre, zwickte mich etwas am linken Oberschenkel. Ich sah fasziniert dem aus meinem Bein gerissenen Fleischbrocken zu, wie er durch die Luft trudelte und mit einem schmatzenden Geräusch gegen die Front des Katheders klatschte. Die nächste Kugel kam laaangsam auf mich zu; es war ein leichtes, ihr auszuweichen. Waren es Glühwürmchen oder Hornissen, die um mich herumschwirrten und an Stoff, Haut, Gewebe

zupften? Glühende Hornissen? Oder die in die Luft stiebenden Funken der *Cohibas* und *Monte Christos*, die entgegen ihrer Bestimmung über den Boden rollten?

Einer der Bildschirme wurde dunkel, obwohl ihn nicht einmal ein Querschläger getroffen hatte.

»Quiieell! Que...t.«

Ich ging gemächlich durch den Bildschirm; die Ratte hatte bereits einige Meter Vorsprung; ich blieb stehen. Als die Ratte es merkte, drehte sie sich um und kam vorsichtig näher.

»Quiiell?«

»Nein.«

»Quiiein?«

»Warum tut ihr das für mich?«, fragte ich reimlos.

Obgleich die Größenangleichung bereits begonnen hatte, bereitete es der Ratte große Mühe, den Notizblock herbeizuschaffen. Zwischen getrocknetem schwarzem Blut stand in krakeliger Schrift, die nichts mit der des Vorbesitzers gemein hatte:

»anndenken ann unnsere ledi titannia«

»Euer Anführer war eine Frau, ein Weibchen?«

»Quii...es..in.«

Jetzt wußte ich den Namen, den sie getragen hatte. Es machte keinen Unterschied.

»Ich muß in mein Zimmer.«

Die Ratte bewegte sich nicht.

»Ich muß in mein Zimmer.«

Nach einem weiteren kurzen Zögern lief sie an mir vorbei, diesmal in die entgegengesetzte Richtung.

Es ging tief hinab. In die Gänge, die nicht in den Wänden verlaufen. Außer meinem Blut folgte uns niemand. Obgleich ich das Gefühl hatte, stetig abwärts zu laufen, endete der Weg im Inneren des Schrankes in meinem Zimmer. Ich trat gegen die Tür. Die Ratte wartete.

»Geh.«

Diesmal zögerte sie nicht, und mit ihr verschwand auch die Öffnung an der Rückseite des Schrankes. Die Kiste war in meinem Koffer, der Schlüssel befand sich in einer der Innentaschen, wo ihn wer auch immer hingepackt hatte.

Ich legte den Koffer auf das Bett und packte den Inhalt nebeneinander auf das zwecklose weiße Laken. Als erstes drückte ich mit Hilfe des Schnelladers die Hohlspitzgeschosse in zwei der Double-Stack-Magazine, dann füllte ich die anderen drei mit den Vollmantelpatronen. In das Einzelmagazin kamen wieder Hohlspitzgeschosse. Ich nahm an, daß ich zunächst auf weitere von Isabels Gästen stieße. Hohlspitzgeschosse hatten generell einen höheren Unterhaltungswert, aber bei den militärisch ausgerüsteten Gegnern war eine höhere Durchschlagskraft vernünftiger. Ich hatte vergessen, einen Gürtel einzupacken, ich trug keine Gürtel, aber wenigstens hatte die Hose Schlaufen, und der Gürtel, der den Koffer vor dem Auseinanderfallen bewahrte, war zweckmäßig.

Bevor ich das jeweilige Magazin in das Holster steckte, schlug ich es gegen meine linke Hand, um die Patronen korrekt auszurichten. Bisweilen konnte eine Glock bei voll bestücktem Magazin etwas zickig sein. Die Magazin-taschen befestigte ich am Gürtel; die restliche Munition schüttete ich in den Wäschesack aus dem Bad und warf ihn mir über sie Schulter. Ich arretierte das Laservisier noch an der Montageschiene, und nachdem ich die Pistole durchgeladen hatte, war ich bereit für einen abendlichen Spaziergang in der belebend frischen Luft. Ich wartete keine zweieinhalb Minuten; keine Zeit für verlorene Zeit.

Wahrscheinlich hatte Isabel inzwischen ihre Schergen in die Zwischenräume geschickt, weshalb es mir taktisch sinnvoller schien, mich oberirdisch in offenem Gelände zu bewegen. Ohne die Wachen war auf diesem Weg kein

größerer Widerstand zu erwarten. Angesichts der wahrscheinlich absichtlich fehlenden Beleuchtung bei fortschreitender Dämmerung erwies sich der Laserstrahl als hilfreich, um die ziellos herumirrenden Hühner anzuvisieren. Denen gefielen die grünen Punkte nicht, was sie noch hektischer umherflattern ließ.

»Sieh nur, wie sie tanzen die Spatzen; sind wie Ballons,
08 werden gleich platzen.« Ich hatte einen Rückstoß erwartet, der sich über die Muskulatur meines Armes in den Oberkörper ausbreitete, oder ein Verreißen wenigstens der Hand, ein Zucken, ein Irgendetwas. Aber da war nichts. Nur ein Projektil, das dahinschwebte wie in einem Traum, während das Mündungsfeuer erlosch. Ein glänzender Schmetterling aus Metall, ein Insekt mit den Flügeln eines Seraphs, das sich auf seinem Weg wandelte und wirbelte, bis es leicht schräg über dem linken Auge durch die weiche Haut des Lids zwischen dem elastischen Augapfel und dem vergeblich widerständigen Knochen der Augenhöhle in ein okkultes Reich eindrang, um es rasch zu durchqueren. Dann: ein Feuerwerk zündete am Hinterkopf, wo Knochensplitter, Hautfetzen und Haarbüschel, dicht gefolgt von Blut und ein wenig Hirn in die Dunkelheit hasteten, um gleich organischen Sternschnuppen zu Boden
09 zu fallen und zu verlöschen. Knall und Schlag meines Herzens waren eins. Weitere Ballons versprühten bers-
10 tend rote Schauer; doch der erste Schuß blieb mir der liebste.

11 »So schnell die Vöglein auch laufen: in Blut werden sie
12 ersaufen.« Wo wollen sie denn so schnell hin? Es ist we-
13 niger unterhaltsam, wenn sie wegrennen.

Und da war auch dann der fette Mann. Er hielt etwas in der Hand, das Knallerbsen auf mich warf. Eine, zwei, drei. Wenigstens stand er still und flatterte nicht herum wie ein Huhn ohne Kopf. Dafür redete er wie immer un-

gefragt, zu viel und jetzt auch noch mit einer Affektiertheit, die den pompösen Inhalt noch lächerlicher wirken ließ. Wahrscheinlich war er Politiker.

»Ich bin der Winter, die lange kalte Dunkelheit, der klirrende Frost, der Schnee, der wie ein Leichentuch alles zu deckt.«

»Da war ein vollfetter Berliner,
der schien mir ein alter Schlawiner.
Er versucht zu betrügen,
keiner glaubt seine Lügen,
wird endlich des Hopgoblins Diener.«
Ich schoß ihm ins Gesicht.

14

»Ich bin das Frühjahr, die ersten wärmenden Sonnenstrahlen, erstes Grün, das durch Schnee bricht, tauendes Eis und schmelzender Schnee, Arschloch.

Ich schoß ihm nochmal ins Gesicht. Es war überflüssig, aber es machte Spaß.

15 16 17 18 Ein *Boss*. Eher ein *Mini-Boss*.

Bevor ich meine präzise, lasergesteuerte Vorstellung des angemessenen Umgangs mit weiteren von Isabels Adepten umsetzen konnte, strömten kurz vor der Burg Insekten mit grünen Stielaugen aus ihrem Bau. »Sieh wie sie laufen, da, sie kommen; eiserner Tod wird ihnen frommen.«

Es war Zeit zu prüfen, ob die andere Munition auch Chitinpanzer durchdringen konnte. Konnte sie. Vielleicht hatte das Geld für die SK4 nicht gereicht, oder jemand hatte unbemerkt Wolframcarbid in meine Patronen geschmuggelt. Anstelle der Schutzwesten hätten sie auch eine baumwollene Toga tragen können; dadurch wäre ihr Sterben gleich viel würdevoller gewesen. Aber die Insekten pieksten mich und verursachten überall auf meiner Kleidung größer werdenden rote Flecken.

19

20

21

2 2 Ich entschied, mich etwas zu beeilen. Ich hatte noch eine Verabredung.

»Scheiße, wo ist er hin.«

»Eben war er noch da.«

2 3 »Hier ist er.«

2 4 »Nein, hier drü...«

»Er kann doch nicht überall sein.«

Kuckuck. **2 5 2 6 2 7**

»Wir ziehen uns zurück in die Burg.«

2 8 Eine gute Idee. Ich wartete direkt hinter dem Eingang
2 9 auf sie.

Mein Bein gab nach. Das rechte. An der Außenseite des Knies baumelten zerfetzte Seitenbänder in der Luft, als hätte sie nichts anderes zu tun. Etwas in mir regte sich, schien wütend werden zu wollen, ein roter Schleier überkam mich, ich schloß die Augen und wurde wütend.

»Wir waren nett, seid ihr bereit? Blutiges Sterben ist an der Zeit.«

3 0 3 1 3 2

»Rückzug.«

»Verzweifelt nicht, ihr hattet die Wahl. Eure letzten Sekunden sind Qual.«

3 3 3 4 3 5

»Sanftmut gebietet mir zu schweigen. Was leiden ist, will ich euch zeigen.«

»Rückzug, Alle raus hier.«

3 6 3 7

»Scheiße, er ist hier draußen.«

»Eben war er noch drin.«

3 8

»Zurück ins Haus.«

»Er ist hi...«

3 9 4 0 4 1

»Je ne peux rien y faire.«

»Vous êtes impuissants face à ça, Mesdames de Brinvilliers.«

5 0

5 1

Da saß noch etwas in der Ecke.

»Wo ist die Lilie?«

Es antwortete nicht. Da drüben, da saß noch eins. Dem hier schoß ich in den Mund, als Lehre, daß es unhöflich ist, auf eine Frage nicht zu antworten. Das drüben war immer noch lästig und wehrte sich. Dann war ich auf dem Auge blind, aber es schoß immer weiter, bis ich ihm die Pistole mitsamt dem Arm entwand.

5 2

»Bösen Teddys wird der Arm ausgerupft. Wo ist die Lilie?«

»Welche Lilie?« hauchte er und starb, ohne mir eine befriedigende Antwort zu erteilen.

5 3

Kerzen brannten, LED-Lampen brannten nicht. Dennoch war inzwischen schmieriger Rauch aus dem Spiegelsaal in den unteren Raum gezogen und meine Chancen schwanden, noch jemanden zu finden, der nicht bereits erstickt war. Zur Sicherheit sah ich mich noch einmal um, aber als der Rauch so dicht wurde, daß ich selbst mit dem geliehenen Nachtsichtgerät nichts mehr sah, und ich einen unangenehmen Geschmack von geräuchertem Fleisch im Mund schmeckte, ging ich nach draußen.

??

Die weinende Frau kannte ich. Sie hatte mir den türkischen Mokka gebracht. Oder den Gimlet?

»Wo ist die Lilie?«

Sie sah mich an, als sähe ich ungewöhnlich aus.

»Frau Lírio ist in der Kapelle.«

Endlich jemand mit Verstand. Ich konnte sie gut leiden, deshalb wartete ich, bis sie sich umdrehte und schoß ihr dann ins Genick.

8 1

Wo war die Kapelle? Ich hätte sie zuerst noch fragen sollen; der Zimmerservice hier war vorbildlich. Gewesen.

Wo war ich überall gewesen? Eine komplexe Frage in meiner speziellen Situation; bezogen auf den Raum, in dem sich mein Ziel bewegte, aber trivial. Wenn ich mich die meiste Zeit auf der rechten Seite des Hauptgebäudes aufgehalten hatte, sollte die Kapelle auf der linken liegen. Sofern es eine Kapelle war, wie ich sie mir vorstellte.

Fast hatte ich sie übersehen; es war mehr eine Scheune als eine Kirche, und nur das bloß an einer Seite noch befestigte, halb herabhängende Kreuz über dem Tor und der schwache Lichtschein unter dem Tor, ließen mich glauben, meinen Bestimmungsort erreicht zu haben. Das Haus des HErrn hatte bessere Zeiten gesehen, und hätte nicht kürzlich jemand die Bretter, mit denen vermutlich das Tor vernagelt gewesen war, abgerissen, wäre es nur ein weiterer Tempel von Spinnen gewesen, die geduldig in ihrem Netz auf ihre Beute warteten. Drinnen betete Beute. Ich wechselte das Magazin; Söldner beteten nicht, sie fluchten, bevor sie starben. Es war wahrscheinlich der übriggebliebene Rest von Isabels Jüngern, die sich einen erfreulicheren Abend vorgestellt hatte und jetzt verzweifelt Zuflucht suchten. Trotz Satanismus, Scientology, Neopaganismus, Veganismus, Magick und anderem esoterischen Kram suchte man im Ernstfall Schutz doch lieber bei den traditionellen Märchen. Aber hier war auch das nur ein weiterer Irrglaube.

»Nun genießt das Bad im süßen Blut. Schon allzubald huldigt ihr der Glut.«

Wenn ich fertig bin, wird es keinen geben, der irgendjemandem oder irgendetwas huldigen kann. Ich stieß das Tor mit einem Tritt aus den Angeln, aus Erschrecken wurde Angst, dann Panik, als die erste Blutrose einer faltigen Stirn entsprang. Für Verzweiflung ließen die Hohlspitzgeschosse keine Zeit, während sie durch die Knochenbeete pflügte. Hoffentlich war es bald vorbei. Auf Dauer

ermüdend und langweilig war es, reiche alte Hautbeutel zu erlegen. Konnte es nicht etwas Beweglicheres, Schnelleres, Jagdwürdigeres sein wie ein Hund, eine Katze, eine Ratte, oder wenigstens etwas, das unschuldig wiegenwimmernd nicht ahnte, daß sein knappes Leben sogleich beendet würde? Aber es war immer nur vergilbtes Fleisch in grauen Stoffen.

8 2 8 3 8 4 8 5 8 6 8 7 8 8

Isabel war nicht hier. Ich war belogen worden. Ich würde aus der Lügnerin die Wahrheit herauszwingen. Aber sie war bereits tot. Ärgerlich. Vielleicht konnte ich den Zimmerservice anrufen.

Da hatte sich doch tatsächlich jemand geistesgegenwärtig zwischen den Bänken verborgen.

Nicht geistesgegenwärtig genug.

8 9

Wo war die Lilie? Ich hinkte langsam zurück zum Haupthaus, aus dessen oberen geborstenen Fenstern inzwischen Feuer herausschlug. Diesen Feuerschein hatte ich schon einmal gesehen. Durch ein Fenster im Raum einer Toten. Meiner Toten. Inzwischen waren sie alle meine Toten geworden.

晴れずのみものぞ悲しき秋霧は心のうちに立つ
にやあるらん

Der grüne Laserstrahl streifte die Statue einer Frau, blasser als der weiße Marmor, aus dem Figur und auch die sie umhüllende Toga befreit worden waren. Eher nicht Prostituierte, aber ebensowenig Heilige erinnerte ihr Ausdruck etwas in mir an den Blick wissenden und darum mitleidigen Bedauerns der heiligen Helena auf dem Gemälde von Giovanni Battista Cima. Die Statue blinzelte, und milchige Tränen rannen über das bleiche Gesicht. Als ich sie erkannte, nahm ich vorläufig meinen Finger vom Abzug.

»Ich dachte, Sie seien geflohen.«

»Was hast du getan?«

»Sie oder ich. Geliefert wie bestellt.«

»Er hätte dir das *of* nie geben dürfen.«

»Du hast es mir gegeben.«

»Ich wußte nicht, daß es ›Hopgoblin's Dance‹ ist.«

»›Hopgoblin's Dance‹, wo ist da das ›*of*‹?«

»Of Death.«

»Und worin besteht der Unterschied zu all dem Mist, für den ihr verantwortlich seid?«

»Dieses *of* ist nicht für Menschen gedacht, sondern nur für Engel und Dämonen. Und selbst Engel werden wahn-sinnig und fallen, werden schließlich eingesperrt und an Liebhaber verkauft. Aber das ist nicht das Schlimmste.

»Was ist denn schlimmer?«

»Das, was du tust.«

»C'est de ta faute.«

»Ich bin nicht schuld. Ich kann die *ofs* nicht herstellen.«

»Aber du verteilst sie.«

»Ich bin nur eine Dienerin.«

»Ja. Der Roomservice der Hölle.«

Elaine schwieg. Ich wartete.

»Einst habe ich dir ein *mantra* gegeben, das dich auf

deinem Weg halten sollte. Jetzt bist du der böse Geist geworden, dem sich Dunkelheit beugt.«

»Dank euch. Und es ist längst nicht so übel, wie man glauben könnte.«

»Du verstehst es nicht.«

»Dann erleuchte mich, ehrwürdige Mutter der psychotropen Substanzen. Halt, es war nicht ›ehrwürdige Mutter‹, denn du bist bloß die Magd oder die Dienstin.
Mutter.«

»Fast alle *ofs* sind Mittel des Leidens. Nur ›Hopgoblin's Dance‹ ist ein Mittel der Tuns. Alle *ofs* des Erleidens enthalten die Essenz der Emotion, die sie hervorrufen. Manche meinen, sie selbst seien die leicht diluierte Essenz. Und so enthält oder ist ›Hopgoblin's Dance‹ die Essenz des ›Dance of Death‹. Was aber nicht den mittelalterlichen Totentanz meint, sondern eher ›Reigen des Todes‹. Und den bewirkt dein *of*. Es tut mir leid.«

Ich verstand, und vielleicht schwächte sich die Wirkung bereits ab, vielleicht war es der Einfluß Elaines: ich erkannte, womit ich gezeichnet war.

»Gefühle, Emotionen, Fühlen entstehen nicht so. Sie brauchen einen Anlaß, etwas aktiv Tätiges, das sie hervorruft.«

»Ja.«

»Ich habe also die Essenz der Essenzen in mir, den unbewegten Beweger. Oder einen davon.«

»Ja. Es tut mir leid.«

Sie blickte nach oben.

»Vater, was hast du getan?«

Ich zuckte mit den Schultern.

»Ce n'est pas de ta faute.«

Bevor ich abdrücken konnte, war sie verweht, wie alle guten Geister.

*scriptum est domus mea domus orationis
vocabitur vos autem fecistis eam speluncam
latronum*

»Die Schweineherde suhlt sich im Dreck; dem Hirten ziemt der eigene Fleck.«

Irritiert drehte ich mich mit vorgehaltener Waffe einmal um die Achse. Es waren keine Gegner zu sehen und was momentan verlässlicher war: ich spürte keine. Warum dann der Vers des Hopgoblins? Niemand konnte mich hören.

Hätte ich besser in Geschichte, Abteilung Burgen- und Kirchenbau, aufgepaßt, wäre mir vorher eingefallen, was ich jetzt vermutlich aus eigener Anschauung wußte. Kapellen mußten keine separaten Bauten sein, sondern konnten halbabgetrennte Nebenräume von größeren Räumen sein, unabhängig abgesonderte Räume, wie ein Wespennest an der Hauswand klebende Erker, so ziemlich alles, wo man neben einem Altar, dem Kreuz und je nach Façon dem Tabernakel noch wenigstens einen Menschen hineinstopfen konnte, damit er den Verrichtungen nachgehen konnte, die dort gemeinhin verrichtet werden. Eine offensichtliche Kapelle in welcher Form auch immer hatte ich nicht gesehen, aber es lag ohnehin nahe, daß Isabel eine Privatkapelle hatte. Aber wo? Außerdem bestand die Möglichkeit, daß sie sich in einer Dimension aufhielt, die auch Minderbegabten offenstand.

Ich nahm das Hauptportal zurück in die Burg, wo der Rauch inzwischen weniger dicht war. Vielleicht weil ein Luftzug, den Qualm vertrieben hatte. Oder weil das Feuer sich inzwischen mehr auf das Dach konzentrierte, so daß der Rauch sich keinen Weg mehr durch das Erdgeschoß suchen mußte. Die toten Wächter lagen weiterhin unordentlich da, wo sie gestorben waren. Für mich allein wäre

die Hitze, die mir auf den ersten Stufen der Treppe entgegenschlug, wahrscheinlich tödlich gewesen. Aber ich war nicht allein.

Herabgestürzte Balken versperrten mir den Weg. Wäre ich mir sicher gewesen, Isabel hier zu finden, hätte ich einen Weg durch schwelende Bohlen und zukünftige Greisenbriketts gefunden, aber ich hatte – wenngleich Tod keine Option war – mit der Lilie noch etwas vor; ein heißes *Date* erwartete sie.

Wieder draußen im Abendrauch prüfte ich den linken Seiteneingang zum Hauptgebäude. Er war verschlossen. Der Flur im Erdgeschoß des Seitengebäudes war leer; das auch bereits von leckenden Feuerzungen erfaßte Obergeschoß auf den ersten Blick auch. Bevor ich jeden Raum einzeln untersuchte, versuchte ich mein Glück beim rechten Seitengebäude. Die Seitentür zum Hauptgebäude war offen, führte aber nur in eine Vorratskammer und von der in einen Gang, der in der Dürnitz endete.

Mir ging allmählich neben den Optionen auch das Leben aus. Das Erdgeschoß war ebenfalls leer, aber im ersten Stock saßen drei Wachen, kaum noch bei Bewußtsein, vor einer Tür. Bingo. Ich erlöste sie, bevor sie verdorrten und verschrumpelten wie eine vergessene Dattel in einer Oase, die, nicht einmal *Fata Morgana*, nur in Märchen und Mythen noch existierte **90 91 92**.

»Wenn du alles glaubst zu sehen, sind Adern die ersten, die gehen.«

Die Warnung kam zu spät. Die Kugel durchschlug irgendetwas in dem Bereich meiner Kehle und blieb in einem Halswirbel stecken.

»Das wird meiner Opernkarriere nicht helfen«, beschwerte ich mich gurgelnd, bevor ich ihn erschöß. **93**

***Ihr Wahnsinn schmückt mit Lilien sich schön
und düster
Und hebt die Hände auf zur Göttin finsterem
Schrein***

Ich klopfte nicht. Das einzige, was die Kapelle von einem beengten Sammlungsraum für Chemikalien in einem Gymnasium unterschied, war eine freischwebende, etwas träge und gleichgültig flackernde schwarze Flamme, die sich in eine Nische zurückzog, als ich den Raum betrat. Die Göttin in der Nische, und eine Dienerin, die nicht zu ihr betete, sondern ... ausharrte? Isabel fixierte mich, und ich bemerkte, wie die bläulich schimmernden Adern an ihren Schläfen pulsierten. Offenbar hatte sie nicht mitbekommen, daß sie es nicht nur mit Dorain Herbst, dem so nutz- wie hoffnungslosen Sohn eines reichen Vaters, zu tun hatte, sondern mit dem tanzenden Kobold, herausgerissen aus tiefem Schlaf, ausgewürgt aus tieferer Leere.

»Es wird nicht funktionieren, was immer Sie probieren.«

Sie sah mich an und verstärkte ihre Anstrengungen, als hätte sie nicht gehört oder besser: nicht verstanden, was ich gesagt hatte. Meine Zeit war begrenzt; ich wischte mir die jetzt bei jedem Sprechen erscheinenden blutigen Blubberbläschen von den Lippen und schlug ihr gegen das Kinn, was – nach dem lauten Knacken zu urteilen – ihren Kieferknochen brechen ließ. Würde schon wieder werden. Entscheidend war, daß sie bewußtlos war und ich sie so problemlos zum Treffen mit ihren etwas umdekorierten Adepten bringen konnte.

*Oimè quante ferite, Che lividor, che sangue! oh
qual ti veggio, Formosissima donna!*

Auf dem Weg zum halbzerfallenen Kirchenprovisorium stellte sich uns nichts mehr in den Weg. Ich zerrte Isabel wie ein waidwundes Tier hinter mir her. Tut mir furchtbar leid wegen des Designerkleides, aber die Eingeweide sind ja noch in Ordnung. In der Scheune warf ich sie erst einmal in eine Ecke und schaute mir an, was aus den drapierten Leichen geworden war. Hohlsplitzgeschosse verursachten nicht nur eine ganz schöne Sauerei, sie beeinträchtigten auch die Stabilität der Körper. Wenn man normalerweise Leichen anständig in die Kirchenbänke setzen konnte und sie dann auch so sitzenblieben, hingen die hier herum wie Pubertierende kurz vor Sonnenaufgang nach einer langen Nacht. Ich versuchte, eine angenehme Atmosphäre mit aufmerksamen Zuschauern für Isabel zu schaffen, aber bei dem Mann mit der fehlenden Gesichtshälfte gelang es mir nicht. Fehlende Symmetrie, also drehte ich den Kopf ab und kickte ihn unter die Bank. Wenigstens bewahrte er jetzt Haltung.

»Du wisst steben.«

»Erzählen Sie mir etwas Neues.«

»Ich kann dir Ungsterblichkeit geben.«

»Nein danke, ich habe noch eine Sache zu erledigen.«

Ich ging zu ihr, stellte mich direkt vor sie, betrachtete ihr Gesicht. Sie wollte zurückweichen, was die Scheunenwand verhinderte.

»Sie sprechen undeutlich. Sie sollten sich mehr Mühe geben.«

Ich weiß nicht, was sie gegen mich einzusetzen versuchte, vielleicht war es auch nur banale menschliche Wut. Beides war belanglos.

»Wahrscheinlich ist der Kiefer nicht gebrochen, sondern

nur ausgerenkt. In Hinsicht auf eine entspanntere Konversation werde ich den Kiefer wieder einrenken.«

Sie versuchte zu entkommen, wenigstens den Kopf wegzudrehen, aber es gab mehr als einen Grund, warum ich hier war und nicht tot im Spiegelsaal lag. Ich war schnell. Beim ersten Mal gelang es mir nicht, weil Isabel den Kopf zu stark bewegte. Beim zweiten Versuch war ich erfolgreicher.

»Sehen Sie. Es hat gar nicht wehgetan.«

Sie brauchte einen Moment, um die Reste ihre Contenance zusammenzufügen. Ich wartete. Sie wirkte etwas mitgenommen.

»Ich dachte, Sie fühlten keine Schmerzen?«

»Sie kehren eine Weile nach der Apotheose wieder. Wir wollen doch die Sengsation von Schmerzen nicht missen.«

Sie versuchte sich an einem höhnischen Grinsen, das nur schief war. Kieferprobleme möglicherweise.

»Umso besser.«

Die Reste ihrer Grimasse flohen von ihrem zu meinem Gesicht und wurden das, was Isabel vorher nicht gelang: ein Feixen. Ich spürte, wie der Hopgoblin einen Versuchte, aber noch war es nicht so weit. Nun war *playtime*, nicht *bedtime*; die Zeit noch nicht gekommen, sie zu betten und mit Feuer zuzudecken.

Mich kümmerte nicht, ob Isabel zum Archonten aufsteigen oder nur eines ihrer Alter egos, sei es Jack oder Elisabeth, wieder aufleben lassen wollte. Sie war unsterblich, aber nicht göttlich; die ›Apotheose‹ war zum literarischen Topos geworden, spätestens seit der HErr wegen des milden Klimas in einen Vorort von Tallahassee gezogen war und dort eine Self-Service-Tankstelle beaufsichtigte.

»Was willst du mit mir machen?«

Ich sah sie an; sie hatte es immer noch nicht verstanden.

»Mich ans Kreuz nageln? Ich bin unsterblich, ich werde wiederauferstehen wie mein Vorgänger.«

»Nicht, wenn Sie niemand vom Kreuz abnimmt.«

Sie starrte mich an. Ich ließ sie im Glauben, das Kreuz wäre der Abschluß. *Playtime*.

»Und ich habe eine Überraschung für Sie: Sie werden der Göttlichkeit so nah sein, wie sie ihr jemals kommen werden.«

»Fahr zur Hölle.«

»Da komme ich her. Teilweise.«

Dann zog ich sie an den Haaren vor den völlig in Spinnweben eingehüllten Altar. Hinter dem Altar hing der Sohn Gottes an einer ausreichend stabil wirkenden Kreuzkonstruktion und betrachtete gelangweilt das Geschehen. Ich sah mich um. Vielleicht war es Zufall oder es war einer dieser Zufälle, daß eine Werkzeugkiste mit Hammer und verrosteten Zimmermannsnägeln an der Wand stand.

Isabel strampelte und wand sich und versuchte, sich aus meinem Griff zu befreien, aber ein kurzer Schlag mit dem Handrücken beendete diesen Schabernack. Ich überlegte kurz, wie ich sie an das Kreuzifix bekäme, ohne es auf den Boden zu legen. Dann riß ich sie an ihrem rechten Handgelenk hoch und drückte einen der Nägel drei Zentimeter unter dem Handgelenk durch ihren Arm und so weit in das Holz, das die Fixierung stabil genug war für die Arbeit des Hammers. *Das Hämmern*. Während ich den Nagel in das harte Holz trieb, wachte sie auf, um nach ein paar Schmerzensschreien wieder bewußtlos zu werden. Glich der erste Schritt dem Versuch, mit einem Fischmesser einen Luftröhrenschnitt zu machen, so war es danach einfach. Zwar war ihr linkes Handgelenk gebrochen und die Hand hing schlaf und wenig malerisch herunter, aber ich schlug einfach einen weiteren Nagel durch die Handfläche. Dann fixierte ich die Fußgelenke, und die beiden

gaben ein elysisches Bild ab: Isabel gekreuzigt auf dem Sproß des Christengottes.

Ich setzte mich auf den Altar und wartete, daß sie wieder zu Bewußtsein käme.

»Du weißt, daß mich Schmerzen nicht kümmern.«

Immer noch widerständig und lästig.

»Warum haben Sie Nina getötet?«

»Warum nicht?«

Ich überlegte, ob es noch etwas gäbe, das zu wissen für mich von Bedeutung wäre. Da war nichts.

Ich stand auf.

»Was ist mit mir? Werde ich nicht sein und werden wie der Eine auf Golgatha?«

»Eher wie die Verlorenen auf der Via Appia, auf der Ihnen kein Simonsurrogat begegnen wird. Das liegt draußen irgendwo herum. Und Sie werden vergessen werden und sein. Der Wind wird Ihre Asche verwehen und irgendwann werden einzelne Atome auf Golgatha ankommen. Es könnte allerdings eine Weile dauern.«

»Nyx wird dich vernichten!«

»Ich glaube nicht, daß Nyx nach Ihrem Verrat noch großes Interesse an Ihnen hat.«

Irgendwann hatte ich es letztlich verstanden.

»An dir hat gar niemand Interesse. Selbst für eine Philine hat es nicht gereicht, deshalb mußt du dich mit deiner kleinen Studentin begnügen«, giftete Isabel hilf- und witzlos.

Warum konnten geschlagene Furien nicht ihre Niederlage eingestehen und sich, wenn schon nicht mit Grazie, so doch wenigstens mit Anstand entmaterialisieren? Kurz flackerte das Bedürfnis auf, ihr die Nase wegzuschießen, aber zum einen war das nicht nachhaltig, zum anderen verdürbe es *la Isabel flambée*.

Der Funkenflug hatte inzwischen das Dach der Scheune

erreicht, und das vergessene Holz begann zu brennen. Meine Geste hätte als Lebewohl verstanden werden können, aber es war ein Wink für das Feuer. Einmal noch sprach er: »Was des Hoppobblins Feuer zeitigt, sieh: Unsterblichkeit ist beseitigt.«

Als wir gingen, färbte sich der kobaltblaue Himmel über der Scheune schnell rotorange.

*He traverses times & spaces far remote
and bring no comforts
into a night of pain and sorrow*

Mühsam war der Weg zurück in die Burg, über die nun schmierige Innentreppe in den Spiegelsaal. Die Spiegel waren ebenso von Dunkelheit überzogen wie die Bildschirme. Behutsam nahm ich Ninas Körper auf meine Arme und suchte vorsichtig, manchmal stolpernd, immer hinkend, einen Weg auf dem glitschigen Boden durch das Feld der Träume, die zu einem Alptraum aus Blut, Asche und Tränen geworden waren. Am Fuß der Treppe gelang es mir noch, Nina auf den Boden gleiten zu lassen, bevor ich zusammensackte und mich nach Luft ringend auf den Rücken drehte. An dem noch intakten Teil der Decke tanzten Schatten, die sich zusammenrissen, um einen lichten Wald laubloser Bäume darzustellen. Andere Schatten in Blau trugen ein Boot zwischen den Bäumen hindurch zu einem See, während eine rötliche Schattenkutsche in sicherem Abstand folgte. Die Schatten blickten auf mich hinab. In den Eingeweiden der Burg wartete Frederic.

Sein Leichnam war zwar unversehrt – wahrscheinlich hatten meine Freunde Totenwache gehalten und aasfressende Insekten abgeschreckt –, aber die Totenstarre hatte sich noch nicht gelöst, und meine geborgte Kraft verließ mich inzwischen ebenso schnell wie mein Blut, das aus den Wunden nicht länger nur tröpfelte. Wenigstens empfand ich weiterhin keine körperlichen Schmerzen.

So zog ich Frederic wie einen Sandsack hinter mich her, wenn ich ihn nicht mehr tragen konnte. Endlich erreichte ich die Halle. Den Frevel an den anderen, die ich getötet und verstümmelt hatte, konnte ich nicht sühnen, aber ich versuchte zumindest, Nina und Frederic in eine angemessene Position zu bringen. Ein verzweifelter Versuch der

Kompensation, nachdem ich anderen nicht nur das Leben genommen hatte, sondern besonderes Augenmerk darauf gelegt hatte, ihnen auch die Würde zu nehmen. Danach kniete ich mich zwischen die beiden toten Freunde und wartete.

Die Hitze hatte wieder zugenommen, weil einzelne Teile der Dachkonstruktion durch die Decke gebrochen waren und um mich herum weiter glommen und schwelten. Jeden Moment konnte der Wolfshof über mir zusammenbrechen. Der Geruch gegrillten Schweinebauchs zog mir in die Nase, begleitet von der stärker werdenden olfaktorischen Belästigung durch verkohlendes Fleisch. Eine Farce, homerischen Gelächters würdig, daß die Hatz nach dem größtmöglichen Schmerz von dem beendet worden war, der keine Schmerzen fühlte.

Ich wußte nicht, ob ich überhaupt noch atmete oder auch nur lebte. Das Kohlenmonoxid mußte mich längst erstickt haben. So also sollte es enden. Ich wartete.

Weißer Nacht teilte den wieder dichteren schwarzen Rauch, und durch die Gasse jenseits von Feuer und Zeit kam der Bettler.

»Du hattest nur eine Aufgabe zu erledigen.«

Ich lächelte.

»Ja.«

Straßenszene. Ein schöner Junimorgen.]

♪ *One rainy afternoon / we'll meet again /*

Zwei Männer mittleren Alters sitzen schweigend auf einer Plaza vor einem Straßencafé und genießen die Sonne. Ein blechern klingender Lautsprecher spielt ein Lied im Stil der frühen vierziger Jahre. Ein Spritzenwagen hat zuvor die Straße leicht gewässert, damit sie glänzt; aber nicht so stark, daß sich der hellblaue Himmel in ihr spiegelt.

♪ *who knows where / who knows why / but we'll meet //*

Dorain setzte seine Sonnenbrille ab.

»Ein schöner Tag.«

Frederic stimmte ihm zu.

Sie schwiegen wieder.

»Eines wollte ich noch wissen«, bemerkte Dorain bei-läufig nach einiger Zeit, »was ist mit dem Gedicht?«

♪ *tell them all / that's not a lie / written in the sky / tell them before you go//*

»Es war von Beginn an eine falsche Fährte. Niemals hätte ich eine Backdoor offengelassen.«

Dorain nickte.

Die Kamera fährt langsam zurück.

Wir sehen die Gebäudefronten, die eben nur Fronten, Kulissen sind; die Sonne ist ein Scheinwerfer an einem Metallgestänge und die Wände sind hellgrün.

♪ *come back when you're satisfied / come back when it's time / tell them before you go//*

Wir sehen, wie die beiden Freunde kleiner werden und die Stimmen immer leiser, bis wir Frederic gerade noch verstehen:

»Es gab nie das Gedicht, es war alles ein Fake, eine Fik-tion.«

♪ *One sunny afternoon / we'll meet again / who knows
where / who knows why / we'll –*



»J'ai entendu depuis longtemps. Depuis le premier jour.«

Vorsichtig hatte es an seine Zimmertür geklopft.

Sie öffnete sich, und der Kopf seiner Schwester lugte zwischen Tür und Rahmen hervor:

»Hast du einen Augenblick Zeit? Papa hat mir einen Computer mitgebracht.«

»Augenblick.«

Augenblicklich öffnete sich die Tür völlig und seine Schwester setzte wenigstens einen Fuß in sein seit seiner Pubertät immer heiliger – und staubiger – gewordenes Heiligstes.

»Ich soll mich damit vertraut machen, bevor er mir einen neuen kauft. Aber er funktioniert nicht richtig. Kannst du mal nachsehen?«

»Was funktioniert nicht?«

»Weiß nicht, geht irgendwie nicht.«

»Frag jemand anders.«

»Wen denn?«

»Deinen anderen Bruder.«

»Da war ich schon. Der ist nicht da. Und wenn er da ist, hat er für so etwas keine Zeit, weil er sich wie Vater immer nur um Geld kümmert.«

Sie machte eine kurze Pause und blickte ihn dann mit gespielter Schüchternheit und ungespielter Zuneigung an.

»Außerdem bist du mein Lieblingsbruder, mein Retter, mein Held ...«

»Du nervst.«

»Bitte, bitte.«

»Na gut, ich komme gleich.«

Seine Schwester verschwand, ließ die Tür aber angelehnt, um die Dringlichkeit ihres Begehrs zu unterstützen.

»Dringlichkeit ihres Begehrs«. Schöne Formulierung, die ihm da eingefallen war.

Nach einem angemessenen Zeitraum, um nicht den Eindruck eines Dieners seiner kleinen Schwester, für die er natürlich alles getan hätte – er war ja ihr Held –, zu erwecken, ging er in ihr Zimmer. Ohne zu klopfen.

Auf dem Schreibtisch stand ein Monitor im schicken Computerhellbeige, das man wahrscheinlich erfunden hatte, damit die Nikotinpatina in den Büros nicht so auffiel; vor ihm lagen die Tastatur und eine eckige Maus; auf einem niedrigeren Tisch, den seine Schwester an ihren Schreibtisch herangerückt hatte, stand der Midi-Tower.

»Hast du alles richtig angeschlossen, Monitorkabel, Tastatur, Maus und die Stromkabel?«

»Klar, ich bin doch nicht blöd.«

Zur Sicherheit prüfte er die Verkabelung. Es schien alles in Ordnung zu sein.

»Ist alles scheinbar okay.«

»*Anscheinend.*«

Er schaltete erst den Monitor ein, dann den Computer. Auf dem schwarzen Bildschirm erschienen in bernsteinfarbener Schrift irgendwelche Meldungen, etwas zählte hoch, dann wurde der Schirm wieder dunkel, der Computer machte mißmutige Geräusche, und nach einer Weile erschien am unteren Rand die Meldung: »No Bootable Device, Insert Boot Disk and Press Any Key«.

»Wo hat Vater den Computer her?«

»Irgendeine Auktion. Von einer Behörde oder so.«

»Wahrscheinlich wurde alles gelöscht, und jetzt fehlt das Betriebssystem. Ich habe eine CD, mit der man booten kann. Ich komme gleich wieder.«

Er hatte eigentlich keine CD, aber sein Bruder. In der dritten Schublade dessen Schreibtischs fand er die Windows-CD zwischen anderen Programmen wie Lotus Ami-

Pro und Borlands Quattro Pro, dem Lieblingsprogramm seines Bruders.

Als er zurück ins Zimmer seiner Schwester kam, starrte sie ihn bedrückt und vielleicht auch etwas schuldbewußt an.

»Was ist passiert, Em?«

»Ich weiß nicht. Ich wollte schon mal das CD-Laufwerk aufmachen, aber es hat ein bißchen geklemmt. Mit einer Haarnadel ging es dann. Aber als die Schublade herausgefahren ist, fiel ein kleines zusammengefaltetes Papier heraus. Habe ich was kaputtgemacht?«

»Glaube nicht.«

»Aber die Schrift auf dem Monitor ist verschwunden.«

»Steht etwas auf dem Papier?«

»Weiß nicht.«

»Zeig mal.«

Er entfaltete den Zettel.

»Ein Gedicht. Das hat nichts mit dem Computer zu tun. Vielleicht ein Scherz des früheren Besitzers oder er wollte es verstecken. Aus welchem Grund auch immer.«

»Was steht da. Lies mal vor.«

Nemo

In Himmelswogen,
fein verwoben,
bin ich gebettet.

Der Kopf versunken
in Kissen
aus Phoenix-Federn.

Verhüllt von einer
schweren Decke. Noch

Lichter am Himmel
leuchtend.

Die Traumreise beginnt.

Emily blickte an seiner Schulter vorbei mit weiten Augen auf den Monitor.

»Dorain, da steht jetzt etwas.«

Er drehte sich um.

In der untersten Zeile wartete ungeduldig und bernsteinfarben der blinkende *Prompt* auf eine Eingabe, aber in der Mitte des Monitors stand in für diesen Monitor zu großer und vor allem unmöglicher *grüner* Schrift:

Eben .

Wenn du von allem dem, was
diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes
wert gefunden:
So sei mir wenigstens für das
verbunden,
Was ich zurück behielt.

Gotthold Ephraim Lessing

to all contributing
living and dead souls,



Danke.

Dorain

